wm.

f. o. germ. 69 ne

Bachmann

Kerkerwonne.

Druckfehler.

Kerkerwonne.

Historischer Roman aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts

von

A. Bachmann.

Berlin 1859.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

106 - Pk. 1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Nach schmerzlicher Unterbrechung wage ich es von Neuem, meinen geneigten Lesern zu nahen. Es geschieht, um da, wo ich aufgehört, wieder anzuknüpfen und das dritte Fragment aus des Herrn Grafen Heinrich Rzewuski romantisch-historischen Werken zu überreichen.

Dem Maaß meiner Kräfte entsprechend, wird die Arbeit eine um so schwächere Copie sein, je glänzender das Ganze im Original. Nur wegen der anerkannten Vorzüge des Letzteren schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß auch diesem Versuch die bisher zu Theil gewordene Nachsicht nicht fehlen möge.

Berlin, den 14. Oktober 1859.

W. B.

Inhalt.

		Seite
I.	Einleitung	1
II.	Das Enkelkind	18
III.	Das Fest in Krotoschin	33
IV.	Die Audienz an dem Gartenspalier	44
V.	Fulmen Orientis als Fürsprecher	58
VI.	Die Reise zur Fahne	71
VII.	Dunikow der Exerziermeister	83
VIII.	Baruch der Pferdelieferant	98
IX.	Der Ueberfall	117
X.	Fernere Nachricht vom Kriegsschauplatze	133
XI.	Der Sänger mit dem verstümmelten Namen	149
XII.	Der Pedant	171
XIII.	Der Starost von Stollno	192
XIV.	Krankheit	208
XV.	Zorn des Aristokraten	222
XVI.	Schloß Prusowo	230
XVII.	Wendepunkt	245
XVIII.	Pultawa	260
XIX.	Der Letzte der Amnestirten	269
XX.	Schluß	275

Vorbemerkung.

Mit Hinweis auf die historische Notiz Capitel XVIII. Seite 261 diene Freunden der Literatur des Auslandes zur Nachricht, daß das Werk, aus dem die nachstehende Erzählung entlehnt ist, in dem Original den Titel führt:

Adam Smigielski Starosta Gnieznieński

przez

Henryka hrabię Rzewuskiego.

I.

Einleitung.

Gegenüber der Zunahme der Bevölkerung, der leichteren Communikation und der neuen gewaltsamen Todesgeschosse finden die Sehnsuchtsrufe nach größeren Garantieen für permanente Friedenszustände ihre volle Berechtigung. Denn das Kriegswesen droht in seinem Fortschritte dergestalt zur Barbarei zurückzukehren, daß der einsam sinnende Genius, von einem tiefen Weh erfaßt, sich abwendet. Die Worte unseres Lieblingsdichters werden im Allgemeinen immer mehr wahr: »Ein Schlachten ist's, nicht eine Schlacht zu nennen.« Fast scheint es, als ob die Auszeichnung des Einzelnen durch Seelenvorzüge aufhören und Männerkraft ganz vom Erdboden verschwinden sollen. Aber zum Glück ist es doch nur scheinbar.

Clio, die allversöhnende, nach unserer Sprechweise die druckgefeiten Reste dessen, was die tausendzüngige Fama verkündet, die Geschichte, gewährt auch hierin Trost. Sie lichtet von Zeit zu Zeit das blutgetränkte Schleiergewand

der gegenseitigen Zerstörung und bewahrt heroische Thaten der dankbaren Erinnerung.

Auch die sarmatische Vorzeit hat ihre homerischen Gestalten, denen nicht bloße Ruhmsucht als einzige höhere Triebfeder zum Grunde lag, sondern wahrer Heroismus, Aufopferung des Theuersten mit dem Bewußtsein hochedlen Zweckes.

Bei den Blättern dieser Annalen werden wir an einen Vorgang erinnert, der in seiner Schlichtheit und Seelengröße den gepriesenen Vorbildern des Alterthums an die Seite gesetzt werden darf.

Wir meinen die Vertheidigung der Feste Olsztyn.

Während des Interregnums nach Stephan Bathory's Tode, als der eine Theil des Volkes für Siegmund Wasa, der andere für den Erzherzog Maximilian Partei genommen, stand Kaspar Karlinski, der Kommandant von Olsztyn, in der Wojewodschaft Krakau, unter Zamojski, auf Seiten Siegmunds, und wies alle Angriffe und Aufforderungen der Belagerer, die Feste zu übergeben, standhaft und entschlossen zurück. Selbst als es dem Feinde gelang, die Amme und das einzige Söhnchen Karlinski's gefangen zu nehmen, und sie als Geißeln zu bewahren, blieben alle Vorschläge und Drohungen fruchtlos.

Inzwischen wurden alle Vorbereitungen zum Sturm getroffen und der Tag der Entscheidung beschleunigt, weil die Nachricht von dem Anzuge eines Entsatzheeres eingetroffen. Aber zur festgesetzten Stunde schritt die ganze

Linie der Belagerer nicht wie zum Kampf, sondern wie zu einem Fest vor. Eine so große Zuversicht auf das Gelingen eines untrüglichen Plans herrschte in dem Lager. Auf das Signal zum Angriff wird nämlich vor die Hauptsturmkolonne die Amme mit dem Kinde Karlinski's geführt. Dieser, von den Seinigen darauf aufmerksam gemacht, eilt auf den Wall, hört die Fanfaren des Feindes und erkennt seinen Sohn wieder. Die Kolonne, mit dem schuldlosesten Unterpfand, dessen man sich je in feindseliger Absicht bedient, an ihrer Spitze setzt sich in Marsch. Nach einem kurzen, aber gewaltigen inneren Kampfe zwischen der Liebe zu seinem Kinde und dem Pflichtgefühl zu seinem Vaterlande giebt der Kommandant unerschüttert das Zeichen, die Geschütze zu lösen. — Rauchwolken verhüllen die Opfer der unerhörten That, aber ein panischer Schrecken läßt selbst die Glieder des Tapfersten erstarren, und der Feind, durch solchen Widerstand muthlos gemacht, hebt die Belagerung auf.

In einer Urkunde, die auf Authenticität keinen Anspruch erhebt, findet sich unter denjenigen, welche dem tapferen Kommandanten zur Seite gestanden, auch ein Rittersmann Boleslaw von Schmiegel.

Wenn wir von authentisch sprechen, so verstehen wir darunter die äußere verbriefte Wahrheit. Nichtsdestoweniger gereicht es dem Geschlechte zur Ehre, wenn die Ueberlieferung von ihm meldet, daß eines seiner Mitglieder zur Besatzung von Olsztyn gehört. Es mag dies als ein

zuverlässiges Anzeichen schweigender Verdienste gelten, wie nicht minder, daß die Nachkommen ihrer Väter würdig gewesen, wenngleich diesen das Glück nicht gelächelt und ihre Thaten nicht besser anerkannt worden sind. Deshalb hoffen wir, daß auch der geneigte Leser, wenn er nachfolgende Erzählung des Einblicks gewürdigt, gegen die innere Wahrheit der Urkunde nichts einzuwenden haben wird, in welcher wir dem Stammesnamen unseres Helden am früheften begegnet.

* * *

Das Andenken der Familie von Schmiegel reicht bis in die Zeiten Casimirs des Großen, unter dessen Regierung sie zur Gründung der Stadt gleichen Namens in der damaligen Wojewodschaft Posen beigetragen. Erbtheilungen und Unglücksfälle hatten es indessen dahin gebracht, daß das Haus bereits unter Siegmund III. sich seines größeren Grundbesitzes entäußert und die Mehrzahl seiner Mitglieder ihr Fortkommen in dienstbaren Stellungen und in dem Heere suchte. Gleichwohl wird ihrer vielfach in alten schriftlichen Nachrichten Erwähnung gethan, und zwar als solcher Persönlichkeiten, die mit unabhängigem und beharrlichem Sinn ein Streben nach Höherem verbanden. Insbesondere gilt dies von Stanislaw von Schmiegel. Er hatte sich in mehreren kriegerischen Expeditionen ausgezeichnet. Nichtsdestoweniger trugen ihm seine Verdienste keine Ehrenstellen ein. Als Arianer und mit dem Hause

Zebrzydowski liirt, war er nämlich an dem Aufruhr betheiligt, durch den Siegmund fast um den Thron gekommen wäre. Schmiegel selbst drang in das Zelt des Königs und suchte ihn mit gezogenem Säbel und mit den Worten auf:

— »Wo steckt der Schwede.« —

Nach Bewältigung der Unruhen blieb es daher für ihn noch ein großes Glück, daß er sich auf eine ererbte Besitzung von sehr mäßiger Ausdehnung zurückziehen konnte. Obwohl bereits in Jahren vorgerückt, verheirathete er sich mit einer jungen Dame, welche den Mangel an Vermögen durch ein angenehmes Aeußere, Bildung und gute Herkunft ersetzte. Die mit dem Gute übernommenen Lasten überstiegen indessen in so kurzer Zeit seine Kräfte, daß dem Ehepaare zuletzt nichts übrig blieb, als sich auf den Hof und ein Stück Ackerland zu beschränken, das ihnen durch das Mitleid der Gläubiger überwiesen worden. Hier sollte der frühere freie Waffengefährte mit seiner vornehmen jungen Frau sich zu der Lebensweise eines dienstbaren Landmannes bequemen. Dies mußte für sie um so härter sein, als sie nicht blos mit der Bedrängniß der Armuth zu kämpfen hatten, sondern, von den Glaubensgenossen des einen Theils verleugnet, von den des anderen gemieden, in der ganzen Umgegend so gut als hülfelos dastanden.

Zudem beschenkte die junge rüstige Frau Jahr aus Jahr ein den Ehebund mit einem Kinde, von denen jedoch keins das andere überlebte.

Die Differenzen in Glaubensſachen wurden aber mit der Zeit immer unerträglicher, weil ein Oheim Stanislaw's, Lubienecki, gewöhnlich der Papſt der Arianer genannt, es nicht dabei bewenden ließ, den Eheleuten jede Unterſtützung zu verſagen, ſondern ſogar zu offenen Verfolgungen überging. Es kam in Folge deſſen zu thätlichen Reibungen, in denen der Ritter ſein früheres Waffenhandwerk geltend machte. Dadurch gelangte die Familie von Schmiegel bei den Glaubensgenoſſen der Frau wieder in Aufnahme, und es wird namentlich eine reiche Wittwe, die Staroſtin von Radom, genannt, welche ihr die bedrängte Lage durch Zuſendung von Victualien und anderen Wirthſchaftsbedürfniſſen zu erleichtern ſuchte. Das erweckte natürlich die eingeſchlummerten Lebensgeiſter des Ritters, und da die Sitte der Gaſtfreundſchaft es erforderte, wenigſtens die Ueberbringer der Freundesgaben, Beamte der Staroſtin, zu bewirthen, ſo ſorgte der Hausherr aus ſeinen Mitteln für einen Labetrunk; er that dies auch, ſo viel es an ſeinem Willen lag, mußte indeſſen bei dem Schänker dafür ſeinen Säbel zum Pfande laſſen.

Das ſorgenfreiere Leben, das nun für die Schmiegelſchen Eheleute anfing, ſollte jedoch nicht lange währen. Die neuerdings entzündeten Feindſchaften oder alte unverſöhnte Widerſacher ſuchten in einem nächtlichen Ueberfall des Schmiegelſchen Gehöftes die Befriedigung ihrer Rache, deſſen Ausgang der war, daß Schmiegel, waffenlos und ſchlaftrunken, den Streichen erlag und entſeelt an der

Seite seiner ohnmächtig gewordenen Frau zusammensank. Als diese wieder zu sich kam, rief sie die Nachbarn zu Hülfe, von denen sie getröstet wurde, so gut es anging. Man überzeugte sich, daß das Verbrechen aus persönlichen Motiven vollbracht sein mußte, da weder in der Speisekammer, noch in der übrigen Wohnung irgend ein Schaden angerichtet war. Die Sache kam vor den Richter, und obwohl derselbe anfangs die Meinung des Gerüchts theilte, daß die Arianer als Urheber des Unglücks anzusehen, so fehlten doch alle Beweise, um gegen Jemanden deshalb einzuschreiten. Das Resultat der Untersuchung bestand darin, daß der jüdische Schänker verurtheilt wurde, der Wittwe den versetzten Säbel nebst einer Entschädigung herauszugeben. Es blieb ihr nunmehr nichts übrig, als die Wohnung zu verlassen und sich anderwärts ein Obdach zu suchen. Unter den Nachlaßgegenständen befand sich ein eigenhändiger Brief des Verstorbenen, den er noch während des ersten Ungemachs ihrer Ehe an den Kastellan Potocki, Sohn des Wojewoden, gerichtet, und worin er unter Bezugnahme auf seine Verdienste um dies Haus eine Unterstützung nachsuchte. Die Wittwe nahm sich vor, diesen Brief selbst zu überreichen. So gering die Entschädigung war, welche sie von dem jüdischen Schänker erhielt, so wurde sie doch dadurch in den Stand gesetzt, ihre Reise nach den Gütern anzutreten, auf welchen sich damals der Kastellan aufhielt. Auch fand sie daselbst eine überaus gütige Aufnahme. In Erinnerung der Dienste, die der

Verstorbene seinem Vater geleistet und mit Rücksicht darauf, daß die Wittwe guter Hoffnung, wurde ihr ein bescheidenes, aber sehr ordentlich eingerichtetes Gehöft übergeben. Der Kastellan überzeugte sich selbst, daß für alle ihre Bedürfnisse gesorgt war, und wünschte ihr Glück zu ihrer bevorstehenden Niederkunft mit den Worten:

— »Seid ohne Sorgen; wenn es ein Sohn ist, so werde ich mich seiner annehmen, und wenn es eine Tochter ist, so wird es meine Frau thun.« —

Kurz darauf genas die Wittwe von einem Knaben, welcher durch seine Größe und die Fülle der Gesundheit Alle in Staunen setzte. Dem physischen Aeußern entsprach indessen keinesweges seine innere Befähigung; denn als der Knabe 5 Jahre alt war, hatte der Lehrer viele Mühe, ehe er ihm auch nur das Lesen beibringen konnte. Der Knabe blieb voll des besten Willens, sehr folgsam, aber durchaus nicht geistig begabt. Je mehr er von Gesicht seinem Vater glich, desto verschiedener von ihm war sein Charakter; denn der seelige Stanislaw hatte sich als ein Muster von Kühnheit bewährt, und der kleine Zacharias zeigte sich als das furchtsamste Kind. Wie einst Jacob der Erste von England, so zitterte er bei dem Anblick eines Säbels und konnte dies Gefühl durchaus nicht bewältigen. So gern seine Mutter das Gegentheil gesehen hätte, so mußte sie doch mit der Fügung zufrieden sein, und unterließ daher nichts, was zu seiner Ausbildung für das Civilfach nöthig war. Als Zacharias das sechszehnte Jahr beendigt, wurde

er dem Wojewoden vorgestellt, welcher ihn dem Hausgouverneur von Opatowo empfahl, um ihn als Manualist in der ökonomischen Kanzlei unterzubringen. Hier erwarb er sich durch Fleiß und gute Aufführung das Vertrauen des Gouverneurs und gründliche Kenntniß in der Landwirthschaft.

Nachdem er in dieser Eigenschaft bereits mehrere Jahre thätig gewesen, ereignete es sich, daß in dem Reichstage ein allgemeines Aufgebot zu der nachmals so berühmt gewordenen Wiener Expedition wider die Türken beschlossen wurde. Zur Aushebung der betreffenden Mannschaft kam der Wojewode in Begleitung seines Sohnes, des Kastellans von Lemberg, nach Opatowo. Hier wurde ihnen mit andern Officianten auch Zacharias von Schmiegel vorgestellt. Seine hohe breitschultrige Gestalt und sein ernstes Wesen verkündigten einen wackeren, viel versprechenden Kriegsmann; daher sagte zu ihm der Woywode:

— »Nach Allem, was ich von Euch gehört, seid Ihr zwar ein großer Landwirth und Eure Thätigkeit ist mir sehr von Nutzen; aber da es sich um das Vaterland handelt, so muß ich Euch gegen die Türken mitnehmen.«

Als die Kriegsübungen des Adels vorgenommen wurden, merkte Niemand, welche Angst und Ueberwindung sie dem Zacharias kosteten. Diese Uebungen dauerten indessen nicht lange, und kurz darauf führte der Wojewode seine Schaar nach Wien. Zacharias ging wie ein Delinquent mit, und war überzeugt, daß er das Ende der Expedition

nicht erleben würde. Seine Mutter wußte nichts Besseres zu thun, als ihren Schmerz durch Thränen zu lindern, und ihre Zuflucht zum Gebet zu nehmen. Sie gelobte eine Wallfahrt zu dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau in Czenstochau, wenn ihr Zacharias zurückkehre. Sie fühlte sich überdies als die unglücklichste der Mütter; denn, wenn die Anderen für ihre Söhne den Tod oder Verstümmelung fürchteten, so war sie zumeist darum besorgt, daß der Name ihres Mannes durch die Feigheit des Sohnes befleckt werden könnte. Es zeigte sich indessen auch in diesem Falle, daß der Himmel wahrhaft inbrünstige Gebete nicht unerhört läßt.

Es ist bekannt, daß die ersten Gefechte bei Wien durchaus nicht glücklich ausfielen. Ehe der nachmals so berühmt gewordene Artillerie-General Martin Kątski, Wojewode von Kiow, Gelegenheit fand, sich durch seine Salven auszuzeichnen, mußten die Vorposten den Kampf einleiten. Als der König Sobieski mit einer kleinen Abtheilung die feindlichen Streitkräfte recognoscirte, wurde er von den Türken überfallen und wäre fast in Gefangenschaft gerathen. Er machte sich selbst mit dem Schwerte Bahn; der Unterkämmerer Rzewoski wurde bei dieser Gelegenheit schwer verwundet und eine große Zahl vom königlichen Gefolge blieb auf dem Platz. Zum Glück kam der Kurfürst von Bayern mit seiner Reiterei zur Hülfe, ihm folgte Potocki mit seinem Sohne und dem Fähnlein, zu welchem auch Zacharias gehörte. Ehe er sich dessen versah, stand dieser mitten auf

dem Kampfplatz. Aber kaum merkte er an dem Pfeifen der Kugeln und an dem Schlachtgedröhne, wie nahe die Gefahr sei, als er die erste Gelegenheit benutzte und seitwärts querfeldein davonritt. Sein Pferd blieb jedoch plötzlich vor einem Graben stehen, Zacharias stürzte kopfüber hinein und befand sich neben den Leichen zweier erschlagenen Türken.

Jeder Andere würde in dieser Situation einigermaßen in Verlegenheit gewesen sein, aber feige Seelen haben auch ihre Logik. Zacharias dachte an nichts weiter, als an die Gefahr, seinen Kopf zu verlieren, denn er hatte gehört, daß die Türken den Gefangenen die Köpfe abschneiden und sie in Säcke fortschleppen, um dafür Bezahlung zu erhalten. Was thut er also? er nimmt eiligst einem Türken den Turban ab, bedeckt sich damit und kauert in dem Graben nieder, indem er dabei denkt, »kommt Einer von den Meinigen, so rufe ich ihn an und gebe mich zu erkennen, kommt aber ein Türke, so schweige ich.« Während dem hatte der König durch die erhaltene Unterstützung freies Feld gewonnen, der feindliche Haufe wurde zurückgeschlagen, und die Verbündeten traten ihren Marsch in das Lager an.

Da wollte es der Zufall, daß zwei bayerische Reiter von ihrer Fahne abseits längs dem Graben ritten und an die Stelle kamen, wo der türkische Turban auf dem Kopfe des Zacharias über dem Graben sichtbar war. Als sie sich ihm näherten, hielten sie ihn natürlich für einen Türken. Zacharias redete sie in seiner Sprache an, die sie aber

nicht verstanden. Der eine Reiter versetzte ihm einen Hieb in das Gesicht, von dem Zacharias in Ohnmacht fiel. Die Reiter wollten ihre Beute suchen, erschracken aber nicht wenig, als sie die verbündete Montirung, und überdies noch am Halse des vermeintlich Erschlagenen ein Muttergottesbild erkannten. Sie machten sich in der Eile davon und schlossen sich ihrer Abtheilung an, froh, daß ihnen Niemand begegnet, der sie wegen Nichtachtung des Verbündeten zur Rechenschaft hätte ziehen können. In der That folgte ihnen die Fahne von Sandomir.

Der Kontusch ihres Landsmannes im Graben fiel Einigen hiervon auf, die deshalb von den Pferden stiegen und bei näherer Untersuchung fanden, daß ihr Landsmann noch athmete. Sie nahmen ihn mit sich in das Lager und als man sein Gesicht von Blut gereinigt hatte, erkannten sie Zacharias. In der Hitze des Gefechtes hatte Niemand darauf geachtet, daß er ohne Commando den Rückzug angetreten, da man aber unweit des Grabens zwei erschlagene Türken, dicht an seinem Kopfe einen Turban und ihn selbst verwundet angetroffen hatte, so war es ganz offenbar, daß er sich mit mehreren Türken geschlagen, zwei davon zu Boden gestreckt, und durch den Blutverlust seine Besinnung verloren.

Als dies der Wojewode erfuhr, ließ er ihn in der Nähe seines Zeltes unterbringen und von seinem Feldscheerer behandeln.

Auf diese Weise kam es, daß, während seine Kame-

raden die weltberühmten Schlachten vor Wien schlugen, er sich im Zelte dicht am Hauptquartier pflegte und bis zum Siegeseinzuge soweit wieder hergestellt war, um sich demselben anzuschließen. Den Rest der Expedition machte er hernach mit, ohne daß ihm irgendwie etwas Bemerkenswerthes begegnete. Hierbei erfreute er sich des Rufes, zu den tapfersten Rittern der Wojewodschaft Sandomir zu gehören, und erlangte außerdem noch die besondere Gunst des Wojewoden. Als daher der König mit dem Beinamen fulmen orientis an der Spitze seiner Ritterschaft wieder in das Vaterland zurückgekehrt war, ernannte der Wojewode von Beltz den tapferen Zacharias, um ihn in seiner Nähe zu haben, zum Gouverneur von Krotoschin. Allerdings war es unerhört, daß man einen so wichtigen Posten einem jungen Manne anvertraute, der kaum das zwanzigste Jahr überschritten, aber was verdiente nicht ein Held, der sich vor Wien ausgezeichnet, und der zu Hause noch überdies als einer der tüchtigsten Landwirthe galt. Einige Zeit nach seiner Installation starb zwar der Wojewode, Zacharias fand aber in dessen Sohne und Erben, dem Kastellan von Lemberg, einen nicht minder freundlichen Gönner. Dieser war nämlich vor Wien ebenfalls verwundet worden, und hatte den Zacharias im Lazareth näher kennen gelernt und lieb gewonnen. Die Wunde des Kastellans war indessen nicht so leicht zu heilen, wie die des Zacharias, und als dieser einem späteren Feldzuge nach Ungarn folgen sollte, ließ es der Kastellan nicht zu, indem er sagte:

— »Ich weiß zwar, daß Ihr hier keine Ruhe habt, und daß Ihr gern dort hin möchtet, wo die Schwerter blinken und die Kugeln pfeifen, aber ich bitte Euch, verlaßt mich nicht; wir wollen gemeinschaftlich das Versäumte nachholen.« —

Man sieht daraus, daß das Gebet seiner Mutter geholfen, da man ihn sogar dazu zwang, was seine Seeligkeit ausmachte. Zacharias erkannte dies auch in so hohem Grade an, daß er nach seiner Rückkehr seiner Mutter alle Sorgfalt zuwendete, und als Gouverneur von Krotoschin ihr die Leitung seines Hausstandes übergab. Als sie von den Heldenthaten ihres einzigen Sohnes hörte, konnte sie es allerdings nicht begreifen, wie er auf einmal zu dieser Tapferkeit gekommen. Man muß ihm indessen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ihr das Geheimniß derselben mittheilte. Da er sich aber niemals seiner Thaten gegen Andere rühmte, so oft auch die Rede vom Feldzuge war, und sorgfältig ein Eingehen auf die Einzelheiten seiner Verwundung vermied, so wurde ihm dies als Bescheidenheit angerechnet, und für das Zeichen wahrhafter Tapferkeit gehalten. Selbst sein neuer Herr, so oft er ihn seinen Freunden und Bekannten vorstellte, unterließ es niemals, beizufügen:

— »Wir sind Beide, ich und der Herr von Schmiegel, unter meinem Vater vor Wien gewesen; aber dem Herrn von Schmiegel schien es gleich bei dem ersten Zusammentreffen vorbehalten, dem Feinde einen panischen

Schrecken einzujagen. Es war damals die wichtigste Stunde und von guter Vorbedeutung für den ganzen Feldzug. Für den Herrn von Schmiegel um so ruhmwürdiger, als er sich bisher noch vor Niemandem mit seinen Thaten gebrüstet.«

Ein solches Lob fand auch nirgends Widerspruch. Sein martialischer Ernst, seine athletische Gestalt, und namentlich die Narben im Gesicht waren so vollgültige Beweise seines Muthes, daß, wenn Jemand auf das Evangelium das Gegentheil geschworen, er doch keinen Glauben gefunden hätte.

Wenn ihm aber die Vorsehung gerade das versagt, was seinen Ruf ausmachte, so war er von der anderen Seite, wie schon mehrfach erwähnt, mit allen denjenigen Eigenschaften auf das Reichlichste ausgestattet, welche die Vorzüge eines guten Landwirthes ausmachen. Es kam ihm überdies Alles das sehr zu statten, was seine Kameraden von der sorgfältigen Wirthschaftsführung nur allzusehr abhielt. Zacharias mied die Gelage und Festlichkeiten und nahm sogar selten an den Vorversammlungen und Provinzial-Landtagen Theil. Sein ganzes Sinnen und Trachten blieb dahin gerichtet, die Kultur der ihm anvertrauten Besitzungen und damit den Wohlstand seines Gönners zu heben. — Das wußte auch dieser zu schätzen, und suchte es seinem getreuen Diener und Freunde auf alle mögliche Weise zu vergelten. In der heutigen Zeit, wo die gegenseitigen Berührungen meistentheils durch Kontrakts-

punkte geregelt werden, und wodurch gewissermaßen ein Mensch dem anderen eher feindlich als freundlich gegenüber steht, wo Alles nur darauf ankommt, daß der Eine so viel als möglich zu erlangen, und der Andere so viel wie möglich zu ersparen sucht, hat man von Beziehungen kein Verständniß, in denen der eine Theil sich durch Anhänglichkeit und Aufopferung, und der andere durch Liebe und Wiedervergeltung auszuzeichnen suchte. Die Erfüllung dieser gegenseitigen Pflichten stand auch unter einem ganz anderen Schutze, als dies heute der Fall zu sein pflegt. Damals wog man das Glück nicht nach den Prozenten der jährlichen Einnahme; man kannte höhere Güter des Lebens. In dieser Weise sorgte auch der Kastellan, nachdem er die Wojewodenwürde erlangt. Durch seine Vermittelung heirathete Zacharias ein Fräulein aus dem Hause Kerdey, mit der er eine Besitzung in der Wojewodschaft Braclaw, und überdies noch eine baare Summe, welche bei seinem Prinzipal eingetragen war, als Mitgift erhielt. Obwohl nun Zacharias mit seinen Angehörigen von dem eigenen Vermögen leben konnte, so verließ er dennoch nicht den Dienst, sondern war vor wie nach bestrebt, das Wohl seines Herrn zu fördern und ihm nützlich zu sein. Auch wurde die junge Frau des Zacharias ein Band mehr, welches ihn an den Wojewoden fesselte. Denn als Letzterer nach dem Tode seiner ersten Gattin sich mit einer jungen Dame aus dem Hause der Opalinski verheirathete, entstand zwischen den beiden Ehefrauen annähernd beinahe

dasselbe Verhältniß, wie zwischen den Ehegatten. Die dienstliche Stellung that der Freundschaft und gegenseitigen Achtung keinen Eintrag, womit der Wojewode um so zufriedener war, als er während seiner öfteren Abwesenheit von Hause seine junge Gattin unter einer treuen und vorsorglichen Obhut wußte.

II.

Das Enkelkind.

Die Stadt Krotoschin verdankt ihr Emporblühen dem Wojewoden von Beltz, Joachim Potocki. Er hatte viele Kaufleute und Handwerker aus Sachsen und Schlesien herangezogen, und durch Privilegien den Grund ihres nachmaligen Wohlstandes gelegt, überdies hatte er ihnen auf seine Kosten das Rathhaus und die Kirche bauen lassen und für das standesgemäße Auskommen des Pastors Sorge getragen. Die deutschen Ansiedler besaßen die meisten gemauerten Häuser am Markt und den daran stoßenden Straßen, während die Landeskinder in ihren hölzernen Gebäuden die beiden Vorstädte Pilawka und Zawale bewohnten. Diese letztere Vorstadt bildete den schönsten Theil von Krotoschin und zog sich amphitheatralisch bis an den Fluß gleichen Namens. Auf den Anhöhen befand sich ein Kloster der Augustiner und ein Jesuiten-Collegium. Ueber denselben ragten die Zinnen des Schlosses der Potocki's empor. Nicht nur die zinsbaren und auf Graciale

gesetzten, sondern sogar die unabhängigen Adligen drängten sich nach Zawale, bauten sich dort in Gehöften an, oder mietheten dieselben schon aus dem Grunde, um in der Nähe des Collegiums zu sein, oder in demselben ihre Kinder erziehen zu lassen. In der ganzen Umgegend gab es keinen Familienvater, der nicht für einen locum standi in Krotoschin gesorgt hätte, um daselbst einen Lehrer für die Kinder zu unterhalten und wenigstens einige Tage des Jahres daselbst zu verweilen. Er selbst pflegte alsdann auf dem Hofe nur zu nächtigen; den Vormittag brachte er im Refectorium in Andacht und beim Frühstück zu. Mittags und Abends begab er sich zu dem Wojewoden, der sich glücklich fühlte, wenn seine Gemächer von Gästen überfüllt waren.

Unter den Gehöften auf Zawale zeichnete sich eins durch seine Bauart und die Größe seiner Attinenzien aus. Es stieß daran ein großer Obstgarten, von dem sich die Wiesen längs des Flusses hinzogen, theilweise mit Lein und Gemüsesorten angebaut. Der Besitzer hatte die glückliche Lage des Gartens benutzt und einen Weinberg angelegt, von dem er sogar Wein kelterte, der sich indessen erfahrungsmäßig nur einige Jahre hielt und daher als Geschenke dem Herrn Wojewoden und den Klosterbrüdern dargebracht oder mit Hausfreunden genossen wurde. Wenn er aber auch aus dem Weinbau keinen Vortheil hatte, so gewährte doch der Ertrag aus den Bienenstöcken einen desto reichlicheren Gewinn.

Der lebenslängliche Besitzer dieses Gehöftes war Zacharias von Schmiegel, der in demselben neben der Erholung von den Mühsalen seiner Stellung auch den Ersatz für äußere Ehren und Auszeichnungen in einem stetigen und seinem Charakter entsprechenden Familienglück gefunden hatte. Seine Ehe war mit Kindern gesegnet, die indessen bis auf seinen dritten Sohn alle starben, bevor sie noch das Alter von einem Jahre exreichten. Nach der Geburt dieses Sohnes wurde dem Vater von einer bejahrten Nachbarin der Rath ertheilt, ihn Adolph zu nennen, weil er unter diesem Namen gedeihen werde. Das Elternpaar folgte diesem Rathe und hatte es nicht zu bedauern, denn der kleine Adolph überwand alle Kinderkrankheiten und fing ungefähr im fünften Jahre an, die Schule zu besuchen. Es war ein kräftiger, hübscher und muthwilliger Junge, und von einer Munterkeit, daß ihn seine Großmutter das Gegenstück seines Vaters nannte. Während Zacharias durch Folgsamkeit, Fleiß und stilles Wesen den Mangel an Fähigkeiten zu ersetzen gesucht, war es bei seinem Sohne umgekehrt. Er machte seinen Muthwillen und Ungehorsam durch leichte Fassungsgabe und schnelle Arbeit vergessen. Nichtsdestoweniger bekam er fast täglich, sei es in der Schule oder zu Hause, Schläge; — denn auf dem Hofe mußte das Federvieh herhalten und in der Schule ließ er andern Kindern keine Ruhe, kam meist mit zerrissenen Kleidern, Beulen und blauen Flecken nach Hause, oder blieb mitunter gar weg, daß er unter der Angst der Eltern bei allen

Nachbarn gesucht wurde. Gleichwohl gab es doch einen Ort, an dem selbst der kleine Adolph, so unartig er sonst war, doch sehr gern gesehen und gut aufgenommen wurde; das waren die Gemächer der Wojewodin, in denen er sich alle Sonntage und Donnerstage einfand. Die Staroſtin hatte ein Töchterchen, die, um vier Jahre jünger als Adolph, ihn als Spielgenosse liebgewann, und da er sich in dieser Eigenschaft tadellos aufführte, so stand er bei der Wojewodin in großer Gnade. Sie nahm ihn bei jeder Gelegenheit in Schutz, sogar gegen seinen Vater, beschenkte ihn oft mit Kleidern und Spielzeug und betrachtete ihn fast als zum Hause gehörig. Daher kam es auch, daß der Knabe in der Nähe seiner Spielgenossin sich ganz anders benahm, als in der Schule oder in dem elterlichen Hause. Da wußte er, aufmerksam und vorsichtig, die kleine Sophie auf alle mögliche Weise zu unterhalten, weshalb diese ihn auch viel lieber hatte, als ihre beiden Brüder aus erster Ehe. Es schloß sich auf diese Weise eine gegenseitige Anhänglichkeit, die mit den Jahren zunahm, und die dadurch um so mehr genährt wurde, daß die Kinder nicht stets bei einander blieben, sondern sehnsüchtig die Tage erwarten mußten, wo sie einander sahen. Das steigerte ihr gegenseitiges Einvernehmen, und was das Eine that, war auch dem Anderen recht. So hatte, um nur einige Beispiele anzuführen, bei Gelegenheit eines Unwohlseins, der Hofarzt eine bittere Arzenei verschrieben, welche Sophie durchaus nicht einnehmen wollte. Die Hofmeisterin,

die Mutter und der Vater baten und drohten vergeblich, das Mädchen blieb dabei, die Medicin nicht einnehmen zu wollen. Endlich sagte sie:

— »Wenn Adolph es trinkt, so trinke ich es auch.«

Man schickte nach Adolph; dieser würde sich eher mit dem stärksten Gegner eingelassen haben, als das häßliche Zeug einzunehmen; als man ihm aber sagte, daß dies zur Gesundheit Sophiens unerläßlich, daß sie nur seinem Beispiele folgen wolle, so leerte er die Tasse mit einem Zuge.

In den Spielen der Kinder war Adolph Sophiens Paladin, der sie gegen ihre Brüder vertheidigte, der sie aus Haft und Verlies befreite und auf seinen Armen davontrug.

Wenn sie das Buch von Jakimow*) mit einander

---

*) Jakimow war unter Zołkiewski bei der Expedition in der Moldau in türkische Gefangenschaft gerathen, als Sklave verkauft, gelangte er an den Pascha von Egypten, Kasshymbek. Auf der Fahrt von Stambul nach Alexandrien zwang ein Sturm die Galeere, im Hafen Stretto am Jonischen Meere Schutz zu suchen. Der Kühnheit Jakimow's gelang es, nachdem er seine mitgefangenen Landsleute von den Fesseln befreit, nach hartem Kampfe mit seinen Verfolgern und den Meereswogen, auf der Galeere nach Zante zu entkommen und von da seine Fahrt nach Italien fortzusetzen. Er landete in Rom und überreichte dem Pabst die Hauptflagge des erbeuteten Fahrzeugs, wofür er zum Ritter des goldenen Kreuzes ernannt wurde. Die Flagge befindet sich in der Kirche St. Stephan Di Rotunda. Eine zweite Flagge brachte der Seeheld nach Krakau, wo er sie

durchblätterten und die Bilder gemeinsam betrachteten, so zeigten sie einander die beiden Hauptfiguren, indem Eines dem Anderen in kindlicher Seligkeit zuflüsterte: Das bist Du und das bin ich. So wob sich das innige Einverständniß.

Als Adolph älter geworden, hörte Sophie eines Tages zu, wie der Rector vor ihrer Mutter seine Fortschritte und seine Fähigkeiten lobte, sich aber über sein Betragen beklagte und namentlich darüber, daß er sich gar zu gern in Händel einließe. Sophie hielt es ihm vor, er versprach ihr, daß er es lassen würde, und hielt sein gegebenes Wort; denn er besserte sich von da an gänzlich und erhielt nun statt der Schläge das Lob seiner Lehrer.

Alles das machte den beiderseitigen Eltern viel Freude, so lange als die Bekanntschaft noch in Kinderschuhen einherging; als aber Sophie das dreizehnte und Adolph das siebenzehnte Jahr erreicht, dachte vor Allem Zacharias daran, diesen Besuchen auf dem Schlosse ein Ziel zu setzen, und sann darüber nach, wie das wohl am besten zu bewerkstelligen sei. Eines Abends befand er sich mit seiner Frau und Mutter im Zimmer, die Mutter strickte in einem gro-

---

auf dem Grabstein des heiligen Stanislaw in saxulo als Andenken seiner Abenteuer niederlegte, und darauf in dieser Kirche seine Vermählung feierte. Auf der Galeere befanden sich nämlich auch Sklavinnen, die für den Harem Kassymbeks bestimmt waren. Darunter zeichnete sich eine durch ihre Schönheit so aus, daß Jakimow sie nicht mehr verließ. —

ßen Lehnsessel an einem Strumpf für ihre Schwiegertochter, während diese an einer Haube für die Schwiegermutter arbeitete. Zacharias legte verschiedenes Schreibzeug zurecht und sagte nach einigem Schweigen, gleichsam um sich das Herz zu erleichtern:

— »Wir haben unseren Adolph gewiß alle recht lieb, und doch muß ich leider bekennen, er ist hier gar nicht an seinem Platz.«

— »Nun, und was giebt es wieder?« sagte die Großmutter.

— »Seht Ihr denn nicht, daß er hier verzogen wird, und daß er jetzt schon einen großen Herrn spielen möchte. Wie soll das in der Zukunft werden?«

— »Warum sollte er es nicht einmal zu einem großen Herrn bringen? Er ist ja ein adeliges Kind, aus dem kann Alles werden.«

— »Ich will Euch, liebe Mutter, nicht zu nahe treten, wenn ich die Pflichten überlege, die ich gegen meinen Sohn habe. Seit drei Jahren beabsichtigte ich, ihn in das Convikt zu Posen zu geben, meine Frau hat nichts dagegen, nur Ihr, liebe Mutter, habt es bisher nicht zugeben wollen. Der Junge ist so verzogen, daß ich fast um ihn besorgt bin.«

— »Wahrhaftig, lieber Zacharias, Du zeigst Dich weder als der Vater Deines Sohnes, noch als der Sohn Deines Vaters, Du hast vor Allem Furcht!«

— »Allerdings, weil ich glaube, daß wir keine große

Freude an unserem Kinde erleben werden; ich habe ihn ja meistens nicht einmal schlagen dürfen, wenn er es verdient hatte, Großmama trat immer dazwischen. Nur in der Schule hat er die verwirkte Strafe erhalten.«

— »Das arme Kind.«

— »Ich weiß überdies gar nicht, wo der Junge seine Dreistigkeit her hat. Ich und meine Frau nehmen uns vor Jedermann in Acht, wir wissen, daß wir fremdes Brod essen, und haben es ihm oft genug wiederholt; der Junge benimmt sich aber, als ob er der Sohn eines Würdenträgers wäre. Wenn er mit den Söhnen des Herrn Wojewoden und anderen Senatoren und vornehmen Herren zusammenkommt, so thut er, statt sich durch Ergebenheit bei ihnen beliebt zu machen, als ob er ihres Gleichen wäre. Ich habe ihm oft gesagt: »Was denkt Er sich denn, Er ist der Sohn eines armen Mannes, der von seiner Hände Arbeit lebt. Das Wenige, was Er nach meinem Tode erhalten wird, reicht höchstens hin zu einem ordentlichen Anfang, aber Er wird Sich Sein Brod eben so bei einem Vornehmen verdienen müssen, wie ich.« Alle meine Reden helfen indessen nichts, es ist, als ob der Junge gar nicht mehr zu ändern wäre.«

— »Ich finde darin nichts Schlimmes, daß unser Adolph mit seinen Altersgenossen wie mit seines Gleichen umgeht. Ist er nicht eben so gut wie sie vom Adel? Und kann er nicht eben so gut wie sie ein Beamter und Würdenträger werden? Mag er sich, wie es sich gebührt, vor

dem beugen, in dessen Diensten er steht, vor Allen denen, die eine Bedeutung haben, die sich um die Republik verdient gemacht und insbesondere vor dem Alter, so will es Gottes Gebot. Aber vor seinen Altersgenossen hat er es wahrhaftig nicht nöthig. Seine Vorfahren hatten einst im Staate ihre unabhängige Stellung, warum sollte er mit Gottes Hülfe nicht auch dazu gelangen? Der Weg zum Glücke ist allerdings für den Einen breiter, für den Anderen enger, aber Gott sei Dank, keinem Ehrlichen guter Abkunft verschlossen.«

— »Mit ähnlichen Maximen, liebe Mutter, laßt Ihr Euch auch vor dem Jungen aus, und das merkt er sich: Werdet Ihr es glauben, was er mir gestern geantwortet, als ich ihm sagte, daß mich seine Beschäftigung mit dem Rechnungswesen freue, weil er in Kurzem eine Stelle in der ökonomischen Kanzlei des Herrn Wojewoden erhalten würde? Er erdreistete sich, mir, seinem Vater, in das Gesicht zu sagen: »ich will dem Könige und der Republik dienen und Keinem Meinesgleichen.« Findet Ihr das recht?«

— »Vielleicht ist es sein Beruf. Du magst sagen, was Du willst. Wenn es nach mir geht, so wäre es am besten, daß er bei der Fahne eines guten Rittmeisters untergebracht würde.«

— »Wie könnt Ihr nur so etwas wollen,« entgegnete die Schwiegertochter, »unseren Adolph unter die Panzergefährten bringen, ist das nicht so viel, als ihn

dem Tode entgegenführen? Wird er denn Jemandem weichen, wieder nicht jede Gelegenheit wahrnehmen, wo es Kampf und Streit giebt?«

— »Aber Kinder! Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, ich finde an Adolph gar nichts auszusetzen, im Gegentheil, er ist zuvorkommend gegen Jedermann, und gewiß nicht geneigt, einen Anderen zu beleidigen. Daß er sich aber von Niemandem etwas gefallen läßt, das muß uns ja freuen. Wäre er böswillig, so würde er bei den Leuten nicht solches Glück haben. Alle lieben ihn, von dem Herrn Wojewoden und der Frau Wojewodin an gerechnet bis zu den Hofleuten und dem Gesinde des Schlosses.«

— »Und doch macht mir der Junge solchen Kummer, daß ich zuweilen an ihn gar nicht denken möchte. Er wird uns noch Alle in das Verderben bringen.«

— »Du solltest Dich schämen, lieber Zacharias, da war doch Dein Vater ein ganz anderer Mann, der hat sich vor Niemandem und niemals gefürchtet, und Du bist furchtsam wie ein Fisch.«

— »Nun denn, wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt, und da uns kein Fremder hört, so will ich es Euch nur sagen; ich habe es Anfangs gar nicht glauben wollen, bis ich mich davon überzeugt: Dem Jungen steckt schon die Tochter des Wojewoden im Kopfe, ich begreife unsere Herrschaft gar nicht. Zu unserem großen Glück ist der Herr Wojewode mit den Staatsangelegenheiten so überhäuft, daß er gar nicht weiß, was im Hause vorgeht. Wenn

unsere Kinder mit einander vertraulich scherzen, da lacht er dazu, während ich vor Angst schaudere. Ihr sollt nur sehen, wie unser Adolph mit einer Art Eifersucht auftritt, wenn Fräulein Sophie von einem anderen jungen Herrn angeredet wird und ihm Gehör schenkt. Wird das nicht immer schlimmer werden und was kommt dabei heraus, wenn sie Beide älter werden?«

— »Nun, wie Gott will, es wird aus ihnen ein Paar werden.«

— »Gott behüte uns, und Ihr wagt es, so etwas zu sagen?«

— »Gewiß, und mit Recht, ist es nicht ein altes Sprichwort:

Ein Edelmann auf drei Fuß Boden,
Ist dennoch gleich einem Wojewoden.

Ist unser Wappen denn schlechter, als das ihrige? Hat mein Vater nicht dasselbe Zeichen auf dem Schilde und dem Pet-schaft geführt, wie der Herr Wojewode? Deine Vorfahren waren sogar sehr vornehm und sehr angesehen, Schmiegel und die ganze Umgegend hat ihnen früher gehört. Freilich ist es uns auch schlecht gegangen, Dein Vater und ich mußten selbst mit Hand anlegen, um zu säen und zu erndten. Hat doch Dein Vater sogar seinen Säbel ver-setzen müssen, um seine Gäste zu bewirthen. Er hat dies sogar mit dem Tode gebüßt, und das macht ihm wahr-haftig keine Schande. Vielleicht geht es Dir und uns Allen gerade deshalb so wohl. Zu seinen Lebzeiten wußten wir

uns nicht des Hungers zu erwehren und jetzt haben wir Alles im Ueberfluß. Seine Verdienste im Himmel als wackerer Ritter und Märtyrer für den Glauben sind so groß, daß sie sich in Dir nicht erfüllen, sie reichen noch bis auf den Enkel, und hast Du durch seine Fürbitte nicht genug erreicht, ohne daß Du es verdient? Sogar Deinen Ritterruhm hast Du ihm zu danken. Dafür glaube ich aber, daß meinem Enkel ganz etwas Anderes und etwas Großes bestimmt ist. Und Ihr mögt Beide sagen, was Ihr wollt, ich bleibe dabei, die Tochter des Wojewoden ist für ihn geboren.«

— »Aber wahrhaftig, das ist um verrückt zu werden. Kann man auch nur die Möglichkeit annehmen, daß das Haus der Potocki, so vornehm, so stolz und mächtig, sich mit dem Sohne seines Dieners verbinden wird? Wenn er es weit bringt, so wird er Unterstarost, aber nicht der Schwiegersohn unseres Herrn. Wißt Ihr denn nicht, daß Letzterer neulich das Privilegium auf die Wojewodschaft von Posen erhalten? Das ist der vornehmste Sitz, die erste Provinz der Republik, und ich sein Diener, sein Vertrauter, sollte an so etwas denken; wäre das nicht Verrath gegen ihn? Meint Ihr denn, daß so etwas verborgen bleibt? Wenn es nun der Herr Wojewode erführe, was Ihr so eben gesprochen habt, so könnte es uns sehr schlecht ergehen, und es würde uns wahrhaftig nicht unrecht geschehen, denn es ist unerhört, wenn der Diener auf die Verwandten seines Herrn einen begehrlichen Blick wirft.

Mir wird es vor den Augen ganz schwarz, ich stehe dabei mehr Angst aus, als in der Schlacht vor Wien. Ich bin jedoch der Vater. Mein Gewissen und meine Liebe gebieten mir es, daß ich alle dem ein Ziel setze; ich habe mir das auch lange genug überlegt, es muß von jetzt ab anders werden. — Uebermorgen haben wir auf dem Schloß in gratiam der neuerlangten Würde ein großes Festessen. Wir Diener sollen die Freuden der Verwandten und Freunde unseres Herrenhauses theilen; da mag er noch mit dabei sein, aber das ist das letzte Mal, daß er sich im Schlosse von Krotoschin befindet.«

— »Wo willst Du ihn hinbringen?« fragte seine Frau.

— »Wohin? — und wenn ich, wie mein Vater, das Letzte versetzen sollte, so bringe ich ihn in dem Regiment des Herrn Rottermund unter, der in Lemberg consignirt ist. Ich werde es mir aber gleich ausmachen, daß man den Herrn Sohn mindestens zwei Jahr nicht nach Hause läßt; da wird er wohl vorläufig auf andere Gedanken kommen.«

— »Was, lieber Zacharias,« sagte die Großmutter, »Du willst Deinen einzigen Sohn in ein fremdes Autoramment geben, wie es die Städter zu thun pflegen? Ist denn Adolph von Schmiegel nicht werth, daß er in der National-Cavallerie dient, wie sein Großvater?«

— »Nein, liebe Mutter, ich bin Euch bisher stets zu Willen gewesen, aber jetzt, wo es um unsere Haut

geht, muß ich handeln, wie es einem Vater zukommt. In der National-Cavallerie giebt es viel Freiheit und keine Strenge, da würde mein Junge erst recht stolz werden. Er versteht es, wenn er will, Jemandem um den Bart zu gehen und würde den Rittmeister bald auf seine Seite bekommen, der würde ihm erlauben, sich hier bei uns aufzuhalten, dann wäre zuletzt gar kein Auskommen mehr mit ihm. Es giebt kein größeres Unglück für einen armen Edelmann, als mit Vornehmen und Reichen umzugehen, und die Waffengefährten der Cavallerie sind es meist. Ihr müßt es mir schon verzeihen, liebe Mutter, er muß zur Infanterie, da sind meist Fremde und da herrscht auch Ordnung und Strenge.«

— »Nun, wenn wir morgen mit ihm zum Festessen gehen, so muß er bei dieser Gelegenheit zugleich von der Herrschaft Abschied nehmen und sie um ihren Segen bitten.«

— »Dagegen kann ich nichts haben.«

— »Vorher werde ich ihm auch meinen Segen geben, und ihm den Säbel seines Großvaters anschnallen; mag er damit auf das Schloß gehen.«

— »Was? Ihr wollt meinen schweren Säbel dem Jungen geben, was soll er denn damit?«

— »Lieber Zacharias«, sagte die Großmutter, »ich will Dir nicht zu nahe treten, aber er weiß schon heute damit besser umzugehen, wie Du Dein ganzes Lebelang. Und dann muß ich Dir nur sagen, daß der Säbel gar nicht Dir gehört, wie Du eben bemerkt hast. Lies ein-

mal in dem Dekret von Radom, da wirst Du finden, daß der Säbel mir zugesprochen worden ist, und ich habe daher diesen einzigen Nachlaß Deines seeligen Vaters für meinen Enkel aufgehoben; es ist ja eine Reliquie von einem Heiligen und Märtyrer. Als Du nach Wien zogst, habe ich Dir den Säbel nicht mitgegeben, denn ich hatte Furcht, daß er Dir verloren ginge, bei Adolph wird er es nicht, der wird schon wissen, was er damit anzufangen hat.«

III.

Das Fest in Krotoschin.

Den anderen Morgen in der achten Stunde hatten sich alle Beamten des Wojewoden zu dem feierlichen Gottesdienste in der Schloßkapelle eingefunden. Es celeberirte der Infulat von Krotoschin in Assistenz seiner Kanonici und sämmtlicher Klostergeistlichen. Der Rektor der Jesuiten hielt die Predigt und endete dieselbe mit einer Anrede an den Wojewoden. Dieser nahm mit seiner Ehegattin, seinen Kindern und den ihm näher stehenden Personen das Sakrament des Abendmahls, wonächst der Gottesdienst mit dem ambrosianischen Lobgesang endete.

Nachdem der Wojewode die Kirche verlassen, empfing er die Glückwünsche der Vorsteher, der Congregationen und Vereine, Schulen, Anstalten, Gemeinden und Beamten. Sie wurden Alle auf das Schloß zu Tische geladen.

Eine Stunde nach Mittag fanden sich die Nachbarn von Nah und Fern, die höheren Beamten der Wojewodschaft, Verwandte, Freunde und Klienten des Hauses Potocki ein.

Der Wojewode war erfreut über die Beweise der Aufmerksamkeit, unter Anderem namentlich über die Ankunft des Stanislaw Matthäus Rzewuski, späteren Hetmann und damaligen Kronreferendar.

Dieser brachte zugleich mit seinem Glückwunsch die freudige Nachricht, daß der König selbst den folgenden Tag in Krotoschin eintreffen werde.

Unter den Angekommenen befand sich auch Szoldrski, der Kastellan von Schrim, der sich bei dem Wojewoden großen Ansehens erfreute. Es war ein großer Rechtskundiger, der dem Wojewoden oft mit seinem Rath beistand und nicht wenig dazu beitrug, daß sich seine Vermögens-Angelegenheiten im blühenden Zustande befanden.

Der Kastellan hatte, nachdem ihm seine erste Frau kinderlos verstorben war, schon im reiferen Alter sich mit der Wittwe seines Kommissarius wieder verheirathet. Die Frau Szoldrski, noch jung, schön und gewandt, verstand es, den Kastellan zu beherrschen, und zwar so weit, daß er ihren einzigen Sohn wie seinen eigenen erzog, ihm seinen Namen beilegte, und ihn sogar zum Erben einzusetzen beschlossen. Der junge Justin Szoldrski, verwöhnt durch die Zuneigung der Mutter, durch die Gunst des angesehenen Stiefvaters, durch die Schmeicheleien aller derer, welche in ihm den künftigen Herrn sahen, war nach und nach zu jenem Uebermuth gelangt, welcher alle diejenigen charakterisirt, die nicht durch Verdienst und Geburt, sondern durch mehr oder weniger zufällige Verhältnisse zu einer Stel-

lung in der guten Gesellschaft gelangt sind. Daher kam es, das Justin Szoldrski, obwohl erst sechszehn Jahre alt, sich bereits für eine wichtige Person betrachtete. Eingebildet auf den Senatorenstand seines Stiefvaters, hielt er sich ebenfalls für etwas Höheres und gab dies bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Auch bei dem Wojewoden konnte er es nicht unterlassen, davon einen Beweis zu liefern. Es war nämlich ein besonderer Tisch für die Schuljugend von Krotoschin angerichtet, und obwohl diese Jugend nur aus Adligen bestand, obwohl die Söhne des Wojewoden zugleich mit mehreren Söhnen des Herrenstandes daran Theil nahmen, so sah dies Justin für eine Zurücksetzung an, und nahm an der Seite seiner Mutter Platz.

Nach Tische begann der Tanz. Der ältere Theil der Gesellschaft ging mit den Damen voran; die Jüngeren dagegen erwarteten noch die Erlaubniß, an dem Vergnügen Theil nehmen zu dürfen. Sophie saß neben ihrer Hofmeisterin, während Adolph in Gedanken einige Schritte von ihr stand, und sich erst auf einen Wink ihr näherte.

— »Warum bist Du so traurig«, sagte sie, »da doch Alles heiter ist?«

— »Habe ich nicht Grund dazu, wenn ich heute Fräulein Sophie zum letzten Male sehen soll?«

— »Du sprichst ja, als ob Du um vieles älter wärst, warum nennst Du mich nicht wie früher?«

— »Das ging wohl an, so lange wir Kinder waren, jetzt ist es mir aber nicht mehr erlaubt.«

— »Mama wehrt es mir nicht, Dich meinen Adolph zu nennen, also sage Du auch nicht Fräulein, wenn Du nicht willst, daß ich mich ärgere. Warum sagst Du, daß Du heute das letzte Mal hier bist?«

— »Es ist mir zu Hause angekündigt worden, daß ich nach Lemberg unter fremdem Fußvolk Dienste thun soll.«

— »Das sollst Du nicht, Du sollst nicht unter fremdem Fußvolk dienen. Ich habe zugehört, wie mein Vater dem Herrn Referendar gesagt hat, daß er ihm meine beiden Brüder Hans und Joseph mitgeben wolle, wenn es gegen die Tataren geht. — Sie merkten, daß ich horchte und sprachen dann lateinisch. Ich weiß also nicht, was weiter im Werke ist, aber das Erste, was ich thue, ist, daß ich den Hans bitte, Dich mitzunehmen. Du kannst Dich dort ebenso auszeichnen, wie sie und dann wirst Du mir viel zu erzählen haben.«

— »Aber der Herr Wojewode wird es nicht erlauben.«

— »Dafür laß mich sorgen, ich gehe zur Mama oder ich wende mich wohl an den Herrn Referendar. Er hat mich gern, denn ich soll mit seiner Tochter Aehnlichkeit haben. Zudem wird Euch der Unterkämmerer anführen, und Du weißt ja, er hat meine Großmama zur Frau genommen, weil sie die Schwester des Fürstprimas ist. Schade, daß sie nicht hier ist. Sie macht mir regelmäßig ein frommes Geschenk, und auch diesmal hat sie mir durch den Referendar ein kostbares Reliquienkästchen mit einem Knöchel

der heiligen Sophie, meiner Patronin, geschickt. So wie nun die Gäste fort sind, will ich es Dir zeigen, denn ich kann es mir gar nicht denken, daß Du heute das letzte Mal hier sein solltest. Schade, daß diese Großmutter nicht hier ist, denn die hat mich sehr lieb und steht mit meinem Vater sehr gut. Alle Anderen nennen ihn den gnädigen Herrn, sie allein nur sagt zu ihm: »Mein lieber Joseph.« Wie sie das letzte Mal hier war, sagte sie zu meinem Vater: Lieber Joseph, es ist eine große Sünde, wenn man Jemanden um die Gnade Gottes beneidet, aber so oft ich Dein Sophiechen ansehe, möchte ich sie Dir heimlich entführen. Darauf sagte der Vater: »Sie möchte mich doch nicht vollends verderben.« Da kannst Du sehen, wie gut sie es mit mir meint. Indessen, wenn sie auch nicht hier ist, wir werden schon Rath schaffen. Also sei heiter, lieber Adolph.«

— »Wie kann ich das, mir steht es bevor, in die weite Welt zu gehen, und wenn mich Sophie nicht mehr sehen wird, so wird sie mich auch vergessen.«

— »Sprich nicht so, sonst machst Du mich mit traurig, und das darf ich heute nicht sein, sonst würde sich der Vater ärgern. Siehst Du, jetzt kommen wir Jüngeren auch an die Reihe. Da kommt Herr Justin Szoldrski gerade auf mich zu. Ach, was kann der aufdringlich sein.«

— »So sag ihm doch, daß Du mit mir zum Tanz versprochen bist.«

— »Mein Vater hat mir so eben gesagt, ich solle gegen ihn artig sein, weil er der Stiefsohn seines sehr intimen Freundes ist.«

Adolph wollte gleichwohl Sophie zum Tanze führen, da näherte sich ihm die Frau Wojewodin, ergriff seinen Arm und sagte:

— »Ich habe mit Dir zu sprechen.«

Die Frau Wojewodin hatte nämlich die Absicht des Zacharias in Betreff seines Sohnes erfahren und wollte deswegen Adolph wenigstens trösten und ihm Muth einsprechen.

Adolph trat also mit der Frau Wojewodin in die Reihe der Tanzenden, ihm folgte Justin Szoldrski mit ihrer Tochter, und diesem der Kron-Referendar mit der Großmutter Adolphs, der er so eben von dem Wojewoden vorgestellt worden und über die, sowie ihren seligen wackeren Mann er von seinem Vater und Großvater so viel Rühmliches gehört. Sie hatte ihm durch ihren Verstand und ihr Benehmen so sehr gefallen, daß er sie zum Tanze geführt, nur um sich mit ihr noch länger unterhalten zu können.

Den Umzug führte Leszczynski, Wojewode von Kalisch, mit der Frau Opalinska, Kron-Wachtmeisterin und Schwägerin des Hausherrn. Als bereits größere Heiterkeit eingetreten war, sprang ein Waffengefährte aus dem Fähnlein des Primas, welches in Krotoschin consignirt war, an Leszczynski heran, klatschte in die Hand und bat ihn, seine

Dame abzutreten. Der Wojewode von Kalisch that dies mit einer artigen Verbeugung und nahm eben so die Dame des folgenden Paares. Auf diese Weise wechselten die Herren ihre Damen und so kam auch die Reihe an Adolph. Nachdem er die Frau Wojewodin seinem Vorgänger abgetreten, wandte er sich zu Herrn Justin Szoldrski und klatschte in die Hand. Dieser wollte ihm jedoch seine Tänzerin nicht abtreten, Adolph erinnerte ihn sehr artig, daß ihm das Recht zustehe, darum zu bitten, weil er sonst aus der Reihe der Tanzenden ausscheiden müßte, was für ihn eine Beleidigung wäre. Herr Justin ging darauf nicht ein, sondern hatte noch die Rücksichtslosigkeit, ihm zu sagen: er möge sich scheeren, die Tochter des Wojewoden sei etwas Besseres werth, als eines Dienstboten. Bei diesen Worten versetzte ihm Adolph einen Stoß, daß der unhöfliche Herr Justin aus dem Kreise flog, während er selbst Sophie weiter führte.

Nach Beendigung des Tanzes gab es, wie man sich denken kann, ein großes Aergerniß. Herr Justin klagte unter Thränen die Schmach seiner Mutter, welche sich an den Herrn Kastellan wandte, bis die Sache endlich vor den Wojewoden kam. Dieser machte dem Zacharias darüber Vorwürfe, der, ohne sich nur zu besinnen, seinen Sohn sofort zu sich rief, mit ihm seinen Wagen bestieg und nach seinem Hofe zurückfuhr. Unterwegs wußte er ihm nichts zu sagen, er scheute sich sogar, auf das Vorgefallene zurückzukommen. Zu Hause angelangt, sperrte er

ihn aber in eine finstere Kammer, ließ ihm ein Stück trocken Brod und einen Krug Wasser hineinstellen und kehrte, nachdem er dem Gesinde anbefohlen, daß man auf ihn Acht geben solle, wieder auf das Schloß zurück.

In dem Saale war die Zufriedenheit noch nicht hergestellt, die Frauen waren meist für Adolph, denn es giebt nichts, was ein weibliches Herz mehr einnimmt, als wenn der Mann beweist, daß er Muth besitzt. Dagegen nahmen die Herren, und insbesondere die älteren, ein großes Aergerniß an dem Vorfall. Von ihnen wagte es Keiner, für Adolph auch nur ein versöhnliches Wort einzulegen, um so weniger, als der Kastellan unter dem Einflusse seiner Gemahlin stand, die das vermittelnde Wort des Wojewoden nur ziemlich kalt aufnahm. Nur der Referendar, der nächste Zeuge des Begebnisses, sprach laut für Adolph.

— »Meine Herrschaften,« sagte er zu dem Kastellan und seiner Gemahlin, »es wundert mich, daß Ihr auf einen Streit der Kinder ein so großes Gewicht legt, und dadurch unserem geehrten Wirth Ungelegenheiten bereitet. Ich stand dicht neben beiden Jünglingen, als sie aneinandergeriethen. Ihr Sohn war die Veranlassung des Streites, denn er wollte seine Tänzerin dem jungen Schmiegel nicht abtreten, und als dieser auf das Artigste sich auf sein Recht berief, entgegnete ihm Ihr Sohn in so verächtlicher Weise, daß man sich gar nicht wundern kann, wenn es ihn aus aller Fassung gebracht hat. Gebe Gott, daß Ihr Sohn zu recht hoher Stellung gelangt, aber heut ist er

um nichts mehr, als der Andere, und hat gar kein Recht, etwas Höheres zu prätendiren.«

— »Ihr habt gut reden«, sagte die Kastellanin, »wer weiß, ob Ihr die Sache so ansehen würdet, wenn dies Eurem Sohne begegnet wäre.«

— »Wenn dies der Fall gewesen wäre, so glaubt mir nur, würde ich meinen Sohn sehr streng bestraft haben. Nein, Herr Wojewode, mit Vergebung des Herrn Kastellans muß ich Euch sagen, der junge von Schmiegel hat mir bei dieser Gelegenheit sehr gefallen. Es ist seinetwegen allerdings hier zu Händeln gekommen, aber wie kann man es von einem so jungen Menschen verlangen, daß er schon ruhigeres Blut haben soll, als das Alter? Was würde aus ihm später werden, wenn er jetzt schon eine Erniedrigung gleichgültig hinnähme? Ich finde es unrecht, davon so großes Aufheben zu machen; wäre es nicht besser, wenn man lieber sagte: Die Kinder sind aneinandergerathen, sie werden sich wohl wieder vertragen? Uebrigens sind sie ja Beide groß genug, um die Sache unter sich auszumachen.«

— »Das hätte ich nicht geglaubt,« sagte die Kastellanin, »so etwas von Euch hören zu müssen. Mein Sohn sollte sich von einem Officiantensohne Satisfaction holen?«

— »Warum denn nicht,« entgegnete der Referendar. Wenn Adolph von Schmiegel mich herausforderte, würde ich es ihm nicht abschlagen. Ich würde ihn freilich

noch etwas warten lassen, weil ich nicht Herodes bin, der sich an Kindern vergriffen hat. Aber das Beste ist, wir lassen die Sache auf sich beruhen. Der Einzige, der sich hier für beleidigt ansehen kann, ist unser geehrter Herr Wirth, und den bitte ich, das Alter des jungen Brausekopfs zu berücksichtigen. Summa Summarum, die Sache ist abgemacht! Der Herr von Schmiegel, der Vater des Verbrechers, mit dem ich die Ehre hatte, vor Wien zu stehen, wird eine castigatio domestica eintreten lassen, damit der Junge zeitlebens daran denkt, wie man sich in anständiger Gesellschaft benimmt, und wenn er es erlaubt, so bitte ich ihn recht dringend, sich bei der Bestrafung von seinem Eifer nicht zu weit hinreißen zu lassen.

Diese besänftigenden Worte hatten gleichwohl nicht den gewünschten Erfolg. Die Frau Kastellanin fühlte sich zu sehr verletzt, als daß sie es in der Gesellschaft noch länger ausgehalten hätte; sie ließ daher ihrem Gatten keine Ruhe, bis dieser nachgab und mit ihr und ihrem Sohn das Schloß verließ.

Der Wojewode wurde dadurch unangenehm berührt und der Rest der Festlichkeit blieb unwiederbringlich gestört.

Adolph blieb auch den folgenden Tag noch in seiner Haft. Die wirkliche Strafe, die ihn dadurch traf, war die lange Weile. Zwar hatte der Vater es vergessen, ihm den Säbel, den er gleich nach Beendigung des Tanzes wieder umgehangen, abzunehmen, dies nutzte ihm aber nichts, weil die Kammer zu klein war, als daß er darin

Fechtübungen hätte anstellen können. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich seinen Gedanken zu überlassen; er war jedoch weit davon entfernt, zu verzweifeln. Gerade dieser Unfall, der für ihn ernster Natur geworden, spannte die Fühlfäden seines Geistes höher, als gewöhnlich. Er sah mit einer gewissen Zuversicht und Selbstvertrauen dem entgegen, was nun kommen werde, und gab somit das sichere Zeichen eines Characters, der eine größere Bestimmung hat. Denn, wenn aus einem Menschen etwas werden soll, so muß er vor Allem Selbstvertrauen haben. Das ist sogar bei denen unerläßlich, die durch die Kraft ihres Nachdenkens und durch die Frucht ihrer Kenntnisse, sowie durch Ausdauer und Ausharren sich einen Namen machen, wie z. B. bei Schriftstellern und Gelehrten. In wie viel größerem Grade muß das nicht bei denen der Fall sein, welche nur durch Unterstützung Anderer und mit Hülfe vieler Menschen große Dinge vollbringen? Wer würde ihnen wohl Glauben und Vertrauen schenken, wenn sie nicht vor Allem Selbstvertrauen und einen festen Glauben an ihre Zukunft haben?

IV.

Die Audienz an dem Gartenspalier.

Adolph hatte schon die zweite Nacht in seiner Haft zugebracht. Er träumte eben, daß er sich im Kampfe befinde, und daß er unter dem Schutze einer heiligen Gestalt Alles siegreich vor sich niederwerfe, als er durch ein Klopfen geweckt wurde. Er antwortete nach damaligem Gebrauch mit den Worten: »Alle guten Geister loben den Herrn!« An der Stimme erkannte er seine Großmutter, die bald darauf in seine Zelle trat und der er zu Füßen fiel.

— »Kleide Dich an,« sagte die würdige Matrone, »und eile auf das Schloß. Der König ist am gestrigen Tage angekommen. Ich habe es von einem seiner Diener erfahren, daß er gewohnt ist, beim Aufgange der Sonne einen Morgenspaziergang zu machen. Seine Zimmer liegen nach dem Schloßgarten zu, gehe also dort hin und Du kannst mit ihm zusammentreffen, wenn Alle noch im Schlafe sind, verliere aber keine Zeit. Vor Allem sei dreist. Du wirst ihn an seiner Gestalt und an seinem Blick erkennen.

Verbirg Dich in der Nähe der Pforte, die nach dem Garten geht, und warte, bis der König herauskömmt. Gott wird mit Dir sein und wird Dir eingeben, was Du sagen sollst.«

Adolph zog sich an; seine Großmutter half ihm dabei und legte ihm selbst den Säbel seines Großvaters an. Darauf kniete er nieder, sprach mit ihr das Gebet, das tausendjährige veni sancte spiritus, und verließ nun die Zelle. Die Großmutter, welche ihn bis an das Thor des Gehöfts begleitete, gab ihm dort ihren Segen. — Das Morgenroth säumte eben den Horizont, rings herum herrschte noch die größte Stille, unterbrochen durch den Hahnruf und entferntes Bellen wachsamer Hunde. Adolph näherte sich der Pforte des Schlosses. Auf den Ruf der Schildwache von der Miliz des Wojewoden, war ein Officier der Wache, Mokosiey, mit der Frage herangetreten:

— »Was führt Dich her?«

— »Ich komme auf Befehl der Frau Wojewodin.«

— »Schon so früh.«

— »Ja, es gilt diesmal, nicht zu spät zu kommen.«

— »Im Schlosse ist Alles noch im tiefen Schlaf, weshalb willst Du Jemanden stören? Du bist gewiß ohne Frühstück weggegangen, erquicke Dich mit mir beim Warmbier.«

— »Das nehme ich mit vielem Dank an.«

Beide betraten damit das Wachthaus.

— »Also gestern hast Du,« fuhr Mokosiey fort,

»Recollectionen halten müssen, dafür, daß Du dem Senatoren-Stiefsohn Eins versetzt hast? Uns Allen hat das sehr gefallen; Dein Vater wird Dich freilich gehörig durchgewalkt haben, aber das bringt Dir keinen Nachtheil, experto crede Roberto. Denke ich zurück, so ist seit der Zeit, wo ich in die Hofmiliz des Wojewoden getreten, bis dahin, wo ich bei derselben zum Officier avancirt, kein Tag vergangen, wo ich nicht meine Prügel erhalten. Ich habe keinen besseren Trost, als an das größere Unglück Anderer denken. Jetzt fällt mir immer unser Daleyrac*) ein und wie es dem in Neuheusel ergangen. Aber glaube mir, der Hausrector, die Jesuiten und mein Vater, sie haben Alle ihre Kräfte an mir versucht. Gestehe nur, ohne Prügel ist es jetzt bei Dir nicht abgegangen.«

— »Da irrst Du.«

— »Müßte ich Deinen Vater nicht kennen, und noch dazu, da es sich hier um eine Beleidigung handelte, die Du einem Senatoren angethan.«

---

*) Daleyrac, ein französischer Edelmann unter der Protection der Königin Maria Kazimira am Hofe Johann Sobieski's, der den König auf seinen Reisen begleitete und das Unglück hatte, bei Gelegenheit eines Auftrags in türkische Gefangenschaft zu gerathen und in Neuheusel lange Zeit in Ketten mit harten Arbeiten gequält wurde, um ein hohes Lösegeld für ihn zu erpressen, bis er durch Vermittelung Tekely's und des Fürsten Hieronim Lubomirski gegen 30 vornehme Türken ausgewechselt wurde.

— »Ich wiederhole es, ich bin mit zwei Nächten in einer finsteren Kammer davongekommen.«

— »Ich glaube gar, Du hegst die feste Absicht, mich zu belügen. Gieb einmal Dein Wort darauf bei Deiner Liebe.«

— »Ich bitte, nicht weiter, wenn Du mir nicht zu nahe treten willst!«

— »Sei nicht böse, ich will Dir auch etwas erzählen, was Dich gewiß freuen wird. Als sich Dein Vater mit Dir aus dem Schlosse entfernt, haben sich die Frau Wojewodin und der Herr Kronreferendar Deiner sehr angenommen, ich habe Alles mitangehört. Du bist unter einem glücklichen Stern geboren, denn wer die Frauen und die großen Herren bei uns für sich hat, der kann es weit bringen. Und Deine Gönnerin ist eine zweite Judita*). Das scheint Dir wohl gar noch nicht zu genügen. Ja, ich muß es Dir nur auch noch sagen: die Tochter des Herrn Wojewoden hat um Dich Thränen vergossen, und so sehr auch Anfangs der Herr Wojewode außer sich war, so ist er doch jetzt schon wieder besänftigt. Dazu hat freilich viel beigetragen, daß Se. Majestät der König gestern angekommen ist. Das ist für Dich ein großes Glück; vielleicht hat Dich die Frau Wojewodin nur deshalb kommen lassen, um Dich der Majestät vorzustellen. Die Frauen wissen Einem schon zu helfen, und Dich wird sie wohl als

*) Judita, Gemahlin des K. Boleslaw Chrobry.

Pagen unterbringen wollen. Mir ahnt es, daß Dir etwas Hohes bevorsteht.«

— »Ich danke Dir für Deine gute Meinung, ich nehme das als ein Vorzeichen, daß mir mein Vorhaben heute gelingen wird. Aber ich habe keine Zeit mehr zu verlieren, also auf Wiedersehen!«

— »Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, und Du willst Dich schon unserer Frau vorstellen?«

— »Ich will doch lieber warten, als daß man auf mich wartet.«

— »Du bist ein Hofmann, Adolph. Wenn Du es einmal weit bringst, so erinnere Dich auch meiner.«

Damit entfernte sich Adolph, und begab sich in den Schloßgarten. Er blieb unter dem Fenster seiner Wohlthäterin stehen, und erhob seine Gedanken unbewußt zu einem Gebet. Von da verfügte er sich nach dem Schloßflügel, in dem die für den König eingerichteten Gemächer sich befanden und ging längs des Spaliers in deren Nähe auf und ab, bald ein Soldatenlied, wie den Marsch des Königs Bathory, bald ein anderes Lied oder Hymnus leise singend, und die Augen stets auf die Flügelthür des Schlosses gerichtet. Plötzlich öffnete sich diese, er verbarg sich hinter den Bäumen des Spaliers, von deren Laub so bedeckt, daß er die Thür ungesehen beobachten konnte. Es traten zwei Herren heraus, die nach dem Garten zugingen. Der Eine war ihm bereits bekannt, es war der Kron-

referendar, der Andere, nach seiner zwar korpulenten*), aber doch erhabenen Gestalt und vor Allem nach der Ehrerbietung zu schließen, welche ihm sein Begleiter erwies, mußte der König sein, der es aus einem schlichten Edelmann bis zur Majestät gebracht, die sogar von der Wiener Hofkanzlei anerkannt worden**).

Beide nahmen ihre Richtung nach dem Spalier zu. Der König blieb einen Augenblick stehen und stützte sich auf die Schulter des Referendars, indem er in Nachsinnen versank, was häufig bei diesem Helden vorkam, der so glücklich und siegreich nach Außen, aber so viel Betrübniß und Kummer in seinem Innern und häuslichen Leben zu bestehen hatte, weil seine Offenherzigkeit und Heldeneinfalt eben so groß waren, wie die Intriguen und Habsucht der Königin.

Diesen Augenblick gerade benutzte Adolph, sprang aus dem Gebüsch hervor, und fiel auf beide Kniee dem König

*) Bereits vor der Wiener Expedition tröstete Graf Vitry, der französische Gesandte in Warschau, seinen Königlichen Herrn Ludwig XIV. mit der Nachricht, daß Sobieski so korpulent und schwerfällig geworden, daß es ihm Mühe mache, das Pferd zu besteigen, und daß er kaum die Strapazen des Krieges aushalten werde.

**) Die Etiquettenfrage in der Wiener Hofkanzlei, ob man der Republik den Titel Serenissima und dem König den Titel Majestas beilegen sollte, verzögerte lange Zeit dessen Abreise von Warschau.

zu Füßen. Dieser, in seinem Nachdenken gestört, trat einen Schritt zurück, und sagte:

— »Cor Mariae, spes mea, was ist das?«

— »Ach, das ist ja mein Bekannter?« sagte der Referendar lächelnd. »Erlauben Ew. Majestät, daß ich ihn vorstelle. Das ist der junge von Schmiegel, der einzige Sohn des hiesigen Gouverneurs, eines Edelmannes von altem Geschlecht, der das Glück gehabt hat, mit uns vor Wien zu stehen.«

— »Von Schmiegel, von Schmiegel«, entgegnete der König, »der Name ist mir bekannt, hat doch ein von Schmiegel vor Wien gleich bei der ersten Attaque sich ausgezeichnet und ist dabei schwer verwundet worden.«

— »Gewiß, Majestät! und dieser hier ist der Sohn desselben Mannes. Noch jung, hat aber schon bellicam vocationem, wovon er vorgestern sogar einen Beweis gegeben hat, der hier kein geringes Aufsehen gemacht. Der Stiefsohn des Kastellans von Schrim wollte ihm bei der Polonaise die Tochter des Wojewoden nicht abtreten, und hat ihn dabei sogar insultirt. Dies ließ sich der von Schmiegel nicht gefallen und versetzte ihm Eins. Ich habe es mitangesehen; denn ich führte dicht nach ihm seine Großmutter, venerabilem matronam, bereits über siebenzig Jahre alt, aber noch ganz frisch auf und sehr unterhaltend. Sie ist die Wittwe des von Schmiegel, der, wie man sagt, von den Arianern umgebracht worden ist. Ich war also vorgestern der nächste Zeuge des Vorfalls und

muß gestehen, daß der Bittsteller allerdings ein wenig zu heftig gewesen, aber, Majestät, im Ritterstande ist es doch melius agere temere quam timide, namentlich, wenn es sich um die Ehre handelt.«

Der König lächelte, indem er auf den Knieenden blickte. Diesem kam die Fürsprache und das Lob des Referendars sehr zu statten; denn bekanntlich war der König in seiner Jugend ein sehr großer Händelmacher und verzieh später als Hetmann und als König Alles eher, als einen furchtsamen Sinn.

— »Nun«, sagte er, »der Herr Referendar hat bisher für Euch gesprochen, jetzt ist es an Euch; was wollt Ihr?«

— »Majestät! ich flehe um Gnade, aber ich wage es nicht, zu Worte zu kommen.«

— »Was heißt das? Ich habe es doch eben gehört, daß Ihr nicht furchtsam seid.«

— »Das bin ich nicht, wenn ich Gott und meinen König fürchte; denn timor reverentialis macht sogar einem Helden keine Schande.«

— »Bemerkt Ihr wohl«, sagte der König zu dem Referendar, »er hat in der Schule etwas gelernt, cor Mariae, spes mea, an ihm ist etwas. Ich errathe wohl, was er will, er hat Skandal gemacht und soll dafür Strafe bekommen, und ich soll ihn davon begnadigen.«

— »Nein, Majestät! wegen einer so geringfügigen Sache würde ich es nicht wagen, mich Ew. Majestät zu

nahen. Aber ich höre, daß es zu einer Expedition gegen die Tartaren kommt, und möchte nicht hier bleiben, wenn alle Meinesgleichen und Höhere ausziehen, um das Land zu vertheidigen und Ehre zu erndten. Majestät! ich möchte nicht eher wieder aufstehen, als bis ich Ew. Königliches Versprechen erlangt, daß ich in irgend einer Fahne mit ausziehen kann.«

— »Ihr verlangt von mir zu viel! Das hängt ja von mir nicht ab, es ist ja Sache Eures Vaters. Ich kann Niemanden zum Ungehorsam gegen seinen Vater verleiten.«

— »Aber mein Vater ist ein so getreuer Unterthan Ew. Majestät, daß er nichts zu thun versäumt, wovon er weiß, daß es Euer Königlicher Wille ist. Er wollte mich ohnehin in das Fußvolk einschreiben lassen und würde mich auch dahin gebracht haben, wenn ich meine Strafe abgesessen hätte; aber meine Großmutter hat mich aus meiner Haft befreit und mich geheißen, zu den Füßen Ew. Majestät um Gnade zu bitten.«

— »Cor Mariae, spes mea. Wahrhaftig, ein wackerer Junge. Steht auf, ich werde mich bei Eurem Vater verwenden; mit der Instanz unseres Wojewoden wird es wohl angehen. Es fragt sich nur, wo man Euch einschreiben läßt. Herr Referendar nehmt ihn in Euer Gefolge, vielleicht versagt der Vater seinen Segen nicht.«

— »Gewiß will ich es thun, aber wird er auch brauchbar sein? Ich habe ihn noch nicht zu Pferde ge-

sehen. An Jahren und an Muth scheint es ihm zwar nicht zu fehlen; jedoch die Tartaren sind nicht, wie der Stiefsohn des Kastellans. Es wird keine Schwierigkeiten machen, ihn mit ins Feld zu nehmen, aber wie dann, wenn man von ihm keinen Nutzen haben, oder, wenn er bliebe, gar noch Vorwürfe erhalten sollte?«

— »Gestrenger Herr, es giebt kein Pferd, das ich nicht bändigte und den Säbel verstehe ich auch zu führen, wie vielleicht Keiner von der ganzen Miliz des Herrn Wojewoden.«

— »Mag sein«, entgegnete der Referendar, »wir können uns ja gleich davon überzeugen, Ihr habt ja die Waffe an der Seite. Zieht einmal aus der Scheide, wir wollen sehen, ob Ihr Euch darauf versteht.«

— »Gestrenger Herr! ist das nicht ein Staatsverbrechen, vor dem Gesalbten Gottes das Schwert zu ziehen?«

— »Cor Mariae, spes mea«; sagte der König herzlich lachend, »das habt Ihr wohl nicht gedacht, Herr Referendar, daß der Euch Recht lehren wird«, und zu Adolph gewendet, »fürchtet Euch nicht. Gehorchet stets dem Herrn Referendar und Ihr werdet Unsere Majestät niemals beleidigen. Zeigt einmal Euren Säbel.«

Adolph reichte ihn dem Könige; dieser betrachtete ihn als wahrhafter Kenner.

— »Das ist eine prächtige, ächt spanische Klinge«, sagte er. »Früher war dergleichen bei uns häufiger zu

finden, jetzt ist dies eine Seltenheit. Darauf versuchte er mit Bedacht mehrere Hiebe, man konnte in den wenigen Augenblicken, als er es that, erkennen, daß das Alter sein Blut noch nicht gekühlt, und daß er selbst jetzt noch ein gefährlicher Gegner gewesen wäre. Darauf reichte er den Säbel dem Referendar. Nachdem auch dieser denselben besichtigt, sagte er:

— »Das ist wohl ein prächtiger Säbel, aber es scheint, daß auch die Hand eines Mannes dazu gehört, ihn zu regieren. Ich glaube, junger Freund, Ihr werdet müde werden, ehe Ihr es damit zu einem Hiebe bringt.«

— »Gestrenger Herr,« antwortete Adolph, »der Säbel ist für meine Hand wie geschaffen. Wenn es Se. Majestät befiehlt, will ich gleich eine Probe ablegen.«

— »Thut das,« sagte der König, »und laßt Uns sehen, ob Ihr die Wahrheit sprecht.«

Adolph nahm den Säbel aus der Hand des Referendars, trat einige Schritte zurück und machte die verschiedenen Fechtertempo's mit einer solchen Schnelligkeit und Leichtigkeit, als ob er einen Stock und nicht einen schweren Säbel in der Hand hätte.

Der König gab ein Zeichen, daß er aufhöre. »Cor Mariae, spes mea, das ist ein merkwürdiger Junge, der wird der Cohortae loricatae keine Schande machen; wie alt ist Er?«

— »Siebenzehn Jahr.«

— »Es ist mir zum ersten Mal so viel Kraft in

solchem Alter vorgekommen. Herr Referendar, ich glaube, Ihr könnt ihn guten Muthes in Eure Fahne einschreiben lassen. Evadit hic in virum, wie einst mein Vorgänger Stephan von dem jungen Chodkiewicz gesagt hat.«

— »Mit Erlaubniß Eurer Majestät, will ich es einmal mit ihm versuchen, ob er auch Stand hält. Tretet einmal heran, wir wollen ein paar Gänge mit einander machen, aber, junger Mann, wenn Ihr etwa müde seid, so erholt Euch erst.«

— »Wie könnte ich müde sein, wenn das Auge meines Königlichen Herrn auf mir ruht und wenn ich mich mit einem Gegner messen darf, wie der Herr Kron-Referendar!«

— »Poli comme un mousquetaire gris,« sagte der König zu dem Referendar und fügte nach einem leisen Seufzer hinzu: »Ihr habt ja wohl auch in dem Corps gedient, aber wohl einige Jahre später?« *)

Der Referendar merkte sofort, daß Adolph mit der Waffe ganz vertraut sei. Er konnte indessen füglich nicht annehmen, daß er ihm gewachsen, daher setzte er ihm An-

*) Der König Johann Sobieski und Stanislaw Mathias Rzewuski, Wojewode von Belsk, zuletzt Groß-Kron-Hetmann, Sieger von Warka, Piotrkow und Kalisch hatten in ihrer Jugend in dem adligen Corps le musquetaire gris am Hofe Ludwigs XIV. gedient. Rzewuski nahm Theil an der unglücklichen Expedition von Lerida unter Anführung des großen Condé. Vorhandene Briefe bezeugen das Ansehen Rzewuski's bei Condé.

fangs nicht zu. Als es ihm aber nicht gelang, eine Blöße an ihm aufzufinden, so fing er an, ihn ernstlicher anzugreifen. Da er aber auf einen entsprechenden Widerstand stieß, so versuchte er's mit einem eigenthümlichen Hieb, auf den er sich besonders verstand, und der bei den damaligen Fechtern unter dem Namen Referendaren-Hieb bekannt war, aber seit der Zeit abgekommen ist, daß man den Säbel nicht mehr auch als Stichwaffe, sondern nur als Hiebwaffe benutzt. Dieser Kunstgriff bestand darin, daß man einen Scheinangriff auf den Leib des Gegners mittelst eines Stichs machte, und daß man, während dieser, um den gefährlichen Stich zu pariren, seinen Obertheil bloß gab, mit dem rechten Fuß nach links um einen Schritt vorsprang und nun dem Gegner einen Hieb in das Gesicht versetzte. So sicher auch der Kunstgriff ist, so giebt man dadurch doch die rechte Schulter frei, wenn man es mit einem tüchtigen Fechter zu thun hat, dem dieser Kunstgriff an sich nicht unbekannt ist.

Dem Referendar war es nicht darum zu thun, seinem jungen Gegner das Gesicht zu zeichnen, er wollte ihn nur flach berühren, um ihm doch zu zeigen, daß er es mit einem Ueberlegeneren zu thun habe. Aber wie groß war sein Staunen, als dieser mit der Schnelligkeit eines erfahrenen Fechters, statt den Stich zu pariren, sofort um zwei Schritte zurücksprang und darauf selbst zum Angriff überging.

— »Halt, genug,« rief der König, »Nun, Herr Referendar, werdet Ihr noch anstehen, den jungen Herrn

bei Eurer Fahne einschreiben zu lassen? Das ist ja ein Soldat comme il faut, wenn er sich vor dem Referendaren-Hieb nicht fürchtet; beeilt Euch, mit ihm abzuschließen, sonst nehme ich ihn für meine Fahne in Anspruch.«

— »Majestät, meinen unterthänigsten Dank für diese Acquisition. So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Herr von Schmiegel, laßt Euch zuerst umarmen. Wenn mich nicht Alles täuscht, so werdet Ihr es einst noch weit bringen. Gegen die Tartaren ist mir's nun mit Euch gar nicht mehr bange. Macht Euch nur immerhin zurecht, es geht direkt von hier in's Feld. Von Eurem Vater erbittet Euch nur seinen Segen. Um das Pferd und um die Rüstung braucht Ihr keinen Kummer zu haben. Giebt er etwas, dann nehmt es mit, wenn nicht, dann werden wir schon Sorge tragen.«

Adolph fiel dem Könige zu Füßen und küßte darauf das Knie des Referendars.

V.

Fulmen orientis als Fürsprecher.

Der König, der Referendar und hinter ihnen in der Entfernung einiger Schritte Adolph, ergingen sich noch in den Gartenspalieren, ehe sie bemerkten, daß der Wojewode ihnen nacheilte. Als er in ihre Nähe kam, küßte er die Hand des Königs und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nicht im Garten erwartet hätte, es wäre der unerhörte Fall gegen die Sitte der Gastfreundschaft, daß der Gast vor dem Wirth das Nachtlager verlassen.

— »Mein lieber Herr Wojewode,« sagte der König, »Ihr wißt, daß ich mich hier wohler befinde, als in meiner Residenz. Gestern habe ich mich bis spät Abends bei Euch vergnügt und heute früh noch vor Sonnenaufgang ward mir hier in dem Garten eine Ueberraschung, wofür ich Euch nicht minder dankbar bin.«

— »Was hat wohl Euer Majestät in meinem Garten so gefallen?«

— »Ein junger Edelmann von nicht geringen Hoffnungen, den ich Euch hier vorstelle.«

— »Das ist ja der Sohn meines Gouverneurs, Adolph von Schmiegel, was will der hier? Wer hat Dir das Recht gegeben, sich Sr. Majestät zu nähern?«

— »Laßt ihn in Frieden, sagte der König heiter, denn wenn Ihr ihm zu nahe tretet, so habt Ihr's mit Unserem Herrn Referendar zu thun. Er steht in seinem Schutz. Ich selbst bin sein Fürsprecher. Ich weiß, er hat neulich das Unglück gehabt, Euch zu mißfallen, aber bedenkt, wir waren auch einmal jung und nicht allezeit demüthig.«

— »Majestät, das ist schon abgethan. Er wird dafür seinen Theil vom Vater schon erhalten haben, castigationem domesticam, sonst wär' er nicht hier, ich kenne seinen Vater, aber ich möchte doch wissen, weshalb er es gewagt hat, sich Euer Majestät zu nähern.«

— »Er ist an mich herangetreten und das hat mir gefallen. Darauf hat er mich auf die angemessenste Weise gebeten, ihn an der Expedition gegen die Tartaren Theil nehmen zu lassen und ihm die Erlaubniß seiner Vorgesetzten auszuwirken und damit bin ich einverstanden, denn er ist zum Soldaten wie geschaffen, und wer ihn zu seiner Fahne nimmt, wird es wahrhaftig nicht bereuen.«

— »Majestät, es ist das Erste, was ich über diesen Wunsch des jungen Mannes höre, ich müßte ihn doch vorher gewußt haben.«

— »Cor Mariae, spes mea, er hat auch seine Tüchtigkeit vor mir bewiesen. Fragt doch unseren Herrn Referendar.«

— »Ja gewiß, so ist es,« versicherte der Referendar, »mit Erlaubniß Sr. Majestät habe ich mit ihm einige Gänge gemacht.«

— »Und er hat Stand gehalten?«

— »Ach! Stand halten? Wenn es scharf herginge, wer weiß, ob ich dann mit ihm fertig würde, hat er doch meinen bekannten Hieb zu pariren gewußt. Ganz im Ernst, Herr Wojewode, das ist ein braver Junge und ich werde Euch mein Lebtag verpflichtet sein, wenn Ihr die Sache so einrichtet, daß ihn sein Vater emancipirt, und daß er zur National-Cavallerie eingeschrieben wird. Ich habe bei meiner Fahne keine Vacanz, aber er ist es werth, daß ich eine schaffe. Ich verlasse morgen Euer gastfreundliches Haus, um bei den Tartaren anzufragen, was sie bei uns zu suchen haben. Da nehme ich den Schmiegel mit. Ich hoffe, es wird uns Beiden nicht zur Schande gereichen. Se. Majestät sind damit einverstanden, es handelt sich also nur noch darum, daß Ihr, Herr Wojewode, Euch für ihn bei seinem Vater einstellt, um dessen Indult zu erlangen.«

— »Ihr werdet es uns nicht abschlagen,« fügte der König hinzu.

— »Ei, wenn er das Glück gehabt hat, Sr. Majestät zu gefallen und der geehrte Herr Referendar meint, daß er was nützen kann, dann soll es an mir nicht liegen.«

— »Nun, junger Freund,« sagte der Referendar, »jetzt ist es an Euch, den Protector und Wohlthäter

Eures Hauses zu bitten, daß er sich bei Eurem Vater verwendet, damit ich Euch sobald als möglich als meinen Cameraden begrüßen kann; denn morgen um diese Zeit möchte ich am liebsten mit Euch schon auf der Heerstraße sein.«

— »Adolph fiel dem Wojewoden zu Füßen und wollte eben seine Bitte vortragen; dieser nahm ihn aber bei der Hand, erhob ihn und sagte: »In Gegenwart Sr. Majestät, unseres gnädigen Herrn, ziemt sich das nicht. Ich wünsche Dir Glück, daß Du schon in so jungen Jahren das erreicht hast, was oft bei den Würdigsten das ganze Streben ihres Lebens ausmacht. Das laß Dir als eine gute Vorbedeutung gelten. Zeige Dich Deines Vaters und Großvaters würdig und hüte Dich, den Adel Eures Blutes irgendwie zu beflecken. Nimm meinen Segen und nun laß uns allein, aber finde Dich zum Mittagstisch in meinem Zimmer ein. Ich werde dafür sorgen, daß die Eltern und die Großmutter zugegen sein werden. Da wollen wir Deine Angelegenheit ordnen und dann kannst Du zugleich von uns Allen Abschied nehmen.«

— Adolph fiel dem Könige noch einmal zu Füßen, verbeugte sich vor dem Referendar und dem Wojewoden und entfernte sich hocherfreut, indem er beim Weggehen noch die Worte des Königs vernahm: »Cor Mariae spes mea. Das ist ein schätzenswerther Junge. Ritterlicher Muth glänzt in seinen Augen und Bescheidenheit ziert seine Lippen.«

— »Und führt eine gute Klinge,« bemerkte der Referendar.«

— »Hat auch ein gutes Herz,« schloß der Wojewode, »ist zwar ein wenig heftig, das wird sich aber geben, denn er kommt in eine tüchtige Leitung; auch ist er von guter Herkunft. Sein Vater hat sich bei Wien ausgezeichnet. Was ist das für ein würdiger Mann. Ich danke Tag und Nacht meinem Herrgott, daß ich an ihm einen so fähigen und getreuen Diener gefunden. Es wird ihm schmerzlich sein und noch mehr seiner Gattin, daß ihr einziger Sohn in den Krieg ziehen soll; indessen, ich habe zwei Söhne und schicke sie beide unter dem Befehle des Kron-Unterkämmerers nach der Ukraine. Der junge von Schmiegel hätte wohl mit können, er ist mit meinen Kindern aufgewachsen, er hätte mit ihnen auch das Kriegsglück versuchen können, da aber der Herr Kron-Referendar ihn in seiner Fahne haben will, so werde ich seinem Glück nicht im Wege stehen.«

Nach einigen Augenblicken des Nachsinnens hob der König an:

— »Man kann auf tüchtige junge Leute nicht genug aufmerksam sein. Man muß sie nicht viel loben, aber desto schneller vorwärts bringen. Je bescheidener das Talent, desto durstiger nach Anerkennung ist es. Das hat uns Held Czarnecki auf das Eindringlichste gelehrt.«

— »Wahrhaftig,« entgegnete der Referendar, »der hat die Zurücksetzung sein ganzes Leben empfunden, und

seine letzten Worte in der Bauernhütte sind denkwürdig für unsere Einrichtung.« *)

Der König ging nun noch längere Zeit mit seinen beiden Begleitern im Garten auf und ab. Es waren seine getreuesten und bewährtesten Anhänger. Sie sprachen von der Lage der Republik im Allgemeinen, und insbesondere von der bevorstehenden kriegerischen Expedition.

Währenddem hatte sich Adolph aus Furcht vor dem Zorn seines Vaters nicht nach Hause begeben, sondern war bei der Schloßmiliz angetreten, um von seinen Freunden, den Offizieren, Abschied zu nehmen. Als die Mittagszeit herankam, verfügte er sich in die Gemächer des Schlosses, wo er bereits seine Eltern und seine Großmutter antraf, die bereits von Allem unterrichtet waren. Den Vater hatte der Vorfall sehr unruhig und besorgt gemacht. In seiner großen Zaghaftigkeit hielt er den Schritt seines Sohnes für gewagt, wenn nicht gar für unbesonnen, und es bedurfte der Zuversicht der Großmutter, um ihm klar zu machen, daß sein Sohn damit den Anfang seiner künf-

---

*) In einer Bauernhütte in Sokolowce traf ihn der Eilbote des Königs mit dem Privilegium zum Kron-Hetmann. „Hab ich es Euch nicht gesagt, sie werden mir den Feldherrnstab geben, wenn meine Hand ihn nicht mehr wird tragen können?“ Sein letzter Wille war: „Sorgt für mein Pferd.“ Er starb 1665.

tigen Bestimmung gemacht. Gleichwohl sah Herr Zacharias mit gewaltigem Herzklopfen der Ankunft des Königs entgegen, der von den Versammelten aus dem Herrenstande und dem Adel erwartet wurde. Die Frau Wojewodin unterhielt die Gäste, bis ihr Gemahl mit dem Kron-Referendar in den Saal trat und die baldige Ankunft des Königs ankündigte. In der That öffneten sich kurz darauf die Flügelthüren, der König erschien und wurde mit einer tiefen Verbeugung der Anwesenden bewillkommnet. Er begrüßte zuerst die Wirthin des Hauses, und unterhielt sich darauf mit einigen der Umstehenden.

Als ihm der Wojewode den Herrn Zacharias vorstellte, sagte der König: »Lieber Herr von Schmiegel, es ist mir noch wohl erinnerlich, wie Ihr in der Vertheidigung unseres heiligen Glaubens bei Wien Euer Leben nicht geachtet habt. Es wird Zeit, daß Euer Sohn in Eure Fußstapfen tritt. Er ist ein junger Mann voll Hoffnung und ritterlichen Sinnes und hat mich angegangen, ihm Euren Segen und die Erlaubniß zur Theilnahme an dem jüngst beschlossenen Kriegszuge gegen die Tartaren auszuwirken. Er hat überdies das Glück gehabt, unserem Kron-Referendar zu gefallen, der ihn in seine Schaar aufnehmen will. Ich hoffe, Ihr werdet nichts dagegen haben.«

Herr Zacharias bemühte sich, etwas zu antworten, er war indessen so verwirrt, daß er nur einige unverständliche Worte hervorbrachte, und darauf dem Könige zu Füßen sank.

Als er wieder aufgestanden und einigermaßen zu sich gekommen war, nahm er seinen Sohn bei der Hand, führte ihn vor den Kron-Referendar und sagte nach mühevollem Nachdenken: »Ich übertrage auf Euch, gestrenger Herr, meine ganze väterliche Gewalt über diesen Schlingel. Verfügt über ihn, wie es Euch gefällt, gebe Gott, daß einstens etwas Rechtes aus ihm wird.«

Der Rest des Tages verging nun überaus heiter, namentlich für den neuangeworbenen Waffengefährten. Der König beehrte seine Großmutter mit einer längeren Unterredung. Am Schluß derselben prophezeite er ihrem Enkel eine große Zukunft. Der Wojewode besorgte Adolphs Ausrüstung, und zwar so reichlich, daß es für ein ganzes Jahr hinreichte. Die Frau Wojewodin beschenkte ihn mit einem kostbaren Waffengurt und Sophie verehrte ihm eine Reliquie aus dem Holze des heiligen Kreuzes. Sie bat ihn, dieselbe nie abzulegen, weil es ein Amulet sei, das ihn gegen jede Gefahr schützen würde. Er kniete vor ihr nieder und sie hing ihm die Reliquie, die sich an einer goldenen Kette befand, um seinen Hals. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich auch noch, in welchem guten Einvernehmen Adolph mit den Beamten und Hausgenossen des Wojewoden stand. Da war auch nicht Einer, der ihm sein Glück beneidet hätte, die Meisten beeilten sich sogar, ihn ihrerseits ebenfalls mit Zeichen des Andenkens und der Freundschaft zu beschenken, so daß Adolph zuletzt manches ablehnen mußte, indem er sich damit entschuldigte, daß er

nicht mit eigenem Fuhrwerk reise und es ihm daher an Platz fehlen werde.

Sein Vater allein gab ihm nichts, ja er ging sogar mit dem Gedanken um, ihm noch zum Abschied eine väterliche Züchtigung angedeihen zu lassen, damit er stets dieses seines Rechts eingedenk sei und sich nicht wieder außerhalb des elterlichen Hauses eine Unüberlegtheit zu Schulden kommen ließe. Zacharias kam indessen nicht dazu, seinen Vorsatz auszuführen, weil der Referendar seinen Sohn nicht aus den Augen ließ, ihm sogar anbefahl, in seiner Nähe zu bleiben, um ihm noch manche Aufträge für die Abreise zu ertheilen, die jedenfalls den folgenden Tag in aller Frühe stattfinden sollte. Ueberdies war Zacharias innerlich froh, daß die Sache mit seinem Sohne so gekommen, er war dadurch seines größten Kummers überhoben. Er meinte bei sich: daß das Exerciren, die Entbehrungen und vielleicht gar Gefahren wohl unziemliche Gedanken des Jünglings vertreiben würden. Wenn er an die Gefahren dachte, die diesem bevorstanden, befiel ihn dieselbe Empfindung, die sich seiner in der Affaire vor Wien bemeistert hatte; er tröstete sich indessen in Betreff seines Sohnes damit, daß derselbe nicht nach ihm, sondern nach seinem Vater geartet wäre, von dessen ihm in den Erzählungen seiner Mutter geschilderten Muth und Verwegenheit er gar keine Vorstellung hatte. Gegen Abend gab es eine rührende Scene, als Adolph seine Eltern, die Großmutter, den Wojewoden und dessen Gemahlin um ihren

Segen bat und sich dabei für all' die Wohlthaten und Spenden bedankte und sie herzlich um Verzeihung bat, daß er sich nicht stets all' des Guten, das er genossen, würdig bewiesen. Den Wojewoden bat er besonders um Verzeihung wegen seines letzten Vergehens. Er suchte dasselbe keineswegs zu entschuldigen, erklärte sich vielmehr bereit, noch jetzt zur Sühne jede Strafe auf sich zu nehmen. Der Wojewode war davon sichtlich gerührt. Er drückte den Jüngling an sein Herz, nannte ihn seinen lieben Waffengefährten und sagte, daß nunmehr zwischen ihnen alles Unangenehme vergeben und vergessen sei und daß, wenn er je irgend in die Lage kommen würde, eines Freundes zu bedürfen, er sich stets offen und mit Vertrauen an ihn wenden solle.

Als der König alles das sah und hörte, rief er aus: — »Cor Mariae, spes mea, der Junge wird's noch weit bringen! In dem steckt ächter Adel; er ist dankbar und bescheiden zugleich und auf seinen Muth nicht eingebildet und eitel.«

Dem Könige war es vorher auch nicht entgangen, daß Adolph, als er seiner Großmutter zu Füßen fiel, in Thränen ausbrach. Diese, obwohl eine Frau von energischen Geiste und durch mannigfache Erfahrungen geprüft, hatte, in dem Augenblick sich ihres vorgerückten Alters bewußt, daran gedacht, daß es vielleicht das letzte Mal sei, daß sie ihren geliebten Enkel sehe, und als sie ihn umarmte, konnte sie sich ebenfalls ihrer Rührung nicht erwehren.

Beide, der angehende Kriegsmann und die greise Matrone, weinten wie Kinder. Nachdem Letztere ihren Enkel gesegnet, nahm sie ihn noch bei Seite und schob ihm zehn Kremnitzer Dukaten mit dem Bildnisse der allerheiligsten Jungfrau in die Hand, welche sie gesammelt, als Zacharias noch ein Knabe war und jetzt dem Enkel zu Statten kommen ließ.

An diesem Abend zeigte nun Adolph seinen inneren Schmerz nicht weiter äußerlich. Wir sagen äußerlich, denn als er von Sophie Abschied nahm, die ihm mit thränen-den Augen die Hand reichte, hatte er die Kraft, sich zu bezwingen, was aber hierbei in seinem Innern vorging, wußte außer seiner Mutter und seiner Großmutter Niemand. Dieser Augenblick war es, welcher zumeist über sein ganzes Leben entschied. Die Bedeutung der Gefühle, die ihn in demselben durchströmten, ist in Worten nicht zu beschreiben. Er selbst hätte dafür keine Sprache gefunden, selbst wenn er der beredteste Geist gewesen wäre, und wenn er es vermocht, er würde vielleicht Keinen gefunden haben, der ihn verstanden; denn es giebt nur wenige Menschen, denen es vergönnt ist, zu wissen, was eine unschuldige Liebesflamme in dem Innern eines jungen Mannes zu bedeuten hat, der zu größeren Dingen fähig und berufen ist. Vor Allem gehört dazu ein ungewöhnliches Maaß der Individualität, denn leider giebt es auch bei ausgezeichneten Männern Zeiten, in denen die Marke ihrer Individualität mehr oder weniger verschwindet, in denen sie den Niedrigsten ähnlich

sind, deren Lebenszeichen nicht aus einem innern selbständigen Quell entspringen, sondern den Strömungen eines Fahrwassers folgen.

Wenn es uns aber gelingen sollte, auch nur annähernd anzudeuten, was in der Seele Adolphs in jenem Augenblicke vorging, so möchten wir versucht sein, seinen Gedanken folgenden Ausdruck zu verleihen:

— »Lebe wohl, Du himmlisches Wesen! Was ich bin und was ich sein werde, will ich nur Dir verdanken. Mein ganzes Dasein hat nur eine Richtschnur, nur die eine Bestimmung: Dir zu gefallen. Mit der unwandelbaren Zuversicht, dies auf meinem Lebenswege darzuthun, gehe ich von hier und sage Dir Lebewohl!«

VI.

Die Reise zur Fahne.

Die Bewohner des Schlosses waren noch in tiefem Schlafe versunken, als der Kron-Referendar sich bereits beim Könige zur Abschiedsaudienz eingefunden. Während hierbei noch das Nöthige über den bevorstehenden Feldzug wider die Tartaren verhandelt wurde, mußte sich Adolph auf den Befehl seines Rittmeisters mit dem Packen bei dem Wagen des Kron-Referendars beschäftigen. Er stand schon in voller Rüstung und trug als Unterkleid einen Kaftan von Elendshaut, darüber ein Stahlhemd, welches ein breiter Ledergurt umschloß, woran die Halftern hingen, aus denen ein Paar der besten Pistolen hervorragten. An der Seite trug er den Säbel seines Großvaters und über die Schulter hing ihm die Patrontasche, mit vierundzwanzig Ladungen versehen.

Die Söhne des Wojewoden hatten bereits den Abend vorher ihre Abreise angetreten, und zwar mit dem Hauptmann von Dunin, einem ergrauten tüchtigen Soldaten.

Er hatte seitens des Wojewoden den Auftrag, seine Söhne bis nach Warschau zu begleiten, um sie daselbst dem Fürst Primas vorzustellen und sich dessen Segen zu ihrem ersten militairischen Ausfluge zu erbitten. Der Wagen des Kron-Referendars, auf welchem sich seine Privatdiener befanden, war ebenfalls über eine Stunde vorausgefahren, um auf den Halteplätzen das Nöthige zur Aufnahme und zur schleunigen Weiterreise vorzubereiten.

Nach beendigter Audienz bei dem Könige wollte sich der Kron-Referendar sofort in den Wagen setzen. Der Wojewode, zwar im Morgenanzuge, aber den Säbel an der Seite, trat jedoch vorher an ihn heran, um ihm vor der Abreise noch einmal seine Achtung zu bezeigen. Derselbe begleitete seinen Gast bis an den Tritt des Wagens und als er sich zum letzten Mal verbeugte, rollte der Wagen davon. Adolph hatte sich auf Befehl des Kron-Referendars an seine Seite gesetzt.

Nachdem Krotoschin schon hinter ihrem Rücken lag, hieß der Kron-Referendar seinem jungen Reisebegleiter, mit ihm die Litanei zur unbefleckten Empfängniß zu singen und die frische, kräftige und helle Stimme Adolphs einte sich darauf zum Preis und zur Ehre der Mutter Gottes mit der volltönenden gewichtigen Stimme des bejahrten Ritters. Nachdem der Gesang zu Ende war, sagte der Referendar: — »Gesteht es nur, mein lieber Kamerad, der Abschied von dem elterlichen Hause ist Euch nicht leicht geworden.«

— »Gestrenger Herr, wie könnte ich das auch verhehlen, aber es bleibt mir ja die Aussicht und die Hoffnung, daß ich Alles das, was ich jetzt verlassen, wieder sehen werde, und daß man mich alsdann mehr achten und lieben wird, als jetzt.«

— »Das ist ganz recht von Euch und ich will Euch diese Hoffnung nicht rauben. Aber ich halte es für meine Pflicht, Euch auf dem Wege eine Lehre zu geben, wie ich sie von meinem Vater erhalten habe, die mir sehr nützlich gewesen, und durch die ich meinen Lebensberuf, wie es sich gehört, erkannt habe. Ihr müßt wissen, der Krieg ist nicht einem Spiel, sondern eher einer Krankheit zu vergleichen, die man zu bestehen hat. Der Soldat, der seine Pflicht erfüllen will, muß sich dazu sehr ernst vorbereiten, und als gewiß annehmen, daß er sich von dem Krankenlager nicht wieder erhebt. Ein guter Soldat muß mit sich und der Welt Abrechnung halten, und sich so einrichten, daß ihm für seine Zeitlichkeit hienieden und für sein Seelenheil nichts mehr zu thun übrig bleibt. Wollt Ihr wissen, wie ich darüber denke, so will ich es Euch sagen, denn ich hege zu Euch das Zutrauen, daß meine Worte auf einen guten Boden fallen. Ich habe mich stets, wenn ich dem Feinde entgegen ging, als verloren betrachtet, deshalb aber bis zum Beginn des Kampfes mich damit beschäftigt, nachzusinnen, ob ich nicht in meinem Leben etwas gethan, was ich noch gut zu machen hätte. Denn stehe ich erst einmal im Angesichte der Schlacht, dann gehöre ich mir

nicht mehr selbst an, und denke auch gar nicht mehr an mich. Mein ganzes Sinnen und Trachten ist dann nur darauf gerichtet, wie ich mein Leben und das Leben meiner Gefährten so theuer als möglich zur Ehre Gottes und meines Vaterlandes in die Schanze schlage. Dazu gehört aber vor Allem, daß auch nicht die mindeste Selbstsucht sich in meinen Sinn mische, nicht einmal Ruhmbegier, weil man dadurch am allerleichtesten verleitet werden kann, entweder den Befehlen seines Vorgesetzten nicht mit der Gewissenhaftigkeit, wie es sich gebührt, nachzukommen, oder weil man sonst den Untergebenen leicht zu viel zuzumuthen im Stande ist, oder auch noch andere Rücksichten außer Acht läßt. Glaubt mir, und das ist eine große Klippe für die Besseren unseres Handwerks, auch seinen Ehrgeiz muß man opfern, wenn man die Pflichten getreulich erfüllen will, die man als Bürger, als Diener und Unterthan des Königs in einem so hochwichtigen Augenblicke auf sich genommen hat. Denn wir haben einen sehr hohen Beruf. Ueber unserem Stande steht nur noch der Priesterstand. Dieser ist der Träger der Wahrheit, die Gott auf die Welt gesandt hat, aber nächstdem folgt der Kriegerstand, weil er diese Wahrheit schützen, vertheidigen und zur Anerkennung bringen soll. Deshalb müssen wir, wenn wir wahre Streiter Gottes sein wollen, auch bereit sein, jeden Augenblick vor seinem Throne zu erscheinen. Wir machen ja darin eine Ausnahme von der friedlichen Welt, die täglich Gott bittet, daß er sie vor einem plötzlichen und

unvorhergesehenen Tode bewahre. Wir haben diesen Tod täglich vor Augen. Ich spreche das nicht ohne Grund zu Euch, weil es Viele giebt, die einem jungen unerfahrenen Kriegsmanne die Gefahren und Schreckniſſe des Krieges zu verbergen suchen. Das gefällt mir nicht! Mir ist ein Soldat, der opfermuthig in die Schlacht geht, weit lieber, als einer, der die Zuversicht hat, daß ihn keine Kugel trifft, also möchte ich wohl von Euch hören, und zwar offen und ohne Scheu: ob Ihr bei der Abschiednahme von den Eurigen auch daran gedacht habt, daß Ihr vielleicht nicht wieder-kommen könntet?«

— »Wenn ich die Wahrheit sagen soll, wie es sich dem Vorgesetzten und meinem Wohlthäter gegenüber gehört, so muß ich doch gestehen, daß ich nie die geringste Furcht oder Besorgniß um mich gehabt habe. Im Gegentheil, ich bin ganz fest davon überzeugt, daß ich in meine Heimath wieder zurückkehre, und zwar wohlgemuth und unversehrt.«

— »Wie kommt Ihr zu einer solchen Zuversicht.«

— »Das weiß ich selbst nicht, aber es will mir gar nicht in den Kopf, daß ich von Feindeshand fallen sollte. Von klein auf beschäftigen mich Schlachten, im Traume befinde ich mich immer im Gefecht, höre Kugeln um mich sausen, sehe meine Kameraden fallen, aber mich hat darin noch nie ein Spieß oder eine Kugel getroffen. Man sagt zwar immer Träume sind Schäume, aber ich glaube, bei mir sind sie die Vorahnungen der Wirklichkeit. Ich glaube, mir wird die Schlacht gar nichts

Neues bieten, denn ich habe sie oft genug im Geiste schon durchlebt, und insofern, gestrenger Herr, als Ihr sagtet, daß man vorher sein Gewissen prüfen müsse, damit man nicht unvorbereitet vor der heiligen Dreieinigkeit erscheine, bin ich mir keiner That bewußt, die mich den Tod fürchten ließe. Muß man denn nicht auch immer des Todes gewärtig sein? Sterben denn nicht mehr Leute auf dem Krankenlager als auf dem Bette der Ehre? Nicht weit von dem Hause meines Vaters befand sich der Kirchhof, da konnte ich es alle Tage sehen und hören, wie viel Leute und in welch' wunderlicher Weise sterben. Viele sterben an Schwindsucht, am hitzigen Fieber, an Podagra, oder gar an Magenüberladung. Wahrhaftig, gestrenger Herr, wenn ich des letzteren Todes sterben sollte, ich würde am Auferstehungstage aus Scham noch einmal sterben. Einem solchen Tode ziehe ich selbst den vor, von einem Tartaren umgebracht zu werden.«

— »Wißt Ihr nicht, daß der Psalmist sagt: Ne revoces me in dimidio dierum mearum?«

— »Gestrenger Herr, ich wiederhole öfters die Bußpsalmen, aber die erfüllen mich nur mit der Hoffnung, daß der Allmächtige aus mir noch einst etwas machen wird, wenigstens wird er es nicht zulassen, daß ich elend ohne meine Schuld umkomme, und ohne mich auf irgend eine Art und Weise um mein Vaterland verdient gemacht zu haben. Geschieht es dennoch, so sagt unser Dichter sehr schön:

Quem sui flentes gemuere cives,
hic diu vixit.

— »Sehr gut, daran erkenne ich, daß Ihr nicht umsonst in der Schule gesessen habt. Es gefällt mir von Euch, und kann ich es daher nur loben, daß Ihr vorwärts strebt, und mit Eurem Muthe auch Ehre einlegen wollt. Der Muth ist an und für sich nicht unser Verdienst; denn wir sind von Natur alle muthig, es liegt in unserem Blute, aber wir müssen es dabei auch nicht bewenden lassen, wir müssen vielmehr unser ganzes Leben so einrichten, daß wir dadurch unseren Mitbürgern und dem ganzen Gemeinwesen von Nutzen sind. Deshalb muß ein junger Mann, wie Ihr, nicht blos mit Begeisterung dem Kampfe entgegengehen, er muß es auch zuvor an nichts fehlen lassen und alle die Kenntnisse, die Uebung und die Erfahrungen seiner Vorgesetzten sich zu verschaffen suchen. Vor allen Dingen müßt Ihr erst gehorchen lernen; denn nur dann werdet Ihr auch im Stande sein, gehörig zu befehlen. Dazu gehört aber, daß Ihr es nicht verschmäht, auch den kleinen Dienst kennen zu lernen. Je eifriger Ihr Euch damit abgebt, desto rascher werdet Ihr es überstanden haben. Ich hoffe, für Euch wird die Zeit dazu genügen, die wir zum Hinmarsch gebrauchen. Die Fahne, bei der Ihr aufgenommen seid, ist schon aus Podlachien abmarschirt, wir werden sie wohl in der reußischen Wojewodschaft einholen, dann geht es aber direkt gegen den Feind.«

— »Gestrenger Herr, ich werde Alles thun, um mir das Vertrauen und die Liebe meiner Vorgesetzten zu erwerben.«

— »Ich hoffe es auch, daß Ihr mir keine Schande machen werdet. Mein Premier, noch ein früherer Lissower*), wird es gewiß an nichts fehlen lassen, um Euch mit Allem, was zum Militairdienst gehört, bekannt zu machen. Er ist ein erfahrener Soldat, im Lager und auf Kriegszügen aufgewachsen und gealtert, und überall mitgewesen, wo irgend etwas los war, zwar nicht mehr weit von den Achtzigern, die Jahre stehen aber nur in seinem Geburtsschein, ihm selbst sieht man sie nicht an, und am wenigsten, wenn er zu Pferde sitzt. Unter Tekely, durch den das Haus Oesterreich in so große Bedrängniß gerathen, woraus es von uns, durch seinen slavischen Nachbarn, erlöst wurde, hat er sogar gegen uns gefochten. Mit Wunden bedeckt, gerieth er damals bei Strygonia in die Gefangenschaft unserer Fahne. Mein Vater lernte ihn bei der Gelegenheit kennen und vertraute ihm die Führung der Fahne an, die zu befehlen ich die Ehre habe, und zu der Ihr als Waffengefährte gehört. Seit zwanzig Jahren führt er sie, daß es eine Freude ist; ja, ich kann wohl sagen, mein Dunikow ist ein Muster von einem Militair, außer dem Dienst der beste Mensch, im Dienst jedoch der strengste. Er ist dabei ein wunderlicher Kauz, und so Einem ist Manches erlaubt. Unter Anderem hat für ihn nur das Werth — was alt ist. Alte Zeiten, gute Zeiten; alter Soldat, guter Soldat; alte Einrichtungen, gute Einrich-

*) Eine Art Kosacken, damalige Landcorsaren.

tungen. Seiner Meinung nach hat sich im Laufe der letzten funfzig Jahre Alles bei uns verändert, es ist Alles schlechter geworden. Wenn wir ihn mitunter mit seinen Ansichten gehen ließen, so hätten wir vor Lachen bersten mögen. Bei alledem werdet Ihr ihm, trotz Eurer Jugend, gefallen, da Ihr etwas Gesetztes an Euch habt.«

Ungefähr mit einer solchen Unterhaltung leitete der Kron-Referendar die erste Expedition des jungen Soldaten ein, der sich hierbei und bei jeder späteren Gelegenheit als sehr aufmerksam zeigte und sich auf alle Weise der Gunst und des Vertrauens seines Protektors zu versichern suchte. Die Reise dauerte einige Tage und Nächte ohne Unterbrechung. Sie kehrten unterwegs bei den Einwohnern ein, um die Pferde zu wechseln, Erfrischungen einzunehmen und irgend welche Anordnungen zu treffen. Der in dem vorangefahrenen Wagen befindliche Fourier hatte immer die Anstalten getroffen, daß sich Alles in Bereitschaft befand und so die Weiterreise ohne Aufenthalt fortgesetzt werden konnte. Um keine Zeit zu verlieren, berührten sie Warschau nicht und kamen am siebenten Tage in Lenczno in der Wojewodschaft Podlachien, einer Besitzung des Referendars, an, wo der Standort seiner Fahne war. Sie trafen dieselbe nicht mehr an, denn sie war seit einer Woche bereits auf dem Marsche nach der Ukraine begriffen. Der Referendar verweilte daher hier nur so lange, als er bedurfte, um sich mit seinen Beamten zu besprechen und eine ordentliche Mahlzeit einzunehmen, wonächst die Reise gleich wieder weiter ging.

In Podlodowo trat er bei dem Tribun von Beltz ein, dem er die Sorge über seine Frau und Kinder übertrug, theils, um so sich und ihnen den Schmerz der Trennung zu ersparen, theils wohl auch, um nicht Zeit zu versäumen; denn seine Besitzung Olesko lag beinah zwei Meilen aus dem Wege. Als sie endlich in Poczajowo angekommen, glaubte der Referendar einer Erholung von der ununterbrochenen Reise zu bedürfen, um so, von Neuem gestärkt, den folgenden Tag bei seiner Fahne eintreffen zu können. Er beschloß demnach, in einem Wirthshause dieses Ortes über Nacht zu bleiben, den anderen Morgen dort in der Kirche, in der sich ein Wunderbild der heiligen Jungfrau befand, die Messe zu hören und dann die Reise bis an ihr Ziel fortzusetzen.

Die Gasthäuser damaliger Zeit waren das nicht, was sie heute sind. Das Gasthaus, in dem unsere Reisenden einkehrten, hatte nur zwei Stuben; die kleinere war von einer zahlreichen jüdischen Familie bewohnt, die größere diente als Gast- und Schankstube zugleich. Der übrige Theil des Gebäudes war Flur und Stallung. Der Kron-Referendar nahm mit seiner Begleitung die Gaststube in Besitz. Man schaffte die überflüssigen Gefäße hinaus, beschlug die eine Wand mit einem Teppich, machte an derselben das Bett für den Kron-Referendar zurecht und richtete für die Mitreisenden ein Strohlager an. Nachdem Jeder sein Abendgebet verrichtet, legten sie sich insgesammt nieder, thaten hierbei die Lichter aus und schliefen ihrer

großen Müdigkeit wegen bald fest ein. Nur Schmiegel war von einer leichten Unruhe geplagt, die ihn trotz seiner Müdigkeit in eine Aufregung versetzte und nicht schlafen ließ. Als mit Hülfe des jüdischen Gastwirths das Bett des Referendars unweit des einen Fensters der Stube aufgestellt wurde, war es ihm nämlich aufgefallen, daß dies Fenster an einer Stelle, statt der Scheiben, mit beklebtem Papier versehen war; er hatte indessen hierbei keine Bemerkung gemacht, als beim Zubettgehen der Referendar sogar auf den Tisch, der sich dicht an dessen Bett und unterhalb dieses Fensters befand, seine Uhr und seinen Geldbeutel gelegt. Nach einiger Zeit hörte er von außen, unterhalb des Fensters, ein Geräusch; er griff nach seiner Pistole, spannte den Hahn und richtete sich leise auf. So dunkel auch die Nacht war, so konnte er nichtsdestoweniger so viel unterscheiden, daß Jemand mit der Hand das Papier, womit die eine Scheibe beklebt war, leise aufriß und auf dem Tische nach etwas zu suchen schien. Ohne sich lange zu besinnen, gab er mit einer seiner Pistolen Feuer, worauf ein lauter Schrei außerhalb des Fensters folgte.

— »Alle guten Geister loben den Herrn,« rief der Referendar, indem er barfuß aus dem Bette sprang und nach seinem Säbel griff. »Was giebt's?«

— »Amen!« sagte Schmiegel, »ich habe einen Dieb bewillkommnet.«

Der Referendar rief sogleich nach Licht, und als dasselbe angezündet war, bemerkten sie zu ihrem Verwundern auf

dem Tisch die durch das Fenster eingedrungene blutende Hand.

— »Gott stärke Euch,« sagte der Referendar, »Ihr müßt wahrhaftig Katzenaugen haben, daß Ihr in der Finsterniß nicht gefehlt habt. Weckt die Leute, und seht doch außen nach, was der Eigenthümer dieser Hand macht.«

Der Kammerdiener des Referendars ging in den Stall und von da in Begleitung mehrerer mit Laternen versehener Leute auf den Hof. Dort fanden sie ein der jüdischen Wirthsfamilie angehöriges Subjekt in Ohnmacht vor Schmerz. Als man ihm die Hand herauszog, schrie er gewaltig. Der Referendar ließ sich durch den Jammer der Gastwirthin rühren, versprach ihr, von dem Vorfalle keine weitere Anzeige zu machen und schenkte ihr sogar noch einige Goldgulden; darauf ließ er den Tisch vom Blut reinigen, die Oeffnung im Fenster verstopfen und man legte sich insgesammt wieder zur Ruhe. Jetzt schlief auch Schmiegel mit den Uebrigen ein und man erwachte erst am späten Morgen.

Dieser Vorfall, so unbedeutend an sich, ist es doch nicht in Bezug auf die Charakterzeichnung Schmiegels.

Zunächst hatte er dadurch bei dem Kron-Referendar überaus an Vertrauen gewonnen; denn dieser sah darin eine große Wachsamkeit und Anhänglichkeit an seine Person. In der That aber war es noch mehr und zwar sprach es für Schmiegels höhere Bestimmung: geistig, indem er den Vorfall gewissermaßen vorher geahnt, und körperlich,

indem er die nöthige Ruhe dabei bewahrt und ihn sein Auge auch nicht getäuscht hatte. Wir würden hierauf kein Gewicht legen, wenn sich dadurch nicht zugleich die Befähigung eines tüchtigen Soldaten auf das Klarste dokumentirt hätte, so daß wir nunmehr mit voller Zuversicht Schmiegel in seinem Kriegsleben weiter folgen können.

VII.

Dunikow, der Exerziermeister.

Der Referendar kleidete sich nach seinem Erwachen auf das Sorgfältigste an und Schmiegel mit den Dienern folgten seinem Beispiele; denn es galt den Besuch der Kirche, wo man nach einer hochheiligen Sitte damaliger Zeit nicht anders, als mit dem Besten, was man hatte, angethan erschien, um so der Gottheit, die in dem Sakrament verborgen ist, nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich die Ehre zu geben. Als der Referendar mit den Seinigen in die Kirche trat, fand er dieselbe bereits angefüllt. Es hatte sich von weit und breit das Volk zu dem Wunderbilde der heiligen Jungfrau eingefunden, welches an diesem Tage noch durch einen besonders feierlichen Gottesdienst verehrt wurde. Die Andacht war um so größer und angeregter, als der bevorstehende Kriegszug den Sinn Aller der Spenderin des Sieges zuwandte. Nach Beendigung des Gottesdienstes bat der Superior der Basilianer den Referendar und seine Begleiter zu einem Frühstück in das

Kloſter-Refektorium. Sie trafen daſelbſt viele bekannte Staatsbürger an, welche ſich ebenfalls bei dem Kriegszuge betheiligen wollten und ſich zuvor mit den Sakramenten verſehen hatten. Alle ſchloſſen ſich dem Referendar an, welcher ungeſäumt ſeine Reiſe fortſetzte.

Den folgenden Tag trafen ſie in Kuzmin ein, einem Städtchen, welches zu der Ordination von Oſtrog gehörte. Hier ſtand die Fahne des Referendars, interimiſtiſch geführt von Dunikow. Das Kommando derſelben erſtreckte ſich indeſſen nicht blos über dieſe Fahne, ſondern auch über eine zweite, die von einem jüngeren Offizier geführt wurde, außerdem über mehreres Fußvolk des Fürſt-Ordinaten von Oſtrog und verſchiedene Abtheilungen Bürgermiliz. Bei der Nachricht von der Ankunft des Referendars hatte Dunikow ſeine ganze Mannſchaft zuſammenberufen, damit der Referendar über ſie Heerſchau halten könne. Beim Erſcheinen des Referendars auf dem Platze ſtattete ihm Dunikow zuerſt Rapport über alles Wiſſenswürdige ab, legte darauf ſein Kommando in die Hände des Vorgeſetzten und ſtellte ihm die Offiziere vor. Der Referendar ſtieg vom Pferde und beſichtigte ſpeziell die etwa 2000 Mann zählende, mit zwei Feldſchlangen verſehene Heeresabtheilung. Darauf ſagte er Dunikow und den Offizieren ſeinen Dank dafür, daß er dieſelbe mit den nöthigen Kleidungsſtücken und Munition gehörig ausgerüſtet und ſo vortrefflich eingeübt gefunden, lud dann ſämmtliche Offiziere zu einem Gaſtmahl ein und eröffnete ihnen, daß ſie den

folgenden Tag in gewöhnlicher Marschroute nach Bar abgehen würden, wo der Kron-Unterkämmerer, der Chef der ganzen nach der Ukraine bestimmten Heeresabtheilung, ein Lager bezogen habe, von dem sie das Weitere ihrer Bestimmung noch erfahren würden.

Dunikow war der Typus einer Soldatenfigur jener Zeit. Was die Grenzen seines Handwerks überschritt, war für ihn so gut wie gar nicht vorhanden. In seinem langjährigen kriegerischen Wirken blieb ihm nur das erinnerlich, was damit im Zusammenhange stand. Er wußte nur zu erzählen, wie sich diese oder jene Schlacht zugetragen, wer dabei thätig gewesen, sich darin ausgezeichnet, oder ein Unglück gehabt habe und was sonst Ungewöhnliches dabei vorgegangen. Wenn er irgend eine Affaire selbst mitgemacht, so war sein Gedächtniß so getreu, daß er sich längst vergangener Dinge bis in die geringsten Einzelnheiten erinnerte. Wurde er einmal veranlaßt, über andere Gegenstände zu sprechen, so förderte er das ungereimteste Zeug zu Tage. Das Lager vertrat bei ihm das Zimmer oder den Salon.

In der Soldatenehre und in der Ausübung einiger äußerlichen Gebräuche bestand seine Religion, zu der sich noch ein gutes Theil Aberglauben gesellte. So unerschrocken er im Kampfe war, so große Furcht hatte er vor Hexen und Zaubereien. Alles, was ihm seine lebhafte ungezügelte Phantasie vorspiegelte, hielt er für Thatsachen und bestand darauf mit desto größerer Beharrlichkeit, je

unglaublicher sie waren. In seinem Vaterlande blieb ihm Alles, was Bürgerpflicht hieß, fremd, mit Ausnahme seiner Fahne. Da er dieser angehörte, so betrachtete er sich als ein Glied des ganzen Heeres, seiner Welt, und war derselben mit innerster Liebe zugethan. Das hielt ihn aber nicht ab, sich auch von Tekely anwerben zu lassen und in den Reihen der Türken gegen seine Landsleute zu kämpfen, und zwar mit so viel Bravour, daß ihn der Vezir deshalb auszeichnete und bevorzugte. Bei Strygonia von seinen Landsleuten gefangen genommen, trat er nach der Niederlage der Türken, unter dem Vater des Referendars, wieder in die vaterländische Armee ein und diente da mit derselben Treue und Tapferkeit, wie zuvor dem Sultan. Die Heerführer achteten ihn aber insbesondere noch um deshalb hoch, weil er die Sprache der Türken und ihre Kriegführung verstand. Hätte er nicht alle diese Vorzüge besessen, so wäre er sowohl für seine Untergebenen, als für seine Kameraden und Vorgesetzten gleich unerträglich gewesen. Denn er hielt sich selbst im Dienst so pedantisch an sein Reglement, daß er die geringste Ueberschreitung desselben für ein Sakrilegium ansah, vor dem alle Rücksichten schweigen mußten. Er war streng, rauh, unerbittlich. Gleichwohl waren ihm Alle zugethan. Es ist das Eigenthümliche der menschlichen Natur, daß, wenn Jemand auch nur nach einer Richtung hin etwas Ausgezeichnetes leistet, dies ihm die Achtung und die Theilnahme sichert, weil daraus unwillkürlich auch andere Vorzüge entspringen. So theilte Duni-

kow mit seinen Gefährten und Untergebenen nicht nur die Gefahren, sondern auch ihre Freuden und Bedürfnisse. Er schlief auf einem Lager, wie der gemeine Soldat, aß mit demselben aus einem Kessel und nahm an dessen Zeitvertreib und Vergnügen Theil. Jeder Mann seiner Fahne wußte es, daß er im Kampfe Niemanden im Stiche ließ, der das Glück hatte, an seiner Seite zu fechten; daß es nach der Schlacht seine Sorge war, seine Leute gut unterzubringen und daß, obwohl er mit Lobeserhebungen sehr kargte, er dennoch nie auf einen seiner Leute etwas kommen ließ, wenn selbst ein höher Gestellter einer anderen Fahne sich etwas herausnehmen wollte. Ueberdies war er der Aelteste von Allen und an Jahren so vorgerückt, daß man ihn den Vater nannte. Freilich sah er und namentlich zu Pferde nicht älter als funfzig aus. Auch vermied er mit einer Gewandtheit, die einer eleganten abgelebten Dame Ehre gemacht haben würde, von seinem Alter zu sprechen; seinen Taufschein zeigte er Niemanden, und wenn die Rede auf seinen Geburtsort kam, so wandte er das Gespräch nach einer anderen Wojewodschaft, in der er einen Theil seiner Kindheit verlebt. Da er indessen über seine kriegerischen Erlebnisse nie anders als die Wahrheit sprach, so konnte man danach seine Lebensjahre bis zu einigen siebenzig berechnen. Denn er hatte bereits unter den Befehlen Sapiehas, des Staroften von Uswiad, in der Angelegenheit des Demetrius theilgenommen und kurze Zeit darauf sogar im Heere des Czaren gedient.

Als charakteristisch an ihm ist bereits seine Vorliebe für das Alte erwähnt. Alles Neue taugte nichts. Deshalb war er jungen Leuten im Allgemeinen nicht gewogen. Er zeigte dies noch desselben Tages bei dem Referendar. Dieser stellte ihm den Neuangeworbenen mit den Worten vor:

— »Herr Premier, das ist der neue Waffengefährte, der zu unserer Fahne gestoßen ist, Adolph von Schmiegel, aus altem adeligen Geschlecht Großpolens. Seine Eltern besitzen ein Gut in der Gegend von Brazlaw. Es wird von Euch abhängen, aus dem jungen Manne einen tüchtigen Soldaten zu bilden und ich hoffe, daß er durch Fähigkeiten, Muth und Gehorsam einige Berücksichtigung verdienen wird.«

Dunikow, darauf stolz, daß in seiner Fahne der größte Theil seiner Gefährten das erste Mannesalter hinter sich hatte, was manches Silberhaar auf dem Kopfe und im Bart bewies, nahm diese Vorstellung sehr unwirsch auf und konnte dies selbst in Worten nicht verbergen, denn er antwortete:

— »Es ist Euer Wille, gestrenger Herr Rittmeister, es mag so sein.«

— »Sprecht immer frei heraus, lieber Dunikow, gefällt Euch der junge Gefährte nicht?«

— »Nun, wenn Ihr die Wahrheit wissen wollt, gestrenger Herr, so meine ich, unsere Fahne ist ganz gut besetzt und würde auch ohne diesen jungen Menschen bestehen.

Unsereins hat aber ohnehin so viel zu thun, daß es wahrhaftig kein Vergnügen macht, auch noch mit der Jugend zärtlich umzugehen, zumal wenn der Tanz alle Tage im Ernst anfangen kann.«

— »Lieber Kamerad, erinnert Euch nur, wie Ihr der Schule entlaufen seid und Euch in das Handwerk der Lissower Kosaken geflüchtet habt, damals wart Ihr nicht älter, wie dieser, und habt doch Eure Sache gut gemacht. Warum wollt Ihr es denn dem jungen Mann mißgönnen, daß er in Eure Fußtapfen tritt?«

— »Damals war aber auch eine ganz andere Zeit. Seit funfzig Jahren ist ja Alles bei uns ganz anders geworden. Das Land, die Menschen, die Natur selbst, Alles ist schlechter, als zu den Zeiten des Königs Sigismund.«

— »Das sehe ich nicht ein und ich bin doch nicht erst gestern auf die Welt gekommen. Worin hat sich denn die Welt so verändert?«

— »Mit Vergebung, gestrenger Herr, Ihr wart noch nicht auf der Welt, als ich schon manchen Coup ausgeführt. Denn als Ihr, gestrenger Herr, mit bei Wien standet, da war es ja mit den guten Zeiten schon längst vorbei, Ihr habt Euch freilich damals durchzuhelfen gewußt, aber wenn der Vezir nicht auf seinen Eigensinn bestanden und bei Strigonien nicht den Rath des Herrn Tekely zurückgewiesen hätte, wir würden sicherlich nach Wien wieder zurückgekommen sein. Da bitte ich nur den Herrn Kron-Unterkämmerer zu fragen, Euren gestrengen Herrn

Vater, unter dessen Führung war es eine Lust, in die Schlacht zu gehen. Er mag allerdings noch einiges jünger sein, als ich, aber er war schon ein Mann, als König Sigismund noch regierte. Er weiß es gewiß auch, was es für ein Unterschied ist zwischen damals und jetzt. Was soll ich noch weiter sagen, haben damals Menschen und Pferde wohl solche Krankheiten gekannt, wie es deren jetzt giebt? Damals blieb der Mensch im Kriege, wie es Gott angeordnet, oder er starb vor Alterschwäche; aber daß ein Mensch in der Mitte seiner Jahre durch eine von den Krankheiten, wie sie jetzt herrschen, so elendiglich umgekommen wäre, das ist niemals dagewesen. — Oder ein solcher Mißwachs, worüber heute so geklagt wird, daß man mitunter nicht weiß, wo man den Hafer für die Pferde hernehmen soll. Hat man wohl früher davon etwas gehört? Ach Du mein Gott, damals hat es Futter für die Pferde gegeben und Nahrung für die Menschen, soviel man nur immer haben wollte. Aber früher hatten auch die Menschen nicht nöthig, soviel im Acker zu arbeiten. Sie hatten vollauf zu thun, um zu ernten. Selbst die Erde war damals viel fruchtbarer und ergiebiger als jetzt.«

— »Aber, lieber Dunikow, da geht Ihr doch zu weit, wenn sich auch die Menschen geändert, die Erde und die Sonne kann sich doch nicht geändert haben, die sind doch dieselben geblieben.«

— »Nein, gestrenger Herr, die sind auch nicht dieselben geblieben. Ich weiß es aus Erfahrung, damals war

auch die Natur mehr in Ordnung, da hatten wir von Ende November bis Ende März Schlittenbahn, dann Thauwetter und dann die prächtigsten Wege zum Fahren und Alles das traf ganz pünktlich und regulär ein, da wußte man, wie man sich auf dem Marsch einzurichten hatte. Jetzt aber haben wir Wetter, wie es einem einfällt. Es ist ja mitunter, als ob Schnee und Regen einem zum Possen käme. Wir hatten ja neulich Schlossen, daß wir nicht marschiren konnten. Hat man wohl früher von so was gehört.«

— »Aber, lieber Dunikow, entgegnete lachend der Referendar, Ihr werdet uns doch wohl nicht einreden wollen, daß es früher keine Schlossen gegeben, und daß man sie jetzt erst erfunden hat.«

— »Gewiß hat es damals Schlossen gegeben, gestrenger Herr, ich glaube, sogar größere wie jetzt. Damals sprachen die Leute von Schlossen, so groß wie Hühnereier, aber das hatte alles seine Ordnung und die Schlossen auch, die fielen dahin, wo sie hingehörten, auf Wälder, Felder, auf Seen und Teiche und hatten auch ihre Zeiten, aber daß sie sich einem förmlich in den Weg legten, wie jetzt, wenn man in ehrlicher Arbeit begriffen ist, davon hat man ja früher nichts gewußt. Das hat erst seit den Kriegen mit den Kosaken begonnen. Seitdem ist Alles in Verfall. Ich danke meinem Gott, daß ich Alles das noch mit angesehen habe, wie es noch besser war. Wenn damals der Junge aus der Schule fortlief und er ließ sich

anwerben, da war auch der Soldat fertig, die Ordnung und das Schick lagen in ihm und da hatte man gar nicht nöthig, so viel zu lehrmeistern, beizubringen und wegzubringen wie jetzt.«

— »Nun, bei diesem jungen Gefährten werdet Ihr es auch nicht nöthig haben. Das ist eben so Einer, wie Ihr sie früher gekannt habt, oder wenigstens ist er zu Dreivierteln schon fertig und Ihr habt nur noch nöthig, ihm das letzte Viertel anzubringen.«

Darauf sah sich der Premier den jungen von Schmiegel an. Er that es vom Wirbel bis zur Zeh', ungefähr, wie man sich ein Pferd auf dem Jahrmarkt ansieht. Adolph stand unbeweglich und gerade, wie ein alter Soldat. Dunikow sah ihn von der einen und dann von der anderen Seite an und machte die Bemerkung:

— »Der Wuchs nicht übel — die Schultern kraftvoll — Füße und Schenkel ganz gut aufs Pferd — die Hand stark geadert, das sind nicht ganz schlechte Anzeichen.«

Dabei blickte er ihm in die Augen, indem er die Stirn runzelte und eine drohende Miene machte. Offenbar wollte er den jungen Mann dadurch verwirren. Dieser sah ihn aber unverwandten Blickes an, und ohne daß er eine Unzufriedenheit merken ließ. Das gefiel dem alten Dunikow, der die Leute nicht leiden konnte, die Einem nicht in die Augen sehen können. Er nahm deshalb eine freundlichere Miene an und sagte:

— »Nun, mein lieber Waffengefährte, worauf verſteht Ihr Euch denn eigentlich?«

— »Ich verſtehe gehorſam zu ſein«, antwortete Schmiegel.

»Das war gut geantwortet. Die Furcht Gottes iſt der Anfang der chriſtlichen Weisheit, aber der Gehorſam iſt der Anfang der ritterlichen Weisheit. Dem der Gehorſam ſchwer fällt, aus dem wird nie ein rechter Befehlshaber. Aber ich wollte Euch auch nur fragen, ob Ihr außer Latein, was Ihr wahrſcheinlich werdet in der Schule gelernt haben, auch die Anfangsgründe von noch anderen Dingen könnt, die wahrſcheinlich nicht ſo klug, aber beim Soldatenhandwerk Euch von mehr Nutzen ſein werden, z. B. ob Ihr ſchon mit dem Säbel umzugehen wißt, in welcher Entfernung Ihr mit der Piſtole das Ziel trefft, und ob Ihr Euch wohl an ein Pferd machtet, auf dem noch kein Anderer geſeſſen hat.«

— »Ich will mich nicht loben, aber bisher bin ich noch jedes Pferdes Meiſter geworden. Aus der Piſtole ſchieße ich mit Jedem um die Wette und mit dem Säbel nehme ich auch eine beliebige Herausforderung an.«

— »Davon werde ich mich ſpäter überzeugen.«

— Das hoffe ich auch«, bemerkte der Referendar, »wir haben miteinander in Gegenwart Sr. Majeſtät ein paar Gänge auf Säbel gemacht, und ich kann Euch die Verſicherung geben, lieber Dumikow, er ſteht ſeinen Mann. Er handhabt ſeinen Säbel, als ob es eine Feder wäre,

und es ist ein Säbel, den er von seinem Großvater geerbt hat, der noch zu König Sigismunds Zeiten seine Streiche geführt und den hernach, wie man allgemein sagt, die Arianer umgebracht.«

— »Wie«, sagte Dunikow, »Ihr seid der Enkel jenes Stanislaw von Schmiegel, des Panzergefährten in der Fahne des seligen Herrn Potocki, des Kastellan von Belz?«

— »Ja wohl, Herr Lieutenant. Hatte mein Großvater die Ehre, von Euch gekannt zu sein?«

— »Freilich, aber sagt, daß ich die Ehre hatte, ihn zu sehen, denn es gab ja in der ganzen National-Kavallerie keinen, der es ihm gleich that, sogar damals, als es noch Männer gab, mit denen die heutigen gar nicht zu vergleichen. Ich war damals noch ein dummer Junge, wie ich mit ihm diente, aber später, als ich schon bei den Kosaken eingetreten war, da suchten wir Jemanden, der eine unserer Abtheilungen anführen sollte. Ich begab mich also nach dem Dorfe, wo der brave Mann wohnte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich den gealterten Edelmann am Pfluge traf, mit einem Bauernkittel angethan, darüber einen Ledergurt und daran seinen Säbel. Anfangs erkannte ich ihn gar nicht. Ich grüßte ihn, er grüßte mich auch. Darauf blickte er mich aber so martialisch an, daß es mir durch Mark und Bein ging. Heut hat man gar keine Vorstellung davon, wie einen damals die großen Männer ansehen konnten. Wie er mir aber

sagte, daß er Stanislaw von Schmiegel sei, mein Gott, die Thränen stürzten mir aus den Augen, daß ich den großen Mann mit so niedriger Ackerarbeit beschäftigt fand. Ach, wie oft habe ich dieses Augenblicks gedacht, wenn im Kriegslager hier und im Ungarnlande die Rede auf seine Thaten kam, denn sein Name war weit und breit bekannt. Junger Herr, Ihr seid von guter Abkunft, es ist kein Wunder, wenn Ihr Euch auf die Waffen versteht. Man müßte ja sein Waffenhandwerk abschwören, wenn der Enkel des Stanislaw von Schmiegel ein Pfuscher wäre. Und wenn gar der Herr Referendar sich von Eurer Fertigkeit im Schlagen überzeugt hat.«

— »Auch im Schießen hat er die Probe bestanden, denkt Euch nur, lieber Dunikow, in meinem letzten Nachtlager, in finsterer Nacht, wollte sich eine Diebeshand meine Uhr und meine Börse holen, der Kerl griff durch eine mit Papier verklebte Fensterscheibe und würde sich sicherlich mein Eigenthum angemaßt haben, wenn unser Schmiegel nicht gewacht hätte. Er zerschoß ihm die habgierige Pfote, mußte aber doch seines Zieles sicher sein, denn es war nicht weit entfernt von meinem Kopfe.«

— »Dann bleibt ihm allerdings nichts mehr übrig, als sich mit der Handhabung der Lanze bekannt zu machen. Die Lanze, gestrenger Herr, bleibt doch die Hauptsache für den Kavalleristen, wer sich drauf versteht, der kann es mit vier Türken aufnehmen, die nur Säbel haben. Dafür aber muß man Meister sein, wer nicht ganz vertraut da-

mit ist, der mag es lieber bleiben lassen. Mit dem Säbel, da kann mitunter ein Anfänger einem alten Haudegen einen Hieb beibringen. Aber mit der Lanze ist es ganz anders, wer sich damit ungeschickt benimmt, den holt der Teufel und wenn er es nur mit einem leichten Reiter zu thun hätte. Unsere Fahne hat gewiß zehnmal so viel feindliche Seelen ins Jenseits geschafft, als sie selbst zählt und warum? Weil bei mir jeder Gefährte mit der Lanze wie ein Künstler mit seiner Violine auf Reisen gehen kann. Allerdings keine Kleinigkeit, es so weit zu bringen. Also werdet Ihr Euch, junger Waffengefährte, zunächst mit großer Geduld wappnen müssen. Wir haben nicht viel Zeit und Ihr müßt den Kursus vollständig absolviren. Ihr habt doch bei den Jesuiten die Maxime gelernt: Nemo sapiens, nisi patiens.«

— »Ich gestehe, Herr Lieutenant, ich habe eine Lanze noch nie in Händen gehabt, aber es fällt ja kein Meister vom Himmel und wenn es Andere im Stande gewesen sind, warum soll ich es nicht auch lernen, zumal mit Eurer Hülfe und Unterweisung.«

— »Ich verlange auch von Euch weiter nichts, als Lust und Liebe, das Andere wird sich schon finden. — Habt Ihr aber auch schon ein Pferd?«

— »Bisher noch nicht, aber ich bin durch den Herrn Wojewoden und dessen Gemahlin, sowie durch die Unterstützung meiner Großmutter wohl im Stande, mir eins

anzuschaffen und hoffe morgen früh, mit Allem, wie es sich gehört, im Dienste zu erscheinen.«

— »Gut, daß die Rede darauf kam,« sagte der Referendar, »mein lieber Schmiegel, wir haben mit einander noch eine Rechnung abzumachen. Ihr habt mir nicht nur die Börse, Ihr habt mich auch vor unnöthigem Verdacht bewahrt, das fordert einen Gegendienst. Ich bitte Euch also, ein Zeichen meiner Dankbarkeit anzunehmen. Unter meinen Reitpferden befinden sich zwei, von denen meine Leute wissen, daß sie Niemand außer mir besteigen kann. Aber ich habe außerdem noch acht, deren sich keiner schämen darf. Da seid so gut und wählt Euch eins davon. Es soll mich sehr freuen, wenn Ihr Euch das Beste nehmt.«

Schmiegel verbeugte sich und der alte Dunikow verbeugte sich ebenfalls, aber mit einer Miene, die da sagen wollte: das laß ich mir gefallen, so etwas ist nur in früheren Zeiten vorgekommen.

Es war noch ziemlich zeitig, als die bei dem Chef versammelten Offiziere auseinander gingen. Dunikow befand sich unter den Ersten, um für den Marsch des folgenden Tages das Nöthige vorzubereiten. Ihm folgte Schmiegel, um einen Troßbuben oder Knappen anzuwerben und für diesen und für sich noch ein Paar Pferde anzuschaffen. So war es damals Brauch in der National-Kavallerie. —

VIII.

Boruch, der Pferdelieferant.

Es blieb unserem Adolph von Schmiegel nur wenig Zeit, um sich mit dem, was ihm noch fehlte, zu versehen, aber er war noch jung und da geht Alles rasch. Er hatte kaum den Referendar verlassen, so vertrat ihm ein Judenjunge den Weg und fragte ihn, ob er nicht vielleicht noch ein Reitpferd gebrauchte.

— »Gewiß.«

— »So bitte ich den Herrn, mir zu folgen. Ich werde Sie führen zu dem Lieferanten, welches ist der erste im ganzen Land. Bei ihm sind die Pferde so selten, wie man sie nirgend sieht und so glücklich, daß, wer damit in den Krieg zieht, auch immer gesund wieder zurückkehrt. Mein Wirth ist der berühmte Boruch, er dient den ersten Monarchen. Der König selbst kennt ihn und Sie müssen wissen, daß es dem Boruch geht weniger um den Verdienst als um die Ehre und daß er es hat zu thun nur mit großen Herren.«

Schmiegel ließ sich führen und kam in ein Gebäude, dessen geräumiger Hausflur voll Pferde war. Ein alter Jude mit einem großen Bauch, eine lange Tabackspfeife in der Hand, ging unter ihnen auf und ab und ertheilte den Judenjungen Befehle, welche sich mit den Pferden abgaben. Es war Boruch selbst, allgemein bekannt als der theuerste Pferdehändler, aber auch als derjenige, welcher die besten Pferde hatte. Und in der That, seine Ehrlichkeit war zugleich der Ausfluß seiner tiefen Berechnung. Er wußte, daß es ihm mehr schadete, wenn er einen Käufer mit einem schlechten Pferde durch einen versteckten Fehler betrog, als wenn er sich für ein gutes fehlerfreies Pferd das Doppelte seines Werthes bezahlen ließ.

Nachdem der Faktor Schmiegels an Boruch herangetreten war und ihm sein Anliegen mitgetheilt, ging Boruch dem jungen Waffengefährten entgegen. Er trug einen Kaftan von türkischem Stoff mit schwarzrothen Streifen, Unterbeinkleider über aschgraue Strümpfe gebunden, Schuhe mit großen silbernen Schnallen, und auf dem Kopfe eine Mütze von schwarzem Sammet mit echtem Zobel besetzt. Als er sich Schmiegeln näherte, nahm er die Mütze vor ihm ab, verneigte sich mit dem Ausdrucke einer Ehrerbietung und wollte ungeachtet der Aufforderung Schmiegels die Mütze nicht wieder aufsetzen. Ein kurzes Gespräch bildete die gewöhnliche Einleitung zwischen Käufer und Verkäufer. Bald darauf ließ Boruch mehrere Pferde im Hofe umherführen. Die jüdischen Stallknechte, welche es thaten,

verstanden ihr Handwerk mit allen seinen Geheimnissen. Der junge Lechit war von Natur ein Pferdekenner. Unter einigen zwanzig Reitpferden hatte er sich binnen Kurzem zwei gemerkt, welche ihm des Handels werth schienen. Er zeigte dies indessen nicht und sagte, als ob er in seine eigene Kenntniß Mißtrauen setzte:

— »Durch Eure Hände, Boruch, sind mehr Pferde gegangen, als ich in meinem Leben gesehen habe. Ihr versteht Euch also gewiß besser darauf, als ich; wegen des Preises werden wir hoffentlich einig werden. Ihr müßt wissen, ich ziehe in den Krieg, nicht nur um uns Christen, sondern ebenfalls Euch Juden vor dem Angriff der Türken zu schützen. Wenn ich mich auf Euch verlasse, werdet Ihr mich nicht betrügen, sagt mir aufrichtig, welches Pferd soll ich mir kaufen.«

— »Gestrenger Herr, das Pferd ist das schönste Thier, hat aber darum die meisten Fehler. Aber Ihr könnt mir es glauben, alle meine Pferde sind nicht anders als gut und im Preise ist bei ihnen auch kein großer Unterschied. Das wächst mir ja nicht zu, wir kaufen es bei den Herren und bei den Edelleuten. Warum sollte ich auch kaufen, was nichts taugt und mir Schande machen für meinen Stall? Ich würde doch an einem schlechten Pferde gewinnen eine Kleinigkeit und vielleicht an zehn guten Pferden nicht machen einen Verdienst. Zu dem ehrlichen Boruch kommt doch Jeder, sie kommen Alle wieder. Zu dem unehrlichen Boruch, wer käme da zum zweiten

Male? Ihr müßt wissen, ich diene jetzt schon vierzig Jahr den größten Monarchen und in der National-Kavallerie sitzt vielleicht die Hälfte von den Gefährten auf meinen Pferden. Boruch kennt sie Alle und sie kennen mich auch Alle. Wenn es nicht ein seltenes Pferd ist, werde ich es doch nicht führen lassen in meinen Stall. — Um Vergebung, der Herr müssen sein ein neuer Gefährte, denn ich habe noch nicht gehabt die Ehre, Sie zu sehen.«

— »Allerdings, ich bin erst neu angetreten und stelle mich morgen zu meiner Fahne.«

— »Um Vergebung, bei wessen Fahne stellen sich der Herr?«

— »Von Morgen ab werde ich mit dem Groß-Kronreferendar Herrn Rzewuski zusammen dienen.*)

— »Ei, ei, was hat der Boruch zu der Fahne nicht für Pferde gestellt. Der Herr Lieutenant Dunikow ist doch auf mich sehr gnädig; wenn Sie ihm sagen werden, das Pferd ist von mir, wird er es doch gewiß loben. Ach, das ist ein großer Pferdekenner. Aber er lobt nur die, welche von mir sind. Sie werden bei ihm sehen ein weißes Pferd. Es ist acht Jahre her, daß er es von mir gekauft hat, und es macht noch heute bei ihm Parade. Dafür liefere ich ihm schon

---

*) Dies war die Art und Weise, sich bei der National-Cavallerie auszudrücken. Man nannte den Chef der Fahne, und sagte, daß man mit ihm diene, selbst wenn es der höchste Würdenträger war.

die Pferde, wohl an die dreißig Jahre. Ich habe ihn doch schon gekannt, als er noch gedient hat bei den Ungarn. Er liebt keine junge Leute. Mein Sohn hat ihm einmal einige Pferde zugeführt, aber er hat mit ihm nicht einmal gesprochen. Erst als ich kam, hat er sich auch meine Pferde angesehen und hat sie alle gekauft, und ist nie anders gewesen, als zufrieden. Bei mir kann man sich die Augen verbinden lassen und irgend ein Pferd berühren und Sie werden sehen, daß ich Ihnen keine Schande mache.«

— »Aber es können doch zwei Pferde nicht so gleich gut sein, daß nicht das Eine etwas im Voraus hätte vor dem Anderen. Warum wollt Ihr mir nicht den Rath geben, wie ich kaufen soll?«

— »Glauben Sie mir, gestrenger Herr, was die Güte anbetrifft, da sind Sie bei mir alle einander gleich. Der Unterschied liegt nur in dem Gefallen, es ist doch nicht schön, was schön ist, sondern nur was Einem gefällt. Ganz fehlerfrei ist auch eine Seltenheit. Weil das Pferd das schönste Thier ist, deshalb hat es auch die meisten Fehler.«

— »Nun, wenn aber Jonas oder Betsal*) käme und Euch um ein Pferd anspräche, welches Pferd würdet Ihr wählen?«

— »Wenn Ihr es durchaus haben wollt, so muß ich Euch sagen, ich würde mir von Allen den Schwarz-

*) Ersterer Leibarzt, Letzterer Domainenpächter am Hofe Sobieski's.

braunen wählen, er geht ins siebente Jahr. Sie sollen seine Zähne sehen, das ist ein prächtiges Pferd, oder dies zobelfarbige mit dem Pfeil auf der Stirn, es ist aus der Zucht der Tripolski vom Dniepr. Es ist nach einem arabischen Hengst, sechs Jahr. Aber was für ein Pferd!«

Das waren gerade die beiden Pferde, die Schmiegeln aufgefallen waren, und nun wurde er noch mehr in seinem Vorsatze bestärkt, sie für sich auszuwählen. Er wünschte indessen, bevor er sich entschied, sie doch erst beide zu versuchen. Boruch ließ sofort beide satteln. Schmiegel setzte sich auf den Zobelfarbigen. Er ritt zuerst Schritt, dann Trab, immer stärker, entfernte sich einige Hundert Schritt von der Stelle, wo der Lieferant stand, dann wendete er das Pferd und ließ es im gestreckten Galopp gerade auf Boruch zu. Drei oder vier Schritt vor ihm machte er auf der Stelle Halt. Dasselbe wiederholte er mit dem Schwarzbraunen. Als er abgestiegen war, sagte Boruch:

— »Es wird für mich ein großes Glück sein, wenn Sie werden von mir nehmen ein Pferd, denn es kommen dann zusammen ein seltenes Pferd und ein seltener Reiter.«

Es war allerdings schwer, zwischen diesen beiden Pferden eine Auswahl zu treffen. Schmiegel überzeugte sich, daß ihm der Jude keinen schlechten Rath gegeben. Er entschloß sich aber doch für den Zobelfarbigen, fragte nach dem Preise und bezahlte denselben, ohne zu handeln.

Nachdem sie auf diese Weise zu einander Vertrauen

gefaßt, sagte Schmiegel, daß er noch drei Pferde suche und daß er auch einiges Sattelzeug, Riemen, so wie daß er einen Troßbuben oder Knappen und einen Stallknecht bedürfe. Der alte Boruch besorgte ihm Alles, zuerst die Pferde, dann das Sattel- und Riemzeug, und als das in Ordnung war, sagte er:

— »Nun wollen wir auch die Menschen anschaffen. Gestrenger Herr, Sie müssen doch haben einen Knappen, auf den man sich verlassen kann. Was nützt Ihnen ein Mensch, wie sie hier dutzendweise umherlaufen und sich für eine Kleinigkeit vermiethen, und wenn man sie mal recht nöthig hat, nicht auf dem Flecke sind, oder sich betrinken, oder wohl gar mit dem Pferde davon gehen. Sie müssen doch haben einen Menschen, der da weiß, was ein Soldat ist, der umzugehen versteht mit dem Gewehr und der auch die Kugel nicht fürchtet.«

Hier blieb der Alte in Nachsinnen stehen, faßte sich an seinen grauen Bart und nach einer Weile fuhr er fort:

— »Ich's hab's, gestrenger Herr, ich hab' einen, der für Sie geboren ist, wenn Sie ihn annehmen, werden Sie mir sehr dankbar sein. Er rief darauf einige seiner Stallknechte heran und ertheilte ihnen seine Befehle, wonächst diese die Pferde bestiegen und davonritten.

— »Sie können sich denken,« sagte Boruch, »daß sich bei mir viele Leute einfinden, die da untergebracht sein wollen. Wenn man vierzig Jahr zu thun hat mit der National-Cavallerie, lernt man nicht nur verschiedene Pferde,

sondern auch verschiedene Menschen kennen. Aber wie gesagt, Sie, gestrenger Herr, Sie können nicht Jeden gebrauchen, wenn er auch gut ist. Was nutzt Ihnen z. B. ein junger Mensch ohne Erfahrung, wenn er noch so gut ist. Aber den ich Ihnen werde rekommandiren, der wird sein gerade, wie Sie ihn gebrauchen. Es ist doch Einer, der sechszehn Jahr gewesen ist Knappe bei der Fahne des Kron-Fähndrichs, sein Herr war sehr mit ihm zufrieden. Er hat doch aber geheirathet eine reiche Wittwe, da hat er die Gefährtschaft verlassen und seinen Knappen mitgenommen auf's Land. Dem hat es aber doch nicht gefallen. Er war gewöhnt an das militairische Leben, und wie er gehört hat, daß es losgeht gegen die Tartaren, ist er doch zu mir gekommen und hat mich gefragt, ob ich nicht wüßte einen Herrn für ihn. Das ist gerade ein Mann für Sie, er ist nicht mehr jung, er ist gesetzt, er betrinkt sich nicht, höchstens, wenn Sie's ihm erlauben, versteht sich auf den Kriegsdienst, weiß mit den Pferden umzugehen, so gut wie ich, was wollen Sie mehr haben?«

Da Boruch in Aussicht stellte, daß seine Leute, die er ausgeschickt, ihn nicht allzu lange würden warten lassen, so blieb Schmiegel bei ihm. Sie gingen mit einander im Hausflure und im Stalle auf und ab, und besichtigten die Pferde. Boruch erzählte dabei nicht nur die Geschichte derselben, sondern zumeist auch ihre Genealogie. Dabei machte er verschiedene Bemerkungen über die Einrichtungen, wie er sie in den Marställen der damaligen großen Herren kennen gelernt hatte.

— »Geben Sie Acht,« sagte er unter Anderem, »Sie werden es bringen noch einmal sehr hoch. Es wird nicht dauern lange Zeit, so werden Sie sein ein großer Herr, Sie werden doch auch haben nöthig einen Marstall. Denken Sie dann, was Ihnen der alte Boruch gesagt hat. Man fängt doch jetzt hier in der Gegend an mit der Gewohnheit, daß man den Fohlen keinen Hafer giebt, bis sie gehen ins vierte Frühjahr. Man sagt, ein Fohlen, was mit Hafer gefuttert ist, bekommt schwache Beine. Glauben Sie das nicht, gestrenger Herr. Bei jedem Pferde, es mag sein ein Hengst oder eine Stute, muß man den Hafer nicht sparen, so lange es wächst. Wovon soll es die Kraft haben zu wachsen? So wie ein Fohlen von der Stute gethan ist, muß man nicht sparen den Hafer. Da giebt es kluge Leute, die sagen: bekömmt wohl ein wildes Pferd Hafer? Nun, das ist wahr, aber ein wildes Pferd muß doch auch wilde Weide haben, es lebt doch ganz anders, und wächst sich auch ganz anders aus, wie unsere, die wir gebrauchen. Das ist doch gar nicht zu vergleichen. Ich sage Ihnen, wenn man wird fortfahren mit der Fütterung, wie sie jetzt die Gewohnheit haben, werden wir bekommen im ganzen Land eine schwache Zucht. Freilich eine ordentliche Fütterung kostet mehr. Aber es ist doch besser ein Pferd, was gut und stark ist, als drei und vier, was sind schlecht und schwach.«

Während so der Alte eifrig fortschwatzte, trat athemlos ein Stallknecht an ihn heran, ihm folgte ein Knappe

in voller Rüstung, als ob er eben aufsitzen sollte, um gegen die Tartaren zu ziehen.

— »Das ist der Herr Bialecki, sagte Boruch, von dem ich mit Ihnen gesprochen.«

— »Ich stelle mich auf Befehl, weil mir gesagt wird, daß Sie einen Knappen suchen.«

Schmiegel wollte mit ihm sprechen, aber Boruch ließ es nicht zu.

— »Herr Bialecki, ich habe den Auftrag, für den Herrn Gefährten wegen eines Knappen einig zu werden; kommen Sie mit mir in die Stube, wir werden handelseins und ich kann Ihnen gratuliren zu einem guten Herrn.«

Es dauerte nicht lange und die Abrede war getroffen; Schmiegel war damit zufrieden und gab das Angeld, wie es der Jude bestimmte. Der Knappe erhielt sofort den Auftrag, noch für einen Stallknecht zu sorgen und die angekauften Pferde, sowie das Rüstzeug in Empfang und in seine Obhut zu nehmen.

Ehe Schmiegel von dem Juden Abschied nahm, bat ihn dieser, zum Andenken noch ein Etui mit einem Feuerzeug von ihm anzunehmen. Dies war die erste Ausrüstung des jungen Waffengefährten. Ehe er sich zur Ruh begab, wiederholte er noch die Formel, mit der er den folgenden Tag sich seinem Lieutenant präsentiren sollte, um sie glattweg herunter sagen zu können.

* * *

Die Sonne war kaum aufgegangen, und schon stand Dunikow vor seinem Quartier in Assistenz seines Fähndrichs, auch eines alten Soldaten, und einiger Gefährten und besichtigte die Pferde, welche frisch zur Fahne gekommen waren. Während die Knappen sie vor dem achtsamen Auge des Lieutenants vorbeiführten, umstanden ihn alle in Schweigen, nur der Fähndrich erlaubte sich hin und wieder eine Bemerkung. Die Besichtigung der Pferde ist ein feierlicher Augenblick für einen Cavalleristen; man konnte sehen, wie der welke und steife Greis mit der Peitsche knallte und auf jede Bewegung des Pferdes Acht gab, wie er in Entzücken gerieth, wenn irgend eins der Angekommenen durch Sprünge seinen Muth zeigte. Hin und wieder hörte man ihn mit wetternder Stimme rufen: »Alle Teufel, reiße er mir nicht an den Zügel — — will er wohl nicht aufreiten — Die Distanz nicht verloren — Fort mit dem Schimmel — er paßt nicht zu uns — Auch der Schecke mag lieber vor die Eggen als hier den andern das Futter wegfressen.

Von einigen dreißig Pferden schienen ihm dennoch vier unbrauchbar. Er entließ jedes mit einer kurzen Soldatenphilippika. Von denen, welche blieben, lobte er keines, denn er war der Ansicht, daß man Reiter sowohl als Pferd verdirbt, wenn man sie in die Augen lobt. Aber seine Gefährten hatten ihre Zeichen, woran sie es erkannten, daß er mit dem Zuwachs zufrieden war; denn wenn ihm ein Pferd gefiel, so lobte er es allerdings nicht laut, aber

er konnte sich nicht enthalten, seine innere Freude dadurch auszudrücken, daß er mit dem Kopfe hin und her wackelte oder auf dem Flecke von einem Fuße auf den anderen sprang, wie zum Tanze, oder er brummte den Marsch des Tekely vor sich; wenn er aber besonders zufrieden war, so neigte er sich ein wenig, nickte dem Pferde zu und lächelte es an. Wer ihn nicht kannte, würde laut aufgelacht haben bei seinen Pantomimen.

Kaum war die Besichtigung zu Ende, als ein Waffengefährte in voller Kriegsrüstung vorritt, ihm folgte ein Knappe und diesem der Stallknecht. Letzterer führte von der einen Seite ein Packpferd und von der anderen Seite das Ersatzpferd des Waffengefährten. Als er in die Nähe des Lieutenants kam, wollte er die Formel hersagen, kaum hatte er aber den Mund aufgethan, als der Lieutenant ihm durch eine Handbewegung das Zeichen gab, vom Pferde zu steigen. Da erfuhr der Ankömmling, daß, wenn der Vorgesetzte nicht zu Pferde sitzt, es dem Untergebenen nicht gezieme, ihn ohne Erlaubniß anzureden.

Schmiegel und sein Knappe stiegen von den Pferden und übergaben sie dem Stallknecht. Ersterer blieb drei Schritte vor dem Lieutenant stehen, legte die rechte Hand an den Helm und sagte laut:

— »Der neu eingeschriebene Gefährte von der Fahne des Herrn Stanislaw Matthäus Rzewuski, des Groß-Kronreferedars, Adolph von Schmiegel, von dem Wappen des Kahns, Edelmann aus der Wojewodschaft Posen, mit

einem Knappen und drei Pferden, meldet seine Ankunft dem Lieutenant der Fahne und stellt sich mit aller Bereitwilligkeit zur Erfüllung seiner Befehle.«

Der Lieutenant nahm seine Mütze ab und setzte sie nach einer Weile wieder auf. Dasselbe thaten alle Gefährten. Darauf sah er sich den Neuangekommenen und dessen Pferde an und sagte:

— »Ich wünsche Euch Glück zu der ersten Stufe des Ritterstandes. Unsere ersten Hetmanns haben ebenso angefangen, ich bin nicht so glücklich gewesen, ich mußte lange Zeit erst Troßbube sein, ehe ich dahin gelangte, wo Ihr jetzt schon steht. Ich hoffe, wir können uns zu einem Kameraden unserer Fahne gratuliren.«

— »Ich werde mich bemühen, dessen würdig zu sein.«

— »Eure Reitpferde sind mir wohl bekannt. Der Zobelfarbige war gestern noch beim Lieferanten Boruch und Euer Rappe ist ein Geschenk unseres Herrn Rittmeisters. Wir werden später erfahren, wie sie sich unter Euch nehmen werden. Herr Stellvertreter,« wandte er sich zum Fähndrich, »ich empfehle Euch diesen neuangekommenen Gefährten. Wir haben ihn schon gestern bei unserem Herrn Rittmeister gesehen. Er kann schon buchstabiren, bei Euch wird er auch das Lesen lernen, viel Zeit wird ihm dazu nicht bleiben, dafür werden wir es aber nicht an Eifer und er nicht an Lust fehlen lassen. Herr Waffengefährte von Schmiegel, das sind die Herren, mit denen Ihr Kameradschaft machen werdet. Ich bitte die Herren, den

neuen Kameraden in Freundschaft aufzunehmen und ihm Alles das beizubringen, was er nöthig hat, um eine Ehre und Freude der Fahne unseres ganzen Vaterlandes zu werden. Vor allen Dingen, hoffe ich, wird er auf Alles hören und aufmerksam sein, was wir ihm sagen werden. Wer das nicht will, der kann sich zum Teufel scheeren. Die Feier in gratiam der neuen Kameradschaft, die Einweihung des Panzers lassen wir auf ein anderes Mal. Dazu haben wir jetzt keine Zeit; diesen Vormittag geht's weiter. Zuvor müßt Ihr aber noch den Eid leisten, Herr von Schmiegel.«

Während nach dem Geistlichen geschickt wurde, besichtigte der Lieutenant den Knappen des eben angeworbenen Waffengefährten. Bialecki mußte das Pferd besteigen und nach Kommando einige Bewegungen ausführen. Der Lieutenant lobte ihn nicht, aber er gab dem Fähndrich durch Augenwinke zu verstehen und indem er sich seinen Schnurrbart strich, daß er zufrieden sei. Inzwischen wurde ein Tisch herbeigebracht. Der Geistliche fand sich mit dem Meßbuch ein, legte dasselbe auf den Tisch, auf das Meßbuch ein Kreuz, und zog darauf sein Chorhemd an. Schmiegel zog seinen Säbel aus der Scheide und legte ihn unter das Meßbuch. Der Geistliche las die Formel. Der Lieutenant und die Gefährten hielten die gezückten Säbel über dessen Haupt und Schmiegel wiederholte knieend, indem er mit der rechten Hand das Wort Gottes berührte, den Eid der Treue und des Gehorsams dem Könige und allen denen, welche in seinem Namen Befehl extheilen.

Nach Ableistung des Eides küßten der Geistliche, Schmiegel, der Lieutenant und alle bei der Feierlichkeit anwesenden Gefährten das Meßbuch und das Kreuz. Darauf sprach der Lieutenant noch einige Worte der Ermahnung, indem er dem Gefährten den Säbel wieder einhändigte, und küßte ihn darauf zum Zeichen der Kameradschaft, was die Waffengefährten wiederholten. Darauf sagte der Lieutenant: — »Nun, Herr von Schmiegel, besteiget das Pferd und zeigt uns, was Ihr könnt.«

Der Knappe führte das Pferd vor, Schmiegel bestieg es und machte auf demselben einige Exercitien durch. Der Lieutenant sah alle dem mit innerer Freude zu, sagte indessen kein Wort. Aber der Fähndrich konnte sich der Bemerkung nicht enthalten: »Unser einer wird es auch nicht besser machen.«

— »Ihr wollt ihn wohl verderben,« war die Antwort, »Ihr wißt doch, daß man sogar einen alten Menschen nicht loben darf, viel weniger einen jungen. Herr von Schmiegel, es könnte noch besser gehen und es wird auch noch besser gehen, wenn Ihr nur erst bei uns warm werdet. Vor allen Dingen müßt Ihr nun kennen lernen, was eine Lanze zu bedeuten hat; Ihr seid darin noch unerfahren, aber die Lanze ist bei uns das, was das Salz in der Küche ist, ich will es Euch einmal selbst zeigen, wie man damit arbeitet. Führt mir meine Wolfsstute vor und bringt zwei Lanzen. Herr von Schmiegel, Ihr könnt vom Pferde absteigen und ein wenig ausruhen.«

Schmiegel stieg vom Pferde und befahl seinem Stallknecht, das Pferd im Schritt umher zu führen. Das war sicherlich überflüssig, denn sein Diener würde es ohnehin gethan haben. Aber es lag darin eine gewisse Sorgfalt, ein Mitgefühl, und das entging dem aufmerksamen Auge des alten Exerziermeisters nicht.

Der Alte entfernte sich ein wenig, um die Rüstung anzulegen; während dem machte Schmiegel nähere Bekanntschaft mit seinen Kameraden. Er hatte sie Alle für sich gewonnen, denn ein guter Reiter erweckt Theilnahme nicht blos bei denen, die daraus ein Handwerk machen, sondern bei Jedermann. Nachdem das Pferd des Lieutenants vorgeführt war, erschien er selbst in voller Rüstung. Sein Knappe führte ihm das Pferd vor und reichte ihm die Lanze. Er nahm die Zügel, bestieg den Steigbügel, brachte die rechte Ferse an die linke und stand einige Sekunden gerade in die Höh, darauf brachte er die Lanze auf die andere Seite des Pferdes, indem er sie leicht auf die Erde niederließ, und nachdem er sich in den Sattel gesetzt, legte er die Lanze ein, so daß die Spitze nur vier Zoll über dem Ohr des Pferdes schwebte. Nun erst ließ er dem Pferde die Zügel, anfangs in kleinen, dann in größeren Kreisen. Wenn Schmiegel nicht umhin konnte, schon die Leichtigkeit, mit der der Alte zu Pferde saß, zu bewundern, so gerieth er in Staunen, als er ihn auch mit der Lanze arbeiten sah. Pferd und Reiter waren eins und die Lanze schien federleicht. Das Fähnchen bewegte sich so rasch, daß

man kaum mit dem Auge folgen konnte, man glaubte sie in einem und demselben Augenblick an mehreren Stellen zugleich zu sehen. Alle Seiten des Reiters und des Pferdes schienen durch die Spitze der Lanze gesichert und gedeckt zu sein. Endlich ging er zur Attaque über, legte die Lanze gerade aus ein, gab dem Pferde die Sporen und nahm seine Richtung gerade auf den neu hinzugetretenen Gefährten, und in dem Augenblick, als die Lanzenspitze noch wenige Zoll von der Brust Schmiegels entfernt war, machte er plötzlich Halt und das leichtgeflügelte Roß stand wie versteinert.

Damit beschloß er sein Vorexercitium. Nachdem er wieder vom Pferde gestiegen und in den Mienen Schmiegels sein Staunen gelesen, sagte er zu ihm:

— »Ihr müßt aber nicht glauben, daß der Dienst zu Pferde Alles ist. Ein guter Kavallerist muß auch gut zu Fuß sein. Ihr habt zuerst zwei Beine und dann erst vier gehabt. Also wenn wir uns auch so viel als möglich zu Pferde vervollkommnen, müssen wir niemals das Exercitium zu Fuß vernachlässigen. Ich will den anderen Heeres-Abtheilungen nicht zu nahe treten. Aber unsere Fahne zeichnet sich auch in dieser Hinsicht vor allen übrigen aus, und wenn wir, was Gott verhüte, alle unsere Pferde verlören, wir würden doch unserem Feinde stehen.«

Darauf fing der Lieutenant an, die Einzelnheiten der Bewegungen mit der Lanze auseinander zu setzen und wiederholte Alles mit der größten Geduld, bis er überzeugt war,

daß Schmiegel es begriffen. Die Lehre schien ihm hinreichend, und Schmiegel mußte sich von Neuem auf sein Pferd setzen und nun dieselben Bewegungen wiederholen. Als er aber bemerkte, wie gelehrig der Angekommene sich alles Gehörte anzueignen wußte, und wie freudig und aufmerksam er alles aufnahm, was man ihm sagte, da konnte er es nicht über sich bringen, zu dem nebenanstehenden Fähnrich halblaut, so daß es Schmiegel nicht hörte, zu sagen: — »Das erinnert mich wahrhaft an die Zeiten König Sigismunds, das ist so Einer, der zum Cavalleristen geboren ist. Wenn er sein Exercitium anfängt, da glaubt man, er habe es schon früher gekonnt, und nur etwas vergessen. Ei, ei, ich werde mich bei unserem Herrn Rittmeister noch gar sehr bedanken, daß er uns den Gefährten zugeführt, aus dem werden wir schon noch etwas machen.«

Nachdem sich Alles zum Marsch gestärkt, ging es vorwärts, obwohl nach dem Kommandowort Dunikow's: Eile mit Weile, denn der Kron-Referendar erwartete noch verschiedene Abtheilungen von Milizen, welche sich auf dem Wege mit ihm vereinigen sollten.

Schon in einem der nächsten Tage stieß die Fahne des Wojewoden von Posen zu ihm, geführt von dem Lieutenant Dunin von Skrzynna, einem der tüchtigsten und erfahrensten Offiziere der National-Cavallerie. Diese Fahne war sehr gut besetzt, sie zählte über 40 Waffengefährten und gegen 200 Knappen, die in Reih und Glied ihre Dienste thaten und sehr gut einexerziert waren. Der Re-

ferendar freute sich über die Ankunft dieser Fahne. Denn der Fürst Zbaraski schickte ihm dabei an sechs Kanonen mit allem Zubehör unter Anführung des Sachsen Fohrewingel, der so eben nach Polen angekommen und in dem Artillerieweſen sehr erfahren war. Aber Adolph von Schmiegel freute sich darüber noch mehr, denn es befanden sich die beiden Brüder Sophien's dabei, welche ihn wie zur Familie gehörig begrüßten.

Auf dem ganzen Wege setzte Schmiegel unter Anleitung Dunikow's den Unterricht im Kriegsdienst fort, so daß ihm nur selten so viel Zeit blieb, sich flüchtig mit den Söhnen des Wojewoden zu sehen und, wie er es gern gewünscht hätte, sich mit ihnen von ihren häuslichen Verhältnissen zu unterhalten.

IX.

Der Ueberfall.

Kaum hatte der Chan der Krim die Ankunft der Hülfstruppen erfahren, als er sofort beschloß, ihre Vereinigung mit dem Gros der feindlichen Armee zu verhindern. Vergebens hatte er Alles versucht, um den Anführer, Kron-Schatzmeister Michael Florian Rzewuski, den Vater des Kron-Referendars, zur Annahme einer Schlacht zu bewegen. Dieser hatte ein befestigtes Lager bei Bar bezogen und blieb seinem Vorsatze getreu, nicht eher zur Offensive überzugehen, als bis er sich mit den Hülfstruppen vereinigt hätte. Zuletzt mußte er fast eine förmliche Belagerung aushalten. Der Chan verwüstete rings umher von Bar die ganze Gegend mit Feuer und Schwert. Es machte sich daher im Lager selbst der Mangel an Lebensmitteln fühlbar und damit die Unzufriedenheit der Ritterschaft, welche die blutigste Schlacht lieber gesehen hätte.

Um seinen unbeugsamen Gegner zum Aeußersten zu zwingen, schickte daher der Chan eine Abtheilung von meh-

reren Tausend Mann unter Anführung seines Sohnes den Hülfstruppen des Referendars entgegen, mit der Weisung, sie nicht anzugreifen, sondern nur am Weitermarsch zu verhindern. Als sich die Tartaren den heranrückenden Truppen des Referendars genähert hatten, begannen sogleich die Vorpostengefechte. Auf sein Ansuchen nahm Schmiegel an diesem Gefecht mit Theil, und es glückte ihm, aus dem Gefolge des Anführers einen Murza nach einem wackeren Zweikampf wehrlos zu machen und gefangen zu nehmen. Inzwischen rückte der Referendar immer weiter vor und war nur noch eine Tagereise von der Armee seines Vaters entfernt. Es mußte nunmehr zur Entscheidung kommen, und die Anführer dieser beiden Heeres-Abtheilungen hatten, ohne daß einer von dem Vorsatze des Anderen wußte, den folgenden Tag zum Angriff bestimmt.

Noch ehe es Abend wurde, begab sich Schmiegel zu dem Kron-Referendar und theilte ihm mit, daß er sich einen Plan ausgedacht habe, dessen Ausführung, wenn sie glückte, den Sieg des folgenden Tages unzweifelhaft machen würde.

— »Ich bin auf diesen Plan,« fuhr er fort, »dadurch gekommen, daß mein Knappe der hiesigen Gegend vollständig kundig ist und namentlich die Wege kennt, welche durch den unserem Flügel gegenüberliegenden Wald führen. Nun habe ich mir überlegt, wie dieser Wald eine solche Ausdehnung hat, daß man, durch ihn gedeckt, bis in den Rücken des Feindes gelangen könnte. Es handelt sich also

darum, ob Ihr mir das Vertrauen schenken wollt; mit einigen 20 bis 30 Kosaken aus der Ordination von Ostrog, die ich hier während des Marsches kennen gelernt habe und mit denen sich wohl etwas wagen läßt, will ich das ausführen, was meines Bedünkens gelingen muß. Freilich hätte ich zu dem Unternehmen eine Kanone nöthig, um den Feind glauben zu machen, daß eine größere Abtheilung aus dem Lager von Bar gegen ihn im Anzuge sei.«

Der Referendar berief einen kleinen Kriegsrath und legte demselben den Plan Schmiegels vor. Derselbe fand ungetheilten Beifall, namentlich sprach sich Dunikow für die Ausführung desselben aus. Er wollte dieselbe nur nicht einem so jungen und unerfahrenen Anfänger, wie Schmiegel war, übertragen, aber der Referendar wollte davon nichts wissen und sagte:

— »Nein, meine Herren, da würden wir dem Schmiegel großes Unrecht thun. Gesetzt, das Unternehmen mißglückte und wir würden Mannschaft und die Kanone umsonst verlieren, so würden wir sagen, daß er an diesem Unglück schuld sei, und im anderen Falle, wenn das Unternehmen gelingt, wenn wir dadurch die feindliche Abtheilung vielleicht gar auseinandersprengen, noch zeitig genug zu dem Gros der Armee stoßen und auf diese Weise vielleicht den ganzen Feldzug glücklich entscheiden helfen, dann wäre Schmiegel um sein Verdienst und um den Ruhm des Unternehmens gebracht. Uebrigens hat er uns ja nicht nur einen Plan mitgetheilt, nein, er hat an uns die An-

frage gerichtet, ob wir ihm die Ausführung dieses Plans übertragen wollen. Es giebt also meiner Ansicht nach nur zwei Wege, ja oder nein! und da Ihr den Plan gut heißt, so trage ich gar kein Bedenken, Schmiegel seinen Willen zu lassen. Hat ein Mensch erst einen guten Plan gemacht, dann wird er denselben auch auszuführen verstehen, und wenn die Sache in den Händen eines jeden Anderen mißglückte, in den Händen Schmiegels wird sie gerade gelingen. Der Muth, das Glück und die Zuversicht, der Glaube daran, das ist es, was im Kriege, wenn nicht vielleicht überall, entscheidet, und was mich betrifft, ich habe ein ganz absonderliches Vertrauen in dieser Sache, denn der Schmiegel hat wahre Katzenaugen in der Nacht; er hat mir's bewiesen. Wenn also Niemand gegen den Plan etwas einzuwenden hat, so möchte ich für das Gelingen desselben einstehen.«

Damit war die Konferenz beendet; es wurden 100 Kosaken unter den Befehl Schmiegels gestellt und eine Kanone unter Aufsicht eines tüchtigen und geschickten Feuerwerkers beigegeben. Dunikow besprach noch einmal mit Schmiegel einige mögliche Fälle, die sich dabei ereignen könnten und dann gab er ihm seinen militairischen Segen.

Aus der ganzen Heeresabtheilung erscholl der Abendgesang zu Ehren der Mutter Gottes und kaum war die Nacht angebrochen, als Schmiegel in der größten Stille ausrückte. Sie passirten auf Fußwegen lange Zeit durch den Wald, gelangten dann aber ins Freie. Die Waldung

bildete nämlich die Form eines Halbmondes, welcher seiner Länge nach sich zwischen den beiden Heeresabtheilungen ausstreckte und welchen der Feind, von der irrigen Voraussetzung ausgehend, daß derselbe eben so breit wie lang wäre, zu seiner Flügeldeckung gewählt. Dies war ein zufälliger, aber sehr glücklicher Umstand, welcher Schmiegels Unternehmung begünstigte. Während der Feind von der einen Seite des Waldes sich durch Wachen und Posten, die er in demselben aufgestellt hatte, gesichert glaubte, umging ihn Schmiegel auf der anderen Seite desselben, indem er längs des Waldrandes ungehindert und unbemerkt fortrückte, so daß ihm die Finsterniß der Nacht im Grunde genommen eher hinderlich als förderlich gewesen wäre, wenn ihm nicht, wie es der Referendar richtig vorausgesehen, seine Katzenaugen und die Ortskenntniß seines Knappen in so hohem Grade zu Statten gekommen wären. Sie hatten kaum den Wald durschritten, als ein leiser Regen zu fallen begann.

Schmiegel sorgte dafür, daß der Regen den Pulverkarren keinen Nachtheil brachte und darauf sagte er leise zu seinem Knappen, aber doch so, daß es die Nächsten hören konnten, daß er den Regen als eine gute Vorbedeutung ansehe. Er that dies absichtlich, denn er wußte sehr wohl, daß es bei den Kosaken hergebracht war, es als ein böses Zeichen anzusehen, wenn es im Anfange der Unternehmung regnete. Nachdem er auf diese Weise den Muth und Glauben seiner Leute wieder aufgerichtet, führte

er sie nach einem seinem Knappen wohlbekannten Weiler, der ungefähr in der Mitte ihres Weges lag. Sie kamen hier noch vor Mitternacht an und weckten den Besitzer. Von demselben erfuhr Schmiegel, daß er sich auf dem richtigen Wege befinde, und daß ihn das Vertrauen, das er in seinen Knappen gesetzt, nicht getäuscht. Er ließ alle Nahrung und alles Getränke, die sich in dem Orte befanden, unter seine Leute vertheilen, nachdem er es zuvor dem Besitzer reichlich bezahlt, wandte sich darauf zu den Seinigen mit der Bemerkung, daß nunmehr schon ein Theil der guten Vorbedeutung eingetroffen und ließ sie darauf den Weitermarsch antreten.

Sie befanden sich bereits nach einigen Stunden auf einem breiten Wege, welcher, fast im Rücken des Feindes, durch das andere Ende des Waldes führt. Auf diesem Wege gelangten sie bis zu der nach Bar hinführenden Hauptstraße. Hier versuchte Schmiegel sich zu überzeugen, in welcher Entfernung sich wohl der Feind befände, er schickte daher nach der Seite zu, wo er ihn vermuthete, einen Kosacken zu Fuß ab. Dieser ahmte auf seinem Wege das Wiehern eines Pferdes nach, bis ihm endlich von der entgegengesetzten Seite ein nicht nachgeahmtes Gewieher antwortete. Kaum hatte er das vernommen, so kam er eilends zurück und brachte seinem Anführer die Nachricht davon.

Schmiegel traf hiernach sofort seine Verfügung. Mit dem Instinkt, der bei solchen Gelegenheiten das unerläß-

liche Erforderniß eines Führers ausmacht, erkannte Schmiegel, jemehr er seine Abtheilung vorschob, daß er den Feind bis zu dessen Centrum umgangen. Er sah, trotz der Dunkelheit, oder glaubte wenigstens die Lagerzelte der Tartaren zu erkennen. Er ließ demnach die Kanone so weit als möglich vorschieben, stellte in einiger Entfernung von beiden Seiten kleine Abtheilungen seiner Leute mit dem Befehle auf, so weit sie irgend könnten, vorzudringen, und nur in dem Falle eines unüberwindlichen Widerstandes wieder auf ihren Platz zurückzukehren. Darauf ertheilte er den Befehl, die Kanone so rasch wie möglich hintereinander abzufeuern. Kaum war dies Zeichen von seiner Seite gegeben, als ihm auch von der entgegengesetzten ein mächtiger Kanonendonner des Kron-Referendars antwortete, der mit der Bangigkeit eines Soldatenvaters diesen Augenblick erwartet hatte, um auf der ganzen Linie die Attaque sofort eröffnen zu lassen. Nachdem Schmiegel diese Antwort auf seine Kanonenschläge vernommen, säumte er nicht, den zu beiden Seiten vorangeschickten Haufen mit den ihm übrig gebliebenen Leuten in der Mitte nachzufolgen.

In Ermangelung der technisch-strategischen Kenntnisse, die dazu gehören, um das blutige militairische Schauspiel, wie es sich gebührt, zu beschreiben, müssen wir uns hier nur auf die Mittheilung beschränken, daß durch die List Schmiegel's ein glänzender Sieg angebahnt wurde, denn er traf gerade in dem Augenblick seine Anstalten zum Ueberfall, als die Tartaren sich zu dem Angriffe auf das Lager

des Referendars vorbereiteten. Der heftige Widerstand, den sie aber fanden und die in ihrem Rücken wiederholten Kanonenschläge, und die zur Nachtzeit inmitten ihres Lagers dadurch hervorgebrachte Verwirrung, ließen sie glauben, daß sie in Folge einer Verabredung zwischen Vater und Sohn von beiden Seiten angegriffen würden und daß sich in ihrem Rücken die Hälfte der Armee von Bar befände. Eine weitere Folge davon war, daß die Tartaren auch nicht daran dachten, ihren Rückzug nach einer Seite und namentlich nicht auf Bar hin zu nehmen, sondern nach zwei entgegengesetzten Seiten auseinanderstoben und so auf diese Weise nicht nur ihr eigenes Lager, sondern auch die große Straße, die sie vertheidigen sollten, dem Feinde Preis gaben. Die Dunkelheit der Nacht hinderte die Sieger an der weiteren Verfolgung, denn es zeigten sich die ersten Schimmer des aufgehenden Tages, als der Kron-Referendar in dem vom Feinde verlassenen Lager mit dem wackeren Schmiegel zusammentraf. Mit Thränen der Freude begrüßte und umarmte er seinen jungen Waffengefährten. Noch während er ihm seinen Dank für die glückliche Führung aussprach, näherte sich ihnen Dunikow und erstattete Bericht über die reiche Beute an Munition, Feldgeräth und Pferden, welche man im Lager gemacht. Darauf wandte er sich zu dem Kron-Referendar und sprach:

— »Gestrenger Herr! wir werden wohl von jetzt ab noch einen zweiten Fähnrich nöthig haben. Alle anderen Fahnen haben deren zwei, und unsere Fahne, die nicht

schlechter besetzt ist, als die anderen, aber stets das Doppelte zu thun hat, hat sich bisher mit einem Fähnrich begnügen müssen. Wir können keinen besseren zu diesem Posten wählen, als unseren Waffengefährten Schmiegel, ich bitte daher im Namen aller Waffengefährten, ihm diese Stelle verleihen zu wollen.«

— »Das unterliegt gar keinem Bedenken, war die Antwort des Kron-Referendars. Ich finde nur, daß diese Belohnung dem Dienst nicht entspricht, den er uns heute geleistet, aber so Gott will, wird Schmiegel schon selbst dafür Sorge tragen, daß er es in Kurzem wohl weiter bringt. Für jetzt mag Euch, mein lieber Waffengefährte, der Ruhm des heutigen Tages genügen, der Euch zumeist allein angehört. Glaubt mir nur, ein solcher Ruhm ist nichts Geringes.«

Und in der That, dieser Ruhm war nichts Geringes für Adolph von Schmiegel, er verlieh ihm in noch jungen Jahren bereits den Nimbus, der den Helden das nothwendige Ansehen vor seines Gleichen und vor seinen Untergebenen giebt; er verlieh ihm noch mehr, nämlich er bestärkte ihn in der Zuversicht und in dem Glauben, den der junge Krieger in sein Glück und in seine Zukunft gesetzt und jetzt zum ersten Mal in seinem Leben auf eine so glänzende Weise bestätigt fand.

Dann aber war dieser Ueberfall an sich genommen zwar ein unbedeutendes militairisches Ereigniß, aber in dem Zusammenhange mit der ganzen Expedition von den aller-

wichtigsten Folgen. Man betrachtete diesen Ueberfall als die Grundlage aller nachherigen Kriegsoperationen und der großen Erfolge, welche sich daran knüpften, und so oft nachmals dieser Ereignisse Erwähnung geschah, war der Name des jungen Waffengefährten Adolph von Schmiegel von dem ruhmvollen Andenken derselben unzertrennlich.

Diese strategische Exkursion möge genügen, um uns nunmehr ungesäumt in das Hauptquartier zu versetzen.

* * *

Bei dem ersten Blick auf das Lager würde es einem Kenner nicht entgangen sein, daß dasselbe von einem großen militairischen Geist angelegt worden. Es befand sich auf einer Anhöhe zwischen zwei kleinen Flüssen, verschanzt nach allen Regeln der Castrametation, mit vier Hauptbastionen versehen und in der entsprechenden Entfernung von der Stadt Bar, welche wegen ihrer unvortheilhaften Lage von dem Commandirenden Preis gegeben war, und nur das Schloß, in eine Redoute umgewandelt, von einigen Hundert ausgesuchter Milizen gehalten wurde.

Es mochte kurz nach Mitternacht sein, als der Schatzmeister bereits sein Lager verlassen hatte und in seinem Zelt vor dem Crucifix mit dem Bilde der heiligen Jungfrau sein Morgengebet in aller Stille verrichtete, um seine steten Begleiter, die ihn auch im Lager nicht verließen, im Schlafe nicht zu stören. Diese waren Vater Pontian,

ein Kapuziner, sein Hauskaplan; Siemiątkowski, ein Artillerie-Capitain, ein berühmter Meister in der Lagerkunst, die er in der französischen Armee gelernt, und endlich Kukawski, zu deutsch von Kuxheim, der Hofpoet des Schatzmeisters. Dieser Letztere wurde zwar allgemein für einen Schwachkopf gehalten, stand aber bei seinem Herrn in hohen Gnaden. Denn da dieser selbst nur eine mangelhafte wissenschaftliche Bildung erhalten, so wußte er einen Mann zu schätzen, der ihm mit Hingebung zugethan war, in allen gelehrten Dingen Bescheid wußte und überdies mit großer Gewandtheit sich auszudrücken verstand.

Michael Florian Rzewuski hatte von der untersten Stufe den Kriegsdienst angefangen und es vom Waffengefährten nach und nach zum Fähnrich, Lieutenant, Lagermeister, Feldschreiber und zuletzt zum Kronhofschatzmeister und Starosten von Kulm gebracht. Sein Vater, der Landrichter von Lemberg, war mit der Tochter eines reußischen Wojewoden, der älteren Schwester der Mutter des Königs Johann, verheirathet und gelangte mit Jakob Sobieski, dem Kastellan von Krakau, zur Theilung der großen Erbschaft noch den Zolkiewski und Danilowicz. Die Frau Landrichter, welche im Hause das Regiment führte, vernachlässigte ihren älteren Sohn Michael, weil er, im Gesicht von Pocken entstellt, ein stilles ernstes Wesen hatte und zum Lernen nicht zu bewegen war. Sie zog ihm ihren jüngeren Sohn Adam vor, der schon als Knabe durch seine schöne Gestalt und seine Anlagen die Aufmerksamkeit

erregte. Die Mutter ließ ihn daher sorgfältig im Hause erziehen und brachte dagegen Michael in einem Jesuiten-Konvikt in Sandomir unter, aus dem er in seinem sechszehnten Jahre entfloh, nachdem er es kaum bis zum Schreiben und Lesen gebracht. Die Eltern glaubten ihn lange verschollen, denn er verschwieg seinen wahren Namen und trat unter dem Namen Beyda als gemeiner Cavallerist unter die Husaren. Sein Vorgesetzter war ein überaus strenger Militair und bildete ihn zum Soldaten aus. Er machte viele Schlachten mit, bis er endlich die Aufmerksamkeit des großen Reverapotocki auf sich zog, der ihm die Führung seiner Fahne übertrug. In Gegenwart des Hetmanns fand die rührende Scene statt, in der Michael seinen Bruder Adam, der bereits Rittmeister geworden, wieder erkannte. Er besuchte darauf das elterliche Haus und seine Thaten und seine Wunden söhnten ihn mit seiner Mutter aus, obwohl er nicht redseliger geworden, denn er hatte einen Schuß durch die Kinnlade erhalten, und das Sprechen fiel ihm schwer. Dies mochte auch der Grund gewesen sein, weshalb er später als Deputirter von Kulm auf dem Reichstage kein Wort gesprochen. Die Schranken der gesetzgebenden Versammlung waren nicht das Feld, auf dem er sich auszeichnete, dafür kommandirte er aber stets eine Heeresabtheilung der Republik mit großem Glück und blieb der Schrecken der Muselmänner.

Klein von Wuchs und dürr, schien er nur Haut und Knochen. Auch trug er niemals einen Panzer, sondern

einen Kaftan von Elendshaut. Da sein Gesicht mit Pockennarben und Schrammen von Wunden bedeckt war, so ließ er sich nicht rasiren und trug einen langen Bart. Bei alledem muß er doch anziehend gewesen sein, denn eine der reizendsten Damen seiner Zeit, Tochter des Kastellans von Rospir, zog ihn allen anderen Cavalieren vor, die um ihre Hand anhielten. Die Ehe war sehr glücklich und mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet. Als ihm seine Frau starb, verheirathete er sich nochmals, um eine Stütze für sein Hauswesen und eine Mutter für seine Kinder zu haben, mit der bereits ebenfalls bejahrten Schwester des Fürst Primas Potocki.

Obwohl der Schatzmeister wegen seiner überaus großen Strenge im Dienste bekannt war, so besaß er doch das Zutrauen und die Anhänglichkeit der Soldaten im höchsten Grade. Der Respekt, den die Soldaten vor ihm hatten, kam schon daher, weil er wenig sprach. Ein Anführer, der viel Worte macht, wird bei Weitem nicht so geehrt, als einer, der zu schweigen versteht. Auf diese Weise trat er auch Niemandem zu nahe, er wußte selbst seinen Zorn zu beherrschen, seine Befehle gab er mit Ruhe und die Folgen des Ungehorsams ließ er, ohne darüber ein Wort zu verlieren, als ob sich das von selbst verstände, vollstrecken, selbst wenn es die Todesstrafe galt. Dafür schreckte er auch, wenn es galt, vor keiner Gefahr zurück und theilte die Anstrengungen des gemeinen Soldaten. Deshalb wurde

er von seinen Untergebenen nicht nur gefürchtet, sondern auch geliebt. —

Der Schatzmeister kniete noch vor dem Crucifix, als der wachhabende Offizier eilig hereinstürzte und vor ihm mit einer Miene stehen blieb, die da ausdrückte, daß er etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Der Chef gab ihm mit der Hand ein Zeichen, in seinen Mittheilungen zu warten und beendigte erst sein Gebet, wandte sich dann zu dem Offizier und fragte:

— »Was giebt's?«

— »Ich komme, Euch, gestrenger Herr, zu melden, daß man von Mitternacht her Kanonendonner gehört.«

— »In welcher Entfernung?«

— »Das läßt sich nicht beurtheilen, aber es muß wohl weiter, als drei Meilen sein.«

— »Weckt mir den Artillerie-Capitain, aber vorsichtig, daß Ihr den Vater Pontian nicht im Schlafe stört, auch den Philosophen mögt Ihr wecken, damit er den Augenblick nicht versäumt, wo es wieder an die Arbeit geht.«

Der Offizier that, wie ihm befohlen war, und der Schatzmeister legte seinen Kaftan von Elendshaut an, den Gurt mit den Pistolen und seinem Säbel. Darauf befahl er dem Offizier, auf seinen Platz zurückzugehen und ihn dort zu erwarten.

Bald nach ihm trat der Chef aus dem Zelte, an seiner Seite ging der Artillerie-Capitain, hinter ihm Kuksheim. Sie begaben sich nach dem Theil des Lagers, wel-

ches gegen Norden gelegen war, und in welchem der jüngere Sohn Michael, Staroſt von Olchowo, kommandirte. Sie trafen ihn auf den Wällen und er rapportirte seinem Vater, daß die Kanonen seit einiger Zeit schwiegen. Der Alte legte sich auf die Erde, um sich desto besser davon zu überzeugen, und als er sich wieder erhoben, sagte er:

— »Wir müssen auf Alles gefaßt sein.«

— »Gestrenger Vater«, bemerkte der Staroſt, »ich glaube mit Sicherheit annehmen zu können, daß mein Bruder die Tartaren in die Flucht geschlagen, und daß er sich noch heute mit uns verbinden wird.«

— »Und weshalb?«

— »Weil die Kanonade nicht länger als eine Viertelstunde dauerte. Das ist ein sicheres Zeichen, daß es den Tartaren nicht gelungen ist, die Unsrigen unvorbereitet zu überfallen, und daß sie deshalb, wie sie zu thun pflegen, das Weite gesucht, um den weiteren Kampf aufzugeben. Wäre dem Feinde sein Vorhaben geglückt, dann wäre der Kampf nicht von so kurzer Dauer gewesen und die Kanonen hätten wohl gewiß länger mitgesprochen.«

Der Schatzmeister antwortete darauf nichts, er entfernte sich mit dem Capitain einige Schritte und sagte zu ihm halblaut:

— »Meint Ihr nicht auch, daß mein Michael Recht hat. Ich brauche mich meiner Jungen nicht zu schämen. Mein Stanislaw wird ihnen wohl einen Denkzettel gege-

ben haben. Wir wollen den Augenblick benutzen und mit Tagesanbruch einen Ausfall machen.«

Darauf ergingen sofort die nöthigen Befehle und Veranstaltungen. Während dem war der Morgen angebrochen und die ersten eingehenden Nachrichten lauteten dahin, daß die Tartaren, welche die Position belagerten, nicht mehr zu sehen seien. Der Schatzmeister bestieg einen Vorsprung und besichtigte die Gegend durch ein Perspektiv, welches er vom Könige erhalten und das noch heute in Podhorce aufbewahrt wird.

— »In der That,« sagte er, »die Tartaren sind aufgebrochen, da ist kein Augenblick zu versäumen, wenn wir ihrem Nachtrab noch etwas anhaben wollen.«

Er gab den Befehl: »zu Pferde,« der im ganzen Lager wiedertönte.

In der That hatte der Chan, nachdem er die Nachricht von dem Unglücke seines Sohnes erhalten, sein Lager abbrechen lassen und war in der Richtung gezogen, in der er glaubte, daß sein Sohn die Flucht genommen. Noch an demselben Tage vereinigte sich der Schatzmeister mit den Truppen des Kronreferendars und säumte nunmehr nicht, die Operationen zur Offensive eintreten zu lassen.

X.

Fernere Nachricht vom Kriegsschauplatze.

Während die Kriegsereignisse ihren weiteren Verlauf nahmen, ging es in dem Schlosse zu Krotoschin sehr still und traurig zu. Wegen der weiten Entfernung blieb man gewöhnlich lange Zeit ohne Nachrichten, und obwohl der Wojewode selbst ein tapferer Soldat war, so liebte er doch seine beiden Söhne viel zu sehr, als daß er nicht in banger Erwartung dem Ausgange entgegensah, den ihre erste Kriegs-Expedition haben würde. Die Ungewißheit über das Schicksal derer, die man liebt, enthält meist mehr Pein, als wirklich eingetretenes Unglück. In solcher Lage befand sich der Wojewode. Alle Zerstreuungen fruchteten nicht. Die Besuche der Freunde und Verwandten vermochten ebensowenig, auch die Jagd und Pferdezucht hatten keinen Reiz mehr, selbst der Hofnarr, der sonst so sicher war, mit seinen Einfällen dem Herrn ein Lächeln abzuzwingen, erhielt meist, wenn er erschien, ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen. Eine Erleichterung seines Kummers fand er nur in seiner Familie.

Glücklich Derjenige, welcher im Schoße der Seinigen Trost suchen kann. Religion und Familie bleiben die stärksten Stützen, in denen der Mensch Trübsale aushalten kann. Deshalb war es auch dem Wojewoden am liebsten, wenn er in der Schloßkapelle am Kreuze des Erlösers sein Gebet darbringen oder an der Seite der Gattin und Tochter seiner Söhne gedenken konnte.

Nur der öftere Umgang mit Zacharias gewährte dem Wojewoden noch einigen Trost, weil dieser sich in gleicher Lage mit ihm befand und denselben Schmerz theilte. Deshalb sah er ihn nicht nur gern, wenn er des Morgens ihm den Bericht über die Wirthschaft erstattete, er behielt ihn auch oft zu Tische und ließ ihn dann bis zum Abend nicht aus dem Schlosse. Auf das Gemüth des Zacharias machte die Entfernung seines Sohnes und die Gefahren, in denen er schwebte, keinen solchen Eindruck, wie bei dem Wojewoden, und wenn man zwischen dem Herrn und Diener einen Vergleich anstellt, möchte man beinahe annehmen, daß die Feigheit doch einen wesentlichen Faktor der Selbstsucht bildet und daß nur der wahrhaft tapfere Mann auch wahrhaft zu lieben vermag.

Zacharias hatte übrigens außer seiner Frau und Tochter auch noch seine Mutter zu Hause, welche vornehmlich durch ihre Zuversicht über die Bestimmung ihres Enkels ihren Sohn zu trösten wußte.

Eine Zeitlang wurde dieser verhindert, das Schloß zu besuchen. Sein Pferd hatte ihn abgeworfen und er sich

dadurch eine Contusion zugezogen, die ihn wegen seiner großen Vorsicht und Aengstlichkeit vielleicht länger als nöthig an das Zimmer fesselte.

Als er sich eines Tages wieder über Schmerzen beklagte, sprach ihm seine Frau Muth zu mit den Worten:

— »Vielleicht liegt unser Adolph ebenso darnieder.«

— »Gott behüte ihn vor solchen Leiden, er würde es wohl nicht überstehen.«

— »Aber lieber Zacharias,« sagte seine Mutter, vergleiche doch Deine Leiden nicht mit dem, was Adolph zu bestehen hat. Wie oft ist er nicht hier vom Pferde gestürzt, wie oft hat er nicht eben solche blauen Flecke gehabt wie Du. Es ist ihm aber niemals eingefallen, auch nur zu klagen, am liebsten hat er darüber ganz geschwiegen, denn er hat sich vor Schlägen gefürchtet. Deswegen ist mir um ihn auch gar nicht bange, er wird früh genug glücklich und gesund wieder hier sein, und, so Gott will, den Namen Schmiegel wieder zu Ehren bringen.«

— »Auf die Ehre will ich gern verzichten,« sagte Zacharias, »wenn er nur gesund wiederkehrt. Daher bin ich auch eigentlich gar nicht zufrieden, wie es sich gefügt hat, daß er bei der Fahne des Referendars in den Krieg gezogen.«

— »Ei, da bin ich sehr neugierig, warum?«

— »Wenn er bei der Fahne unseres Herrn stände, würde er mit dessen Söhnen näher bekannt werden und sich ihre Gunst erringen können, um einst bei einem von ihnen dasselbe zu sein, was ich bei dem Wojewoden bin.«

— »Also immer noch das alte Lied, mein Zacharias, Dir geht nichts über die dienstbare Stellung bei einem großen Herrn, aber glaube mir nur, unser Adolph ist zu etwas Anderem bestimmt.«

— »Gewiß, liebe Mutter, unterscheiden wir uns darin, Ihr denkt stets an den Ruhm und ich an das Brod. Ich habe gar nichts dawider, daß mein Sohn in den Krieg gezogen, es gehört sich für einen Edelmann, daß er in seiner Jugend wenigstens etwas mitgemacht hat, wo es scharf herging, aber das bringt ihm noch lange kein Brod.«

— »Warum soll es bei Adolph nicht der Fall sein, er kann ja im Militair steigen und zu Rang und Würden kommen.«

— »Damit hält es bei der National-Cavallerie sehr schwer. Mein Vater war doch gewiß anerkannt ein tüchtiger Mann, und was hat er von seinem lebenslänglichen Dienst gehabt?«

— »Was er davon gehabt? Daß Se. Majestät sich seiner Verdienste erinnert und mit mir von ihm gesprochen hat.«

— »An Ehre hat es ihm freilich niemals gefehlt. Aber an Auskommen fast immer, so wird's unserem Adolph auch ergehen. Gesetzt, er bringt es wirklich zu einem Fähndrich, was wird er davon Großes haben, es ist jetzt im Dienst der Republik nicht viel zu machen. Hat nicht Herr Mroczek als Fähndrich bei der Fahne des Fürsten Primas gestanden, und wie froh war er, daß ihn unser

Herr zum Amtmann in der Krotoschiner Grafschaft gemacht. Er hat sofort für die Ehre gedankt und sich mit Freuden unter meine Befehle gestellt. Fragt ihn nun einmal, ob er wohl seine Stelle hier mit einem Lieutenantsposten vertauschen wird. Ich sage das gar nicht so obenhin; je mehr ich mir es überlegt, desto mehr habe ich eingesehen, daß die Stellung eines Dieners weit glücklicher ist, als man im Allgemeinen glaubt. Vor Allem weiß man doch, was man hier auf der Welt thun soll. Man hat einen Willen über sich, nach dem man sich richten kann und muß, man weiß es, wem man zu Gefallen leben und wie man es ihm recht zu machen hat. In allem Ernst, ich möchte garnicht einmal ein großer Herr sein. Welche Verantwortlichkeit lastet nicht auf einem solchen Haupte, welche Ansprüche werden nicht an eine solche Stellung gemacht, Ansprüche, die meist den entgegengesetzten Richtungen angehören. Habe ich es nicht oft genug bei meinem Prinzipal in Erfahrung gebracht, der so gewissenhaft und so umsichtig überall zu Werke geht, der überdies sich unter seinen Standesgenossen durch Bescheidenheit und eine liebevolle Beschränkung auf seine Häuslichkeit auszeichnet, der zufrieden ist mit dem, was sein Theil geworden; hat er etwa keine Feinde, keinen Aerger? Wie mag es erst denen ergehen, die nicht so gestellt sind, wie unser Herr Wojewode und die von den Verhältnissen gedrängt werden, ihr Besitzthum zu vergrößern und nach höherer Stellung zu ringen. Was aber hierbei die Hauptursache für Unsereinen ist, glaubt mir, es liegt

in der Natur der Sache: der Staatsdienst bringt wohl den großen Herren Vortheile, aber nicht dem armen adeligen Stande. Ich bleibe dabei, wir haben es weit besser, wenn wir den großen Herren dienen. Uebrigens hoffe ich, daß alles Böse sich auch bei unserem Adolph zum Guten wenden wird, und daß ihn der Krieg alle die glänzenden Aussichten, die er sich in den Kopf gesetzt, wohl vergessen lassen wird, denn der Krieg hat auch nur für den etwas Reizendes, der ihn noch nicht mitgemacht hat. Wenn mein Sohn zurückkommt, dann wird er noch von manchen anderen Illusionen geheilt und recht froh sein, wenn ihn der Herr Wojewode als seinen Diener annimmt.

— »Als seinen Diener? Da kennst Du die Denkweise unseres Adolph schlecht, er wird nicht der Diener des Herrn Wojewoden, er wird sein Schwiegersohn.«

Kaum war das Wort ausgesprochen, als Zacharias von dem Lehnstuhl, auf dem er sich bisher seiner Schmerzen wegen ausgestreckt gehalten, aufsprang, indem er ganz vergessen, daß er noch von dem Pferdesturz hinken müsse und mit großem und festem Schritte auf- und abging, ohne jedoch recht zu wissen, was er sagen sollte. Er schwankte zwischen dem Entschluß, seiner Mutter wegen des, seiner Ansicht nach, unbedachten Wortes Vorstellungen zu machen und zwischen der Ehrerbietung, die er vor ihr hegte. In diesem Augenblicke brachte ihn ein Wagengerassel, das man vor der Hausthür vernahm, wieder zur Besinnung. Aber wie erstaunte er, als er sich dem Fenster näherte und einen

Hofwagen vorfahren sah, aus dem die Tochter des Wojewoden in Begleitung ihrer Lehrmeisterin ausstieg.

Kaum waren sie der Angekommenen entgegen getreten, als sie dieselbe bereits im Hausflur fanden und sie näher zu treten baten. Zacharias entschuldigte sich, daß er sie in seinem Krankenkostüm empfange. Sophie gab ihm aber durch eine Verbeugung zu verstehen, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, fiel darauf seiner Frau um den Hals und wollte der Großmutter die Hand küssen, welche dies aber nicht zuließ. Endlich sagte sie, indem sie einen entsiegelten Brief zeigte, den sie in der Hand hielt:

— »Freut Euch, meine Eltern schicken mich mit guten Nachrichten zu Euch. Der Krieg ist zu Ende, die Tartaren sind geschlagen und Adolph hat sich dabei ausgezeichnet. Man kann bei der Armee nicht genug Lobeserhebungen von seinen Thaten machen. Dieser Brief, den Joseph an meinen Vater geschrieben, wird Euch Alles sagen. Aber wenn ich bitten darf, les't ihn laut, denn ich habe ihn zwar schon zu wiederholten Malen gelesen, höre es aber sehr gern noch einmal.«

Man that es damals nicht, daß man die Frauen vorlesen ließ und Zacharias glaubte nicht im Stande zu sein, den Brief ohne Anstoß vorzutragen, er ließ also seinen Manualisten kommen und dieser las folgendes Schreiben:

Mohilew am Dniestr, den 7. September 1695.

Gestrenger Herr und theurer Vater!

»Vor einiger Zeit hat Johann bereits einen Brief

durch einen Juden abgeschickt, worin er über unseren Sieg bei Maidank berichtet. Da aber heute der Schatzmeister einen Boten an die Schatzmeisterin abgefertigt, welche in Lowicz weilt, so wird mein Brief noch eher in Eure Hände kommen. Ich benachrichtige Euch daher, daß wir einen vollständigen Sieg über die Tartaren davon getragen haben. Aber ich muß Euch zuvor die vorangegangene Aktion bei Jaslowiec beschreiben, weil diese wesentlich zu unserem Siege mit beigetragen, für den Fall, daß Ihr es nicht bereits schon wüßtet.

Wir waren kaum an unserem Bestimmungsorte angelangt, als wir durch die Miliz des Fürsten Zbarazski verstärkt wurden, der uns noch sechs Kanonen unter Anführung des bekannten Arzwingel stellte. Auch der Herr Kron-Vorschneider hat uns mit einer Abtheilung Kosaken unterstützt, die ganz vortrefflich einexercirt waren. Auch waren uns von mehreren Seiten Adelige zugeströmt. Als wir uns mit dem Herrn Referendar in der Gegend von Chmielnik vereinigten, empfing er uns wie seinen Rettungsengel. Hier trafen wir mit unserem Adolph zusammen, er war aber durch den Dienst dermaßen in Anspruch genommen, daß wir mit ihm nicht so viel verkehren konnten, als wir es gern gewollt hätten. Darauf zogen wir dem Schatzmeister, der bei Bar ein Lager bezogen, zu Hülfe.

Um unsere Vereinigung zu verhindern, schickte der Chan eine bedeutende Heeresabtheilung unter der Anführung seines Sohnes uns entgegen. Unweit des Dorfes Maydank trafen

wir mit unserem Feinde zusammen und es kam zu einer Schlacht. Bis dahin habe ich mir immer vorgestellt, daß das erste Zusammentreffen mit dem Feinde für einen angehenden Soldaten etwas Furchtbares haben müsse, aber das war nicht der Fall. Möglicherweise weil Alles unvorhergesehen, plötzlich und in finsterer Nacht vor sich ging und weil wir gleich von vorn herein im Vortheil waren. Das haben wir aber lediglich unserem Adolph zu danken. Wir standen nämlich lange Zeit den Tartaren gegenüber, ohne ihren Angriffen begegnen zu dürfen. Bei der Gelegenheit habe ich die ersten Kugeln schwirren hören, denn der Feind war uns sehr nahe gekommen und feuerte ohne Aufhören. Dicht an meiner Seite wurde ein Waffengefährte schwer verwundet und wir waren alle recht ärgerlich über den Befehl, daß wir nicht angreifen durften. Da ließ sich plötzlich auf der entgegengesetzten Seite im Rücken des Feindes Kanonendonner hören. Wir Alle konnten gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe, bis ein Waffengefährte uns von dem Herrn Referendar den Befehl brachte, anzugreifen. Wir thaten es mit Freuden, aber der Feind hielt nicht Stand. Wir kamen bis an seine Lagerzelte und fanden hier zu unserem Erstaunen Kosaken des Fürsten von Ostrog und bald darauf unseren Adolph inmitten der feindlichen Zelte.

Da erfuhren wir erst, daß Adolph mit einer Abtheilung Kosaken und einer Kanone den Feind umgangen und ihm in den Rücken gefallen war, und weil sie glaubten,

daß es die Armee von Bar wäre, geriethen sie in einen panischen Schrecken. Wir hatten daher leichte Arbeit. Was aber die Hauptsache ist, der Plan zu diesem Ueberfalle war von Adolph selbst ausgegangen, er hatte es dem Herrn Referendar vorgeschlagen, dieser für gut befunden und ihm die Ausführung übertragen. Das Glück und seine Vorsicht machten, daß es ihm nach Wunsch gelang und die Folge davon war unser Sieg. Dafür hat der Referendar ihn auch zum Fähnrich ernannt und wir Alle sind der Meinung, daß sein Verdienst dadurch nur anerkannt, nicht belohnt ist. Noch an demselben Tage haben wir uns mit dem Schatzmeister vereinigt. Der Chan hatte ebenfalls den Muth verloren, sein Lager abgebrochen und schleunigst den Rückzug angetreten, und zwar nach der Moldau zu, woher er Hülfstruppen erwartete.

Als der Herr Referendar seinem Vater und Chef die Ritterschaft vorstellte, hatte er die Rücksicht, auch unser zu gedenken und dabei zu bemerken, daß wir unsere Pflicht gethan. Der Schatzmeister umarmte uns, als ob wir seine Angehörigen wären und erkundigte sich nach Eurem Wohlbefinden. Als aber der Referendar ihm Schmiegel vorstellte und ihn empfahl, indem er die Affaire bei Maydank auseinandersetzte und daß wir ihm hauptsächlich den raschen Erfolg zu verdanken hätten, da bezeigte ihm der Herr Schatzmeister nicht nur seine Geneigtheit, sondern versicherte ihn sogar seiner Hochachtung. Er erwähnte dabei, daß er seinen Großvater wohl gekannt und daß Adolph nicht

nur durch seine Gesichtszüge, sondern durch seine Bravour an ihn erinnere. Uns, die wir mit Adolph aufgewachsen und ihn lieb haben, that es ganz besonders wohl, daß er so ausgezeichnet wurde. Den folgenden Tag hielt der Schatzmeister eine Heeresschau ab und sprach seine Zufriedenheit aus, weil er Alles in gutem Stande und in Ordnung gefunden.

Darauf zogen wir den Tartaren nach. Wir trafen sie nach einigen Tagemärschen bei Jazłowiec. Der Chan hatte die Hülfstruppen aus der Krim und der Walachei an sich gezogen und mußte nichts sehnlicher wünschen, als eine Gelegenheit, die Schmach seines Sohnes zu tilgen, denn, wie wir später erfahren, war dessen ganze Abtheilung auseinandergesprengt und er selbst, wie ein Flüchtling, in Begleitung weniger Mannschaft zu seinem Vater zurückgekehrt.

Deshalb vermied der Chan eine Schlacht keineswegs, er nahm sie vielmehr sofort an, als sie ihm vom Schatzmeister angeboten wurde.

Wir geriethen also bald aneinander. Nach und nach kamen alle Abtheilungen ins Gefecht. Was wir bei Maydank zu bestehen hatten, war nur ein Vorspiel von dem Zusammenstoß bei Jazłowiec. Denn der Chan setzte uns nicht nur mit seiner Cavallerie zu, er hatte sogar Infanterie, vielleicht an Tausend Janitscharen bei sich, und führte überdies noch zwanzig Kanonen mit sich. Diese standen unter Führung eines angeworbenen Franzosen, von dem

Arzwingel sagte, daß es schade um einen solchen Christen sei, der für schnödes Geld seinen Glauben wechselt, und doch so brav die Artillerie führen könne.

Diese Artillerie war hauptsächlich daran schuld, daß die Schlacht gegen acht Stunden dauerte, ohne daß sich das Glück entschieden einer Seite zuwandte. Ja, wir hatten sogar einen Augenblick, in dem der Schatzmeister selbst, wie er es später erzählte, an dem Siege zweifelte. Die feindlichen Kugeln rissen in unseren Reihen schreckliche Lücken. Der Braune, den ich aus Eurem Stalle habe, fiel unter mir von einer Kanonenkugel getroffen. Aber mein Stallmeister war gleich mit einem zweiten bei der Hand, wofür ich ihm versprach, wenn ich wieder nach Krotoschin komme, mich bei Euch wegen Freisprechung seiner Eltern und seines Bruders zu verwenden. Die Fahne des Referendars war dem Geschütz des Feindes am Meisten ausgesetzt. Er selbst führte seine Infanterie gegen die Janitscharen. Diese standen aber dem Angriff, wie eine Mauer. Der alte Dunikow führte wie gewöhnlich seine Truppen mit der größten Wackerkeit. Er hatte eben die Seinigen zu einem Angriff formirt, um eine kleine Anhöhe, die mit sechs Kanonen bepflanzt war, und die uns den meisten Schaden zufügte, zu nehmen. Fast in dem Augenblick, als er im Begriff stand, das Kommando zu geben, riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf weg. Wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn unser Adolph, der als sein Stellvertreter das Kommando übernehmen mußte, die Geistesgegenwart

verloren hätte. Er aber zeigte wahrhaftig, was ein Soldat auf dem rechten Flecke ist. In demselben Augenblick, als er seinen braven Lehrmeister zusammensinken sah, rief er mit lauter Stimme: Da wollen wir doch lieber unter den feindlichen Kanonen sterben, als uns hier so schandbar todtschießen lassen. Das wirkte. Als er darauf »Vorwärts« rief, war sein ganzer Haufen wie elektrisirt. Eine Viertelstunde darauf belästigten uns jene Kanonen nicht mehr. Bald darauf stürzte ein Waffengefährte im vollen Lauf zu Herrn Dunin und bat ihn um Gotteswillen, unserem Adolph wenigstens ein Dutzend Artilleristen zu schicken, weil er zwar die feindlichen Kanonen genommen, aber damit nichts anfangen könne, indem er ohne Artilleristen sei. Bei uns befanden sich zwei Kanonen vom Fürsten Ostrogski. Herr Dunin befahl also einigen Zwanzig von uns, hinüberzureiten, und ließ Jeden von uns einen Artilleristen auf sein Pferd nehmen.

Während ich dies schreibe, kann ich mich des Lachens nicht enthalten, wie mich der Mann, den ich hinter mir hatte, umarmt und festhielt, um nicht herunter zu fallen, denn wir wußten uns zu beeilen, und kamen glücklich noch zu rechter Zeit an. Die Tartaren hatten sich eben zurechtgesetzt, um ihre Kanonen wieder zu nehmen, als sie von den Kugeln ihres eigenen Geschützes empfangen wurden.

Der Feind mußte zu gleicher Zeit auch von der anderen Seite in Unordnung gebracht worden sein, denn er hielt nun nicht mehr Stich. Wir gingen zum Verfolgen

über. Das Schlachtfeld war mit Todten dicht bedeckt, weil die Unserigen Anfangs Alles vor sich niedermetzelten, und erst später auf den Befehl des Schatzmeisters die Gefangenen zu schonen achteten. Es war für sie der jüngste Tag. Der Chan soll an Zwanzig Tausend Mann ins Feld geführt haben und wer weiß, ob er deren Zweitausend wieder zurückgebracht hat.

Während ich so glücklich bin, dies zu schreiben, weiß ich mit Sicherheit, daß der Schatzmeister Viertausend Gefangene nach seinen Gütern in der Reußischen Wojewodschaft abgeschickt, und stündlich bringen die Kosacken deren immer mehr ein, denn der Schatzmeister zahlt für jeden Gefangenen, der am Leben ist, fünf Gulden, das heißt aber nur den Kosaken, denn wir liefern sie ihm umsonst.

Unsere Anführer meinen, daß die Schlacht bei Jazłowiec ein Todesstreich für die Tartaren sei und daß sie zehn Jahre zu thun haben werden, ehe sie uns von Neuem die Spitze bieten können.

So viel ich bis jetzt erfahren, haben wir Zwanzig Kanonen erbeutet, zwölf Feldkessel, an Dreihundert Feldwagen, den Reiseschatz des Chan, viele Zelte, Waffen und Vorräthe.

Wir haben die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht, denn es wurden nur die Fahne des Hetmanns und die Kosaken zur Verfolgung befohlen. Der Schatzmeister ließ noch auf dem Schlachtfelde die erbeuteten Gegenstände vertheilen. Johann hat einen amarantenen Teppich und ich eine

kostbare türkische Pfeife mit einem Mundstück von Bernstein erhalten, die ich so frei bin, Euch, geliebter Vater, durch den Ueberbringer zustellen zu lassen.

In den erbeuteten Feldkesseln wurde für die Armee die Abendmahlzeit angerichtet. Johann hat durch seinen Stallmeister ein Fläschchen Rosenöl ankaufen lassen, welches er der Mama überschickt. Vielleicht wird Sophie davon einen Theil erhalten. Johann würde selbst geschrieben haben, er ist aber, was ich länger nicht verschweigen darf, am Oberarm leicht verwundet und trägt den Arm in der Binde. Die Kugel ist herausgezogen; glücklicherweise war es keine erhebliche Verletzung. Er freut sich, daß er bereits die erste Wunde erhalten, und ich beneide ihn gewissermaßen darum, denn man lacht mich aus, daß ich so mit heiler Haut weggekommen, während ich doch mein bestes Reitpferd verloren. Am besten von uns Allen ist es wieder Adolph ergangen. Ganz Krotoschin und namentlich seine Eltern werden sich gewiß darüber sehr freuen. Als nach der Schlacht der Herr Kron-Referendar bei dem Herrn Schatzmeister wegen der Besetzung der erledigten Lieutenantsstelle anfragte, anwortete dieser, daß diese Stelle keinem Anderen gebühre, als dem jungen Herrn von Schmiegel.

Wenn er nicht die feindlichen Kanonen genommen hätte, wer weiß, wie es noch gekommen wäre. Gleichwohl berief der Referendar sämmtliche Gefährten der Fahne und fragte, wen sie wohl zu ihrem Lieutenant haben wollten.

Er that dies aus Rücksicht gegen die ergrauten Krieger, welche unter den Befehlen des siebzigjährigen Dunikow's standen, aber sie waren Alle einstimmig für Adolph von Schmiegel. Darauf ernannte ihn auch der Herr Referendar dazu, worüber das ganze Heer seine große Freude zu erkennen gab. Der Schatzmeister wünschte ihm Glück und sagte ihm im Voraus, daß seiner noch höhere Stellen warten.

Bis Johann vollständig hergestellt sein wird, weilen wir in dem Schloß von Mohilew.

Unsere Fahne hat hier Winterquartier. Uebrigens, wie ich höre, soll der Schatzmeister Niemandem Urlaub ertheilen, wir werden also wahrscheinlich erst zum Frühjahr, wenn es, so Gott will, Frieden wird, nach Hause zurückkehren.

Wir küssen unserer gnädigsten Mama die Füße und grüßen unsere Schwester.

Indem ich diesen Brief schließe, und wegen der Flüchtigkeit und Eile, mit der er geschrieben, um Verzeihung bitte, verbleibe ich

mit der tiefsten Ehrerbietung

Euer

gehorsamster Sohn

Joseph Potocki.

XI.

Der Sänger mit dem verstümmelten Namen.

Wenn wir mit unserer Erzählung uns wieder nach Krotoschin wenden, so ist es nach Verlauf mehrerer Jahre, welche im Lande bedeutende Veränderungen herbeigeführt haben.

Michael Florian Rzewuski lebte nicht mehr. Gerade, als er den Feldherrnstab erhalten sollte, verließ er die Zeitlichkeit. Auch Johann der Heldenkönig hatte seine Tage voll Ruhm und Bitterniß beschlossen. Nach seinem Tode neigte sich während der Wahl des Nachfolgers der größte Theil des Volkes seinem älteren Sohne, dem Prinzen Jacob, zu, und er würde wahrscheinlich den Thron seines Vaters bestiegen haben, wenn nicht die Intriguen seiner Mutter ihm zumeist hinderlich gewesen wären.

Die listige Französin wollte ihren jüngeren Sohn, den Prinzen Constantin, als Nachfolger sehen und spaltete dadurch die Einstimmigkeit der Nation in Parteien. Das Ende der daraus entstandenen Verwickelungen war, daß die meisten Kandidaten in der Voraussicht, daß sie

sich nicht erhalten würden, zurücktraten. Es blieben zuletzt nur Prinz Conti, der Bourbone, und Friedrich August, Kurfürst von Sachsen. Mit dem Ersteren verband sich nunmehr auch die Königin-Wittwe, nachdem sie es eingesehen, daß ihre Bemühungen zu Gunsten des jüngeren Sohnes nichts gefruchtet und dem älteren nur geschadet. Der größte Theil der Magnaten hielt es ebenfalls mit dem französischen Prinzen, obgleich die Sieniawski, Czartoryski, Pax und Andere sich für das Haus Sachsen erklärt hatten. Selbst Potocki, der Wojewode von Posen, das Haupt der Partei des Prinzen Jakob, ging in das Lager Conti's über, indem er dabei auf die Verwandschafts-Unterstützungen Ludwigs XIV. rechnete.

Wenn aber auf diese Weise Prinz Conti die Magnaten für sich hatte, so war dagegen das Haus Sachsen, noch ehe es zur Regierung kam, bei dem ganzen Adel populär. Dies bewog auch den Kron-Referendar, um einem weit aussehenden Bürgerkriege vorzubeugen, den Wahlkönig seiner Partei zu verlassen und sich der adeligen oder der sächsischen Partei anzuschließen. Sein Ansehen im Lande war so groß, daß seinem Beispiel die einflußreichsten Anhänger Conti's folgten. Nur der Wojewode Potocki konnte sich zu diesem Schritte lange Zeit nicht entschließen. Als er endlich allen Widerstand vergeblich sah, wollte er wenigstens unter der Regierung des Königs August nicht den Sitz einnehmen, den ihm sein Vorgänger verliehen, er legte daher die Senatorenwürde nieder.

Der neuerwählte König, mit dem die nachmals sprichwörtlich gewordenen guten alten Zeiten anfingen*), konferirte diese Senatorenstelle dem Stanislaw Leszczynski, einem jungen und angesehenen Magnaten, und zwar vornehmlich um deshalb, weil derselbe aus Großpolen zuerst dem Hause Sachsen beigetreten und weil Leszczynski wohl im Stande war, in den dortigen Landestheilen ein Gegengewicht zu bilden.

Nichtsdestoweniger suchte der König den Exwojewoden Potocki wieder mit sich auszusöhnen, und da er seine königliche Huld ihm selbst nicht angedeihen lassen konnte, so nahm er bei der ersten Vertheilung der vakanten Aemter

---

*) Die guten Zeiten unter den Königen aus sächsischem Hause waren im Volke sprichwörtlich geworden. Dies gereichte dem Nachfolger derselben, Stanislaw August, am wenigsten zur Ehre. Auch war er ein offener Gegner des sächsischen Stammes; selbst damals, als er noch zum Ritterstande gehörte, obwohl er diesem Hause seine höchsten Ehrenstellen zu verdanken hatte. Als Truchseß und Abgeordneter auf dem Reichstage löste er denselben auf und hatte sein Leben nur dem glücklichen Einfall des bei dem Adel sehr beliebten Mokronowski zu danken, welcher ihn unter seinen Schutz nahm und den andringenden Adel damit entwaffnete, daß er einen Vers des Lukan citirte: Quis furor o cives, quae tanta licentia ferri? Stanislaw August mußte das oft hören, als er selbst König geworden und den guten alten Zeiten neue gefolgt waren, welche zuletzt mit dem allgemeinen Umsturz des Bestehenden endigten.

auf seine Söhne Rücksicht und ernannte den älteren zum Kronwachtmeister und den jüngeren zum Staroſten von Belz.

In dem Briefe, welchen der König bei dieſer Gelegenheit an Potocki richtete, befand ſich die huldvolle Bemerkung, daß er ihn an ſeinem Hofe gern ſehen würde, um von ſeinen weiſen Rathſchlägen Nutzen zu ziehen.

Der Exwojewode dankte in ſeiner Antwort dem Könige für die Gnade, die ſeinem Hauſe zu Theil geworden und erklärte, daß er gern nach Warſchau eilen würde, um ſeinem königlichen Herrn zu Füßen zu fallen, daß ihn aber Krankheit an ſein Haus feſſele.

Seitdem blieb er mehrere Jahre in Krotoſchin, ohne ſeine Häuslichkeit zu verlaſſen. Er liebte, wie der größte Theil des damaligen Adels, das Landleben und eine faſt unumſchränkte Gewalt innerhalb ſeiner Beſitzungen. Die Lage eines ſogenannten Magnaten hatte auch überhaupt ſo viel Reiz und Glanz, daß die Wartung hoher Aemter in der Republik von ſeiner Seite ein Opfer erforderte. Er war auf ſeinem Stammſchloſſe ſo gut wie der König von einem Erb- und Waffenadel bedient, nur mit dem Unterſchied, daß ſeine Regierung die Laſten und Schwierigkeiten nicht kannte, welche mit der königlichen verbunden waren.

Wenn der Magnat des Sonntags nach dem Gottesdienſt in dem Schloßſaale ſeine Beamten, Pächter und zinspflichtigen Nachbarn empfing, ſo lag darin etwas Feierliches, wie eine Audienz. Ueberdies erfreute ſich Potocki einer großen Popularität, welche er durch die Depoſition des

Senatorensitzes bei dem Adel erlangte. Der Akt einer solchen Resignation konnte an sich nicht ohne Einfluß bleiben, zumal bei einem Volke, das äußerem Eindrucke so zugänglich und für alles Edele und Vornehme so leicht empfänglich ist. Dies mußte hier um so mehr der Fall sein, nachdem man die Motive des Verzichtes erfahren hatte. Sie schrieben sich nämlich aus der Indignation her, von der Potocki erfüllt wurde, als er die Unbill und die Verhaftung der königlichen Prinzen in Schlesien erfuhr, deren Vater vor Wien gestanden.

Als seine Freunde seine Entrüstung darüber mäßigen wollten, gab er ihnen zur Antwort: »ich will mit der Vorsehung nicht hadern, und will ein getreuer Unterthan des einmal erwählten Königs aus fremdem Geblüt sein, aber weiter reichen meine Kräfte nicht; ich bin außer Stande, ihm zu dienen.«

Das Schloß des Wojewoden galt aber überdies damals als der Sammelpunkt der hohen und vornehmen Welt, denn ein großer Anziehungspunkt für den Adel, und namentlich für den jüngeren, war das jungfräuliche Juwel an dem Hofe von Krotoschin. Es gab kein vornehmes Haus, das eine Verbindung mit einem der ersten Geschlechter des Landes nicht gern gesehen hätte, und es gab keinen so vornehmen und untadelhaften Cavalier, der nicht beim Anblick Sophien's den Wunsch gehegt hätte, ihr zu gefallen.

Der Wojewode widmete allen Huldigungen, welche

seiner einzigen Tochter dargebracht wurden, eine ungetheilte Aufmerksamkeit, indem er von Anfang an Niemand über seinen Standpunkt im Zweifel ließ. Seiner Meinung nach hatte zwar der Vater das Recht, seinen Kindern eine standeswidrige Verbindung zu verbieten, aber er durfte sich seiner Gewalt nicht bis zu dem Grade bedienen, daß er sie bewegen könnte, eine Verbindung gegen ihren Willen und gegen ihre Neigung einzugehen.

Und Sophie blieb gegen Alle gleich artig, aber auch gleich zurückhaltend. Zwar zeichnete sie durch Offenheit und Zutraulichkeit den jungen Opalinski, Sohn des Wojewoden von Kalisch, aus, einen Cavalier von überaus hohen Anlagen und feinen Sitten, der sie auf das innigste liebte, ohne sich indessen dadurch zu irgend einer Hoffnung für berechtigt zu halten. Er war nämlich Sophien's Vaterschwestersohn und ein Liebling ihrer Mutter. Die Achtung damaliger Zeit vor den Banden des Blutes bildete aber eine schützende Gewähr gegen Keime der Leidenschaft. Auch war man damals allgemein von der Wahrheit überzeugt, daß eine Ehe zwischen nahen Verwandten nicht nur der Strenge des christlichen Sittengesetzes Eintrag thue, sondern auch das glückliche Zusammenleben der Verbundenen gefährde.

Dies war der Grund, warum die Annäherung Opalinki's allen übrigen Cavalieren keinen Eintrag that.

Eines Sonntags, als nach der eingeführten Ordnung die Beamten von Krotoschin sich in dem Schlosse einfanden,

um nach erledigter Session und Berathung der wöchentlichen Wirthschaftsgegenstände mit den übrigen Gästen am Mahle und an der Unterhaltung nach demselben Theil zu nehmen, berichtete ihnen der Exwojewode als freudiges Ereigniß, daß ihm in den nächsten Tagen der Besuch seines Sohnes bevorstände.

— »Denkt Euch«, fuhr er fort, »mein Sohn muß, während er den Brief schrieb, sehr zerstreut gewesen sein, denn er schreibt mir, daß ihn der Starost von Stolno begleite, und zwar ohne seinen Zunamen zu erwähnen, wahrscheinlich in der Meinung, als ob es ein Bekannter von mir wäre. Weiß vielleicht einer der Herren, wem die Starostei von Stolno zugefallen ist? ich wenigstens kenne keinen Staroften dieses Namens, ich entsinne mich nur, daß der verstorbene Kronvorschneider Starost von Stolno gewesen.«

— »Unsere Majestät hat in diesem Jahre«, entgegnete der Tribun von Posen, »so viel Starosteien vertheilt, daß es schwer ist, nomine et cognomine sich diejenigen zu merken, welche damit beliehen worden sind. Ueber die Starosteien und Aemter unserer Provinz könnte man allenfalls noch Auskunft geben, aber Stolno in Reußen ist doch für uns Großpolen sehr abgelegen und unbekannt. Jedenfalls wird es ein sehr ehrenwerther Mann sein, wenn ihn der Sohn unseres Herrn mit seinem Vertrauen beehrt.«

— »Der kommt vielleicht nicht ohne Absichten, er

weiß vielleicht, daß hier die Hand einer Dame zu vergeben ist«, bemerkte Herr Wołczeck, der Spaßmacher am Hofe von Krotoschin, der als solcher das Recht hatte, alles Mögliche zu sagen, was sich ein Anderer nicht erlaubt haben würde. Als er indessen sah, daß seine Bemerkung keinen Anklang fand, so lenkte er das Gespräch auf einen anderen Gegenstand, indem er sagte: »Jedenfalls werden wir von den Herren endlich nähere Einzelnheiten über den Friedensabschluß erfahren. So viel ich weiß, geht Herr Rzewuski nach Stambul, um den Tractat zu ratifiziren. Wir überlassen den Türken Choczim und bleiben im Besitz von Kamieniec. Der Dniester bildet vor wie nach die Grenze zwischen beiden Reichen.«

— »Dann werden wir doch uns endlich eines längeren Friedens erfreuen können«, sagte der Tribun.

— »Leider nicht auf längere Zeit«, fiel der Wojewode ein. »Wie das Gerücht meldet, hat unser König mit dem Czaren und dem Könige von Dänemark ein Bündniß geschlossen. Das zielt sicherlich gegen den jungen König von Schweden.«

— »Was geht uns der an«, fragte Wołczeck. »Er hat es ja doch nur mit Sachsen zu thun.«

— »Wer weiß, um was es sich handelt,« meinte wieder der Tribun.

— »Vielleicht wird uns,« sagte der Wojewode zu Opalinski gewendet, »Herr Stanislaw darüber einige Auskunft geben; er war im vergangenen Jahre in Stockholm

bei der Krönung König Karls und wir erfahren auf diese Weise aus sicherer Quelle, was das für eine Majestät ist.«

— »Ach das ist ein sehr merkwürdiger Herr, lieber Onkel, und sein Kopf mit keinem geringeren Plan erfüllt, als die ganze Welt zu bekriegen. Er kennt kein anderes Buch, als den großen Alexander von Kurtius, den weiß er auswendig.«

— »Und doch weiß Karl nicht, wen er sich zum Vorbild genommen,« flüsterte Wolczek seinem Nachbarn zu.

— »Nun, laß hören.«

— »Alexander ist der erste Held unseres Volkes, der in der Weltgeschichte aufgetreten. Die Macedonier sind die ersten Slaven, und wenn nichts weiter, so beweist es die Sprache!«

— »Er kennt,« fuhr Opalinski fort, »kein anderes Vergnügen, als seine Soldaten zu exerciren, indem er sich ihnen selbst als das Muster militairischer Disziplin und Gewohnheiten darstellt. So trägt er einen Anzug ganz wie der gemeine Soldat. Das Tuch, die Leinwand seiner Hemden, Handschuh, Stiefel, alles ist von dem gröbsten Zeuge. Die ganze Woche wechselt er die Kleidung nicht, ja, was noch mehr, er schläft darin — meist auf einem Lehnstuhl oder auf dem ersten besten Brette. Dabei ist er eine Stunde nach Mitternacht wieder auf den Beinen. Alle Sonntage, ehe er in die Kirche geht, legt er die getragenen Kleidungsstücke ab, nimmt ein Bad in eiskaltem Wasser und darauf kleidet er sich von Neuem wieder für acht Tage.

— »Das macht Summa summarum,« flocht Wolczek ein, »aufs Jahr zweiundfunfzig Montirungen, eben so viel Hemden und Stiefeln. So viel braucht kaum der größte Elegant.«

— »Mit dem Unterschiede, daß das Hemd des schwedischen Königs von grobem Segelwerk, das Tuch seines Rockes das eines gemeinen Soldaten ist. Dabei nimmt er keine Nahrung zu sich, die einigermaßen menschlich zubereitet wäre. Zu Mittag ein Stück gesalzenes Rindfleisch mit sauerem Brode und einem Glase Wasser, Abends Brod und eine Schüssel saure Milch. Ein Bett existirt in seinem Haushalt gar nicht. Wenn er sich auf Reisen begiebt, um die Festungen und Militairabtheilungen zu inspiziren, genügt ihm eine Pferdehaut zum Lager und als Kopfkissen dient ihm ein Sattel. Dabei erfreut er sich einer Gesundheit, die Alle in Staunen setzt.«

— »Desto schlimmer wird es sein,« sagte der Wojewode, »mit einem solchen Monarchen anzufangen. Das kann uns wieder in große Bedrängniß bringen. Der Schwede in unserem Lande gleicht der Maus in der Schachtel, sie machen Beide Alles zu Schanden. Wir denken noch mit Grausen der Zeiten unter Johann Casimir. Wie viel Städte und Dörfer sind damals nicht in Flammen aufgegangen. Dieser Feind ist weit schlimmer als der Türke. Mit dem sollte man doch wahrhaftig lieber Frieden halten.«

— »Es ist nur leider schwer, lieber Onkel, mit einem solchen Nachbarn Frieden zu halten. Seine ganze Regie-

rung ist nur eine Drohung. Er prahlt ja förmlich damit, daß er sich Alexander den Großen zum Vorbilde genommen hat. Wenn man ihm nicht zuvorkommt, dann greift er selbst zuletzt an. Er hätte es gewiß schon längst gethan, wenn ihn nicht seine Rathgeber Pieper und Oxenstiern zurückhielten. Wie lange wird er indessen ihren Rathschlägen nachgeben, er brennt ja vor Kriegsbegier und hat die sämmtliche Jugend Schwedens entzündet. Die Kriege, die Gustav Adolph geführt, haben den schwedischen Adel gar sehr bereichert. Es giebt kein Schloß in Schweden, das nicht mit Beute aus Deutschland angefüllt wäre. Denn das Land selbst ist arm und die Einnahmen seiner Barone sind sehr beschränkt, aber der junge König verspricht ihnen in unseren und in Rußlands reichen Gefilden und in den herrlichen deutschen Landstrichen schwedische Lehnsherrschaften. Damit verlockt er sie.«

Hier wurde die Unterhaltung über öffentliche Angelegenheiten durch den Eintritt des Hofmarschalls unterbrochen. Derselbe zeigte die Ankunft eines Edelmanns an, der um die Erlaubniß bitte, sich dem Wojewoden vorstellen zu dürfen.

— »Sehr angenehm,« sagte der Wojewode, »mein Haus steht jedem Edelmann offen.«

Der Marschall entfernte sich und kehrte bald wieder zurück, indem er einen bejahrten Edelmann einführte. Derselbe verbeugte sich tief vor dem Hausherrn und grüßte darauf die Versammlung ebenfalls durch eine Verbeugung.

Kaum hatte ihn der Wojewode erblickt, so sagte er heiter: »Wie glücklich bin ich, daß Ihr meiner gedenkt,« und zur Gesellschaft gewendet: »Herr von Kuxheim, poeta laureatus, Freund des seligen Kronschatzmeisters. Unsere Bekanntschaft ist nicht von gestern. Wir standen ja mit einander vor Wien. Damals war ich so glücklich, von Euch in einem Gesange erwähnt zu werden, den Ihr dem glorreichen Andenken unseres Königs gewidmet.«

— »Ja, gestrenger Herr, damals bei Wien lehrte mich Apollo, Eure Thaten zu besingen, später hat er mir aufgetragen, die Namen Eurer Söhne in das Heiligthum des Andenkens einzutragen. Kaum schwieg der Kanonendonner der letzten Schlacht und schon ertönte mein Lied:

»Es brauf'ten die Saiten siegverkündend inmitten
triumphirender Schaaren.«

— »Und was machen wir jetzt, lieber Kuxheim?«

— »Als der Herr Schatzmeister, mein gütiger Maecen, sein ruhmvolles Tagewerk beschlossen, da sprach ich: lugete Musae, clipeus Regni interiit. Ich war im Begriff, meine Leier zu zerschlagen, ich sagte mir, daß ich nie mehr singen wollte. — Wem sollte ich auch singen? — Aber, gestrenger Herr, non est dolor, quod tempus non minuat, nec molliat. Es giebt doch wohl welche, die meine Stimme gern hören, dies überlegte ich und spannte von Neuem die zerrissenen Saiten. Quo semel imbuta recens testa servabit odorem.«

— »Sagt mir, lieber Kuxheim, hat der Schatzmeister nicht an Euch gedacht, oder hat sein Sohn, der jetzige Hetmann, sich Eurer nicht angenommen?«

— »Gestrenger Herr, wie ich zu Lebzeiten des Herrn Schatzmeisters keine Noth hatte, eben so hat er mich für meine Dienste in seinem Hause nach seinem Tode reichlich belohnt. Er hat mir eine Besitzung nicht weit bei Unterthal vermacht. Die Leute sagen, das Gut sei eine Goldgrube. Aber jeder alumnus Musarum, curam rei domesticae fugit. Wer den Honigseim der Muse gekostet, dem behagt die Ackerarbeit nicht. Ich sagte also dem Herrn Hetmann, damals noch Kron-Referendar: Behaltet Euch die Besitzung, aber wollt Ihr durchaus Eures singenden Freundes gedenken, so gebt mir ein Jahrgeld, wie es Euch beliebt, damit ich procul negotiis im Lande weilen und singen kann, wo mir's gefällt. Der junge Herr ging darauf ein. Revertit ad Dominum quod ante fuit suum. Ich beziehe jährlich Dreihundert Gulden, vollkommen genug für mich und meinen Lauteträger. Wenn ich mich zur Wirthschaft bequemt hätte, ach, wie würde ich da die Gesellschaft vermissen und ihren ambrosischen Duft.«

— »Meinen Dank, daß Ihr Euch meiner erinnert. Fürs erste erholt Euch von der Mühsal der Reise, mein Marschall wird Sorge tragen, daß es Euch und Eurem Diener hier an Nichts fehlt. Wenn Ihr besondere Wünsche für die Einrichtung Eures Quartiers hegt, sie sollen Euch

erfüllt werden, und so oft es Euch beliebt, habt Ihr zu unseren Zimmern freien Zutritt, und wenn Ihr uns etwas von Euren Versen vortragen wollt, es soll uns alle Zeit angenehm sein.«

— »Gestrenger Herr, ich werde stets zu Diensten stehen, und da ich der Ruhe nicht so bedürftig bin, wie Ihr die Freundlichkeit habt, zu glauben, so bitte ich, gestattet mir's, meinen Banduristen einzuführen, er ist ein Meister der Saiten und begleitet meine Verse auch mit seinem Gesange, indem er in seiner Person den Chorus vertritt.«

Die Anwesenden gaben ihm einstimmig zu erkennen, daß sie damit einverstanden und begierig seien, seinen Vortrag zu hören; man rief daher den Banduristen, und nachdem dieser eingetreten war, drängten sich Herren und Damen in einen Halbkreis um Kuxheim. Dieser machte eine tiefe Verbeugung und begann seinen Vortrag, und zwar so ungezwungen, daß er erst nach einer Weile, als er der Theilnahme der Zuhörer sicher schien, in Versen und Reimen weiter fortfuhr, je nachdem es seine Begeisterung und der Gegenstand des Vortrags mit sich brachten. Hiernach richtete sich auch die Begleitung des Banduristen, und wenn Kuxheim eine Schlußstrophe mit besonderem Nachdruck in Rythmus, Reim und Stimme betonte, so versäumte der Chorus nicht, kräftiger in die Saiten zu greifen und die Verse unter stärkeren Klängen auf dem Theorban zu wiederholen. Diese Modulation trug nicht wenig

dazu bei, das Interesse der Versammlung zu erhöhen, obwohl schon der Gegenstand an sich die regste Aufmerksamkeit der Versammlung in Anspruch nahm.

Es war ein begeisterndes Lobgedicht auf die Prosapie des Hauses der Potocki, und feierte die Großthaten dieses ruhmwürdigen Geschlechtes, indem es selbst ihre Schattenseiten in versöhnender Melodie erwähnte.

Er hob mit der Beschreibung des Stammsitzes Potock an, der seinen Namen gerechtfertigt, da er ein Strom- und Gießbach von Ruhm und Ehre für das Vaterland geworden. Er besang den alten Revera, die Aufopferung von Vater und Sohn, mit der die Befreiung von Wien eingeleitet worden ist*), er erwähnte des Weherfüllten, der unter dem Beinamen des Glücklichen**) bekannt ist, und Stephans Potocki, den die Welt zu den Unglücklichen zählte, weil er in der Blüthe der Jahre bei dem Beginn der Schlacht an dem gelben Wasser gefallen, beweint von einem greisen Vater, seiner jugendlichen Braut und von dem Andenken des ganzen Volkes. Er erwähnte des Staroften von Krasnostaw und seines unbändigen Sinnes nicht minder wie aller anderen Stützen der Königlichen Gewalt im Felde und im Rath. Er ging dann auf den Hausherrn, den Wojewoden und seine Söhne über und

---

*) Andreas Potocki, Kastellan von Krakau, und sein Sohn Stanislaw, Starost von Halicz.

**) Szczęsny.

entrollte vor den Zuhörern in mächtigen Bildern die letzten Feldzüge derselben. Er verflocht, wo er irgend konnte, denkwürdige Vorfälle, an denen Einer oder der Andere aus der Versammlung Theil genommen, indem er dabei, je nach den Umständen und der Schicklichkeit, den Namen des Betreffenden nannte, oder ihn nur andeutete. Mit sichtlichem Vergnügen erging er sich bei den Stellen, wo er der Theilnahme Adolphs von Schmiegel gedachte, und nachdem er sich überzeugt, daß die Erzählung von dessen Unerschrockenheit und Kriegskunde in dem Zuhörerkreise mit Wohlgefallen aufgenommen wurde, fuhr er fort:

Wohl könnt' ich nunmehr meine Verse enden,
Da ich von vielem Herrlichen erzählt,
Doch einen Sang wird noch die Muse spenden,
Den sie zum Liebling selber sich erwählt.

Es bleibt das schönste Denkmal unsrer Zeit,
Wie Zartsinn ausharrt neben Tapferkeit.

* * *

Im Lande Bogdan, reich an schönen Fluren,
Getränkt von Quellen, die dem Donaufluß
Zuströmen, ragt auf hohem Bergesrücken
Des alten Budaskul Bojarenschloß.

Hier fand der Sohn der kriegerischen Krim,
Nach seines Vaters grauser Niederlage,
Auf hart bedrängter Flucht vor Feindeshand
In gastlich treuer Stätte Schutz und Obdach.

Doch kaum hat er des Schlosses Diadem,
Die reizende Roxane, erst erblickt,
So folgt auch sein Entschluß, sie zu besitzen,
Sei's mit Gewalt, wenn Werbungen nicht nützen.

* * *

Inmitten finst'rer ränkevoller Nacht,
Nur eines treuen Dieners Auge wacht.
Heimlich verläßt er des Bojaren Haus
Und kundet fremde sichre Hülfe aus.

Doch auch des Treubruchs Sohn, der listige Tartar,
Erfährt des Siegers allzudroh'nde Näh',
Bezwingt mit Waffen jeden Widerstand,
Und schreitet rasch zur ungeahnten That.

Geplündert sind die gastlich stillen Räume,
Der greise Vater seufzt im Burgverließ,
Ohnmächtig tragen schon des Harems Beute
Des Räubers Händ', umringt von Schwert und Spieß.

Horch! Das verkündet aller Gnade Born.
In ein'ger Ferne tönt ein Ritterhorn!
Nicht ernten soll Verrath
Des Frevels blut'ge Saat.
Der Unschuld Retter naht! —

* * *

Erlöst wird Budaskul aus seinen Banden,
An seiner Statt liegt der Tartar gefesselt,
Roxane zieht in ihrer Ahnen Hallen
Mit des Befreiers Siegsgeleite ein.

Nach Festestagen zu des Fremden Ehre,
Als dieser sich zum Aufbruch wieder rüstet,
Sagt, tief von Weh und Trennungsschmerz ergriffen,
Der alte Budaskul:

Wohl magst Du eilen, Deinen Siegespfad
Von Neuem zu verfolgen, Zier des Landes,
Das Deine Eltern trägt,
Und Freude Aller, die Dich kennen.

Doch wisse, eh' Du gehst, daß meine Dankbarkeit
In keiner Grenze Bann sich zwingen läßt.
Betrachte dieses Schloß und Alles drin
Und Alles Land ringsum,
Betracht' es als Dein Eigenthum.
Und sollte Dirs gefallen, so verschmähe nicht
Das Herz, das ohne Dein Entgegnen einsam bricht.
O daß die Gottheit mir die Gunst vergönnte,
Daß ich vereint Euch segnen könnte.

* * *

Da sprach der Ritter: Edler Budaskul,
Ich muß von hinnen, doch von Allem dem,
Was ich bei Dir des Herrlichen geseh'n,
Von all dem Guten, Schönen bleibt Nichts mein,
Als Deines Dankes eingedenk zu sein. —

Selbst ohne Hoffnung habe ich's gewagt;
Mein ganzes Dasein ist bereits versagt!
Gleichwohl ward mir
Kein and'res Streben mitten in Gefahren,
Als meine Treu' Ihr einzig zu bewahren,
Gleichwohl ward mir kein and'res Ziel auf Erden,
Als Ihrer immer würdiger zu werden!

So ging er fort. Ich hör' Euch fragen:
Wer war's? Wie ist sein Name?
Und dennoch kennet Ihr ihn Alle
Und seines Elternpaares würd'gen Kreis,
Und wem zumeist gebührt der höchste Preis!

Nachdem Kuxheim beendigt, erscholl von allen Seiten einstimmig ein rauschender Beifall. Sophie und die Frau Wojewodin hatten ihre Thränen unterdrückt, aber die Mutter und Großmutter Adolphs weinten laut, namentlich war die letztere so von Freude angegriffen, daß sie sich in das Frauengemach der Wojewodin entfernen mußte, um wieder zu sich zu kommen. Nur Zacharias stand da, als ob es sich gar nicht von etwas, das ihn anging, handelte. Der Wojewode, der in den Liedern Kuxheims nichts weiter sah, als Poesie, sagte:

— »Nun Herr von Schmiegel, warum bedankt Ihr Euch nicht bei unserem Dichter, daß er den Namen Eures Sohnes im Liede verherrlicht?«

Da verbeugte sich Zacharias und sagte zu Kuxheim:

— »Ich bitte Euch sehr um Vergebung, daß ich Euch für das freundliche Andenken meines Sohnes nicht gedankt habe, aber ich verstehe mich nicht auf Poesie und weiß nur soviel, daß die Dichter, wenn sie Jemandem gewogen sind, auch darnach ihre Lobeserhebungen einrichten.«

— »Mein lieber Kuxheim, sagte darauf der Wojewode, auch ich bitte Euch um Vergebung, daß mein Freund Schmiegel es nicht recht zu würdigen versteht, wie viel Glanz Ihr seinem Namen verliehen. Es ist indessen nicht seine Schuld, mein seliger Vater nahm ihn in die Reihen seiner Kampfgenossen, noch ehe Herr von Schmiegel seinen Schulunterricht beendigt, daher spricht er auch nicht lateinisch und noch viel weniger die Sprache der Götter. Daß er aber seiner Zeit dem allgemeinen Feinde, wie es sich gehört, begegnet ist, davon war ich selbst Zeuge, deshalb nimmt es mich auch kein Wunder, daß der Sohn dem Vater gleicht, nur war Letzterer nicht so glücklich, seine Thaten durch einen Poeten verherrlicht zu sehen. Ich sage Euch dafür meinen Dank im Namen der Anwesenden und Derer, die Euer Gesang so berührt, daß sie sich erst von der Empfindung ihrer Freude erholen müssen. Aber wie wäre es, lieber Kuxheim, wenn ich mich bei Euch um die Stelle des Schatzmeisters bewerbe. Ist nicht auch für Euch die Zeit

gekommen, wo es zuträglicher wird, sich ein wenig Ruhe zu gönnen. Bleibt bei mir, es soll Euch hier in Krotoschin an nichts fehlen.«

— »Ich falle Euch zu Füßen, gestrenger Herr«, entgegnete Kuxheim, »aber ich muß, so schwer es mir ankömmt, capescere fugam und das mir gebotene Glück ausschlagen. Ich bin von Jugend auf zum Umherirren bestimmt, und deshalb hat es mir auch bei meinem seligen Herrn so gefallen. Mit ihm war ich stets, wie der Vogel in freier Luft. Ich darf mich nicht an einen Ort fesseln, da fehlt mir die Begeisterung, musa me decipit. Ich habe zwar einen großen Theil unseres Landes nun bereist und den Ruhm unserer Krieger überall verbreitet, aber denkt Euch, ich war noch nicht in Litthauen, der Wiege unserer Kraft, dort muß ich noch hin, und ich habe Eile, denn mors adventat.«

— »Wenn dieser Euer Entschluß einmal feststeht, dann schenkt mir Eure Gegenwart wenigstens so lange als möglich.«

— »Wenn Ihr es erlaubt, gestrenger Herr, werde ich wohl einige Wochen hier zur Last fallen, bevor ich auf den Ruinen des Heidenthums den Bewohnern ein christliches Lied singe.«

Währenddem war die Frau Wojewodin aus einem Nebengemach wieder eingetreten, sie näherte sich Kuxheim und sagte ihm freundlich:

— »Nehmt von mir als einen Beweis meiner Dank-

barkeit für die Gesänge, mit denen Ihr uns unterhalten und belehrt habt, und als Andenken des heutigen Tages diesen Beutel von meiner eigenen Arbeit. Jeder giebt, was er kann. Ihr als Poet habt uns mit den Werken Eures Geistes beehrt, erlaubt, daß ich Euch dagegen nur die Arbeit meiner Hände überreiche.«

Darauf behändigte sie ihm einen Beutel mit Gold gefüllt. Kaum hatte sie den Anfang gemacht, als die Gäste diesem Beispiel folgten. Jeder verehrte dem Sänger irgend ein Andenken. Es war dies eine Sitte, so lange als die Barden mit ihren Liedern von einem Hause zum anderen wanderten.

Kuxheim trug noch Manches zur Erheiterung der Gesellschaft bei, welche bis zum späten Abend versammelt blieb.

XII.

Der Pedant.

Den folgenden Tag in aller Frühe saß in der Wohnung des Herrn Zacharias die ganze Familie am gemeinschaftlichen Frühstück. Kaffee und Thee kannte man damals noch nicht, Warmbier und Milch war das gewöhnliche Morgengetränk in den adeligen Häusern.

Kaum hatte man sich niedergelassen, als die Großmutter sagte:

— »Nun, lieber Zacharias, heute wirst Du doch freundlicher sein, wie gewöhnlich, und unsere Empfindungen theilen.«

— »Und warum das?«

— »Hältst Du Dich denn für unwürdig des Segens, mit dem Dich Gott beschenkt, daß Du ihn so gleichgültig hinnimmst. Macht das Deinem Vaterherzen keine Freude, wenn Du Alles das hörst, was Kurheim von Deinem Sohne vorgetragen?«

— »Ach, liebe Mutter, davon ließe sich viel reden. Ich lege auf die Verse der Dichter kein Gewicht. Sie

wissen es, daß die Leute es gern hören, wenn man sie lobt. Es kommt ihnen also nicht darauf an, freigebig zu spenden, was ihnen nichts kostet und wofür sie noch überdies reich belohnt werden. Sie sind privilegirte Lügner, die sowohl in der Kron-Constitution als in dem Litthauer-Statut mit Strafe verschont geblieben. Aber Gott sei Dank, wir haben noch so viel Verstand, um einzusehen, was an der Sache wahr ist. Ich wenigstens gebe einem Versmacher die paar Tymphen wahrhaftig nicht deshalb, um mir die Unsterblichkeit zu sichern. Wenn ich es in einer anderen Absicht thäte, als der des Mitleids, so wäre es, damit er von mir weder gut noch schlecht sänge. Aber die Verse, die gestern Kuxheim von unserem Adolph vorgetragen, wahrhaftig, die haben mich eher geärgert als gefreut.«

— »Wie ist das möglich?

— »Habt Ihr denn vergessen, was Kuxheim über die Herzensangelegenheit Adolph's gesagt hat? Ich sah jeden Augenblick einem Sturm entgegen und dachte mir, daß unser Herr dem Dichter und seinem Banduristen die Thür wird weisen lassen, und das wäre auch ganz recht gewesen, denn was hat er sich in Sachen zu mischen, die ihn nichts angehen. Ich war ganz erstaunt, wie unser Herr aus Artigkeit that, als ob er nichts merkte und unsere Frau Wojewodin ihm gar noch ein Geschenk überreichte.«

— »Da siehst Du doch, daß Du Dich geirrt, und daß der Herr Wojewode und seine Gemahlin von den An-

sprüchen, die Adolph machen kann, ganz anders denken wie Du, und daß sie einsehen, wie man nicht wider die Fügungen Gottes handeln kann.

— »Liebe Mutter, ich bin gewiß recht erfreut über die Fortschritte, die Adolph gemacht hat. Wenn er so schnell zu der Führung einer Fahne gelangt ist, so muß es wahrhaftig sein Verdienst sein, denn wie wäre es sonst möglich, daß man diese Stelle einem armen Edelmann gegeben hätte. Er mag dafür Gott danken und wir wollen's mit ihm thun; aber das giebt ihm doch kein Recht, an Dinge zu denken, die gar nicht ausführbar sind, ich habe das immer für Einbildungen seiner jungen Jahre gehalten und meinte, er würde das längst vergessen haben, und da muß mir dieser Kurheim es wieder in Erinnerung bringen. Und doch ist es gut, daß ich es mitangehört; es ist nichts so schlimm, woraus wir nicht auch Vortheile zögen. Ich muß nunmehr, wie ich daraus sehe, ernstlich daran denken, weiteren Folgen vorzubeugen. Unsere Hedwig wird sich, so Gott will, zu den heiligen drei Königen verheirathen. Da will ich also zu Gunsten meiner Kinder auf unsere Besitzung in der Ukraine resigniren. Nach allem, was ich höre, soll es eine Goldgrube sein; mir hat es bisher noch nicht so viel gebracht, daß ich diese Meinung bestätigen könnte. Vielleicht hat mein Verwalter desto mehr davon. Wenn aber etwas dran ist, so wird es Adolph schon zu benutzen wissen. Seine Tüchtigkeit im Kriege ist eine Bürgschaft, daß er auch verstehen wird, die Verwaltung seines Besitzthums einzurichten.

— »Lieber Zacharias, habe doch um Adolph keine Bange, Du kannst die ganze Besitzung immerhin der Hedwig abtreten. Adolph wird sich durch seinen Säbel ein Vermögen erwerben. Hast Du wohl bemerkt, wie Kurheim nicht vergessen hat, in seinem Gesang mit einzuflechten, daß Adolph Beute macht und sich bereichert, aber nicht durch Eigenthum seiner christlichen Mitbrüder, sondern durch das, was er den Heiden, den Feinden unseres Heilandes, abgenommen? Gott erhalte dafür den lieben Kurheim, er hat mein Herz bis zu Thränen gerührt. Es war mir doch, als ob ich aus seinem Gesange heraushörte, die Mitgift seiner Verlobten mag so groß sein, wie sie will, er wird ihr schon das Gleichgewicht halten und was an baarem Besitz fehlt, das ersetzt der Ruhm, den er sich errungen und den er sich noch erringen wird.«

— »Liebe Mutter, Ihr kommt immer wieder auf den Punkt zurück, der mir, wie Ihr wißt, so unangenehm bleibt. Bei alledem habe ich doch auch einen Trost in dem Gesange Kurheim's gefunden, und wenn ihn auch Viele nicht verstanden haben, der Herr Wojewode hat es gewiß ebenso angesehen und deshalb den Unsinn des Sängers ruhig angehört.«

— »Was meinst Du damit?«

— »Ich meine, daß Kurheim es ganz klar selbst ausgesprochen, wie sein ganzer Vortrag reine Lügen und Erfindungen waren.«

— »Erfindung und Lügen in dem, was er über Adolph gesagt hat?«

— »Glaubt Ihr denn die Geschichte, die er von dem alten Budaskul und seiner Tochter vorgetragen hat? Ich habe es wohl bemerkt, wie der Wojewode sich bei der Gelegenheit die Hand rieb und schmunzelte. Er mag dabei gedacht haben: der Bänkelsänger versteht doch sein Handwerk, er übertreibt die Sache so, daß die Dummen es glauben und die Klugen seine Kunst bewundern. Denn in der That, nur ein Mensch, der einen solchen Antrag zurückweist, kann sich auch mit solchen Einbildungen tragen, wie sie Kurheim unserem Adolph beilegt. Zu seiner Ehre will ich es annehmen, daß es nicht der Fall ist.«

— »Ist denn das Dummheit, wenn Jemand den Gefühlen folgt, die Gott ihm eingiebt?«

— »Dazu haben wir den Verstand, damit wir unsere Gefühle bewachen. Lacht nur immerhin, liebe Mutter, ich möchte, wenn ich mir die Sache recht überlege, heute so vor Aerger weinen, wie Ihr es gestern vor Freude gethan habt.«

— »Das wäre mir sehr schmerzlich, wenn ich nicht wüßte, daß Dein Aerger ganz grundlos ist.«

— »Wenn das Alles wahr wäre, dann müßte ich mich ja vor der Ankunft meines Sohnes fürchten oder gar daran denken, Krotoschin zu verlassen, um hier mit ihm nicht zusammenzukommen.«

— »Das wird zeitig genug eintreten. Wir können uns auf seine Ankunft immer vorbereiten.«

— »Habt Ihr das auch etwa von Kurheim?«

— »Das nicht, aber der Krieg ist zu Ende, der Sohn des Herrn Wojewoden kommt zum Besuch, da wird auch Adolph nicht mehr fern sein. — Uebrigens sagt es mir ein Vorgefühl, das mich in solchen Dingen niemals täuscht.«

— »Ich wünschte, es bliebe bei der Vorbedeutung«, sagte Zacharias, und entfernte sich, ohne das Frühstück beendigt zu haben. Er bestieg seinen Wagen, indem er seiner Frau sagte, daß er Mittags nicht zu Tische kommen und beim Unterstaroſten bleiben werde. Er besichtigte die Wirthschaft um so eifriger, je mehr er dadurch seinen Kummer vergaß. Als die Mutter und die Frau des Zacharias allein waren, unterhielten sie sich natürlich ebenfalls nur über Adolph, aber in einem anderen Sinne. Sie standen der Frau Wojewodin und ihrer Tochter näher und waren mit der Zuneigung, welche sie beide dem Adolph schenkten, vertrauter. Zudem war die Frau Wojewodin aus einem überaus populären adligen Hause, in dem die Anschauung der adligen Gleichheit noch durch nichts erschüttert worden. Danach hatte ein Edelmann, der sich um das Vaterland verdient gemacht, das unbedingte Recht, sich um die Hand einer Dame aus historischem Geblüt zu bewerben und der Senatorenstand galt eben nur als die Bekräftigung solcher Verdienste, als die höchste Anerkennung adliger Rechte. Allerdings theilte der Wojewode seinen Grundsätzen nach dieselben Ansichten, aber sein Ehrgeiz hatte ihn dahin gebracht, daß er bei Ausübung seiner Grundsätze sich eine

Ausnahme davon gestattete. Deshalb machten sich auch die beiden Frauen, indem sie die Zukunft ihres Lieblings besprachen, um so weniger ein Hehl aus den Schwierigkeiten, die demselben bevorständen, aber sie hegten beide die Zuversicht, daß dieselben zu überwinden sein würden.

Diese Unterhaltung gewährte den Frauen während der Verrichtung ihrer häuslichen Geschäfte eine Erquickung. Sie waren eben dabei, das Mittagbrod anrichten zu lassen, als sich Kuxheim bei ihnen einfand, um ihnen seinen Besuch abzustatten. Sie baten ihn, ihr Mahl zu theilen, und als er es angenommen, setzten sie sich zu Dreien an den Tisch, innerlich recht froh, daß sie den Lieblingsgegenstand ihrer Unterhaltung endlich mit dem Manne besprechen konnten, der es in der Beredtsamkeit an den Tag gelegt, daß er ihre Herzensangelegenheit verstanden, und zu der seinigen gemacht. Die Frauen konnten es daher fast gar nicht erwarten, das Gespräch auf Adolph zu lenken.

Als dies geschehen, mußte Kuxheim Alles erzählen, was ihm über Adolph bekannt war. Er rechtfertigte auch in hohem Grade, was er von sich selbst sagte:

— »Ich werde ein zweiter Homer, wenn es mir gelingt, all die Thaten unseres jungen Helden in Verse zu bringen. Seit dreißig Jahren habe ich an der Seite des Kron-Schatzmeisters alle Feldzüge mitgemacht, aber noch niemals aus seinem Munde einen Krieger so loben hören, wie Euren Sohn. Ich erinnere mich, einstmals in seiner Nähe gestanden zu haben, als man ihm mitten im Kampf-

gewühl meldete, daß Gefahr vorhanden, ich sah ihn bei der Nachricht lächeln und darauf sagte er: dort steht ja unser Schmiegel, da ist mir gar nicht bange! Und wie es bei Jasłowiec zugegangen, und wie er Adolph daselbst ausgezeichnet, will ich nicht wiederholen, denn Ihr wißt es zur Genüge.«

»Das war die letzte Affaire, in der mein freundlicher Mäzen kommandirte, seine Schwäche nahm dermaßen zu, daß er sich während der Schlacht mit Mühe auf dem Pferde erhielt; er legte daher die Führung in die Hände seines Sohnes, jetzigen Kron-Feldhetmanns, der in Stambul die Friedenstraktate leitet. Er fuhr darauf mit mir nach seinem Gute Rowdul, aber es wurde immer schlimmer mit ihm und er erkannte bald, daß seine letzte Stunde nahe; er schritt daher zu seinem Testament, worin er keinen seiner Diener übergangen hat — auch an den hochseligen König hat er einen Brief gerichtet, darin hat er alle diejenigen namhaft gemacht, welche sich um das Wohl des Landes ausgezeichnet, und die er zur Beförderung und Berücksichtigung anempfahl. Der Name Adolph von Schmiegel stand darin obenan, ich weiß es genau, ich habe es selbst gesehen.

»Nachdem mein Herr so Alles in Ordnung gebracht, und als Gatte, Vater, Bürger, Staatsmann und Anführer alle seine Pflichten in Erledigung gebracht, beschäftigte er sich zuletzt nur mit Gott und der Ewigkeit.

»Seine Schwäche nahm indessen immer mehr zu, seine Schmerzen aber immer mehr ab, bis er endlich im vollen

Bewußtsein in unserer Gegenwart, indem er das Zeichen der Erlösung an seine Brust drückte, seinen Geist aufgab.

»Ich war bei den Leichenfeierlichkeiten nicht zugegen, denn ich hatte den Auftrag, das Testament seinen Söhnen zu behändigen. Mein Gott! wie haben die um ihren Vater getrauert, ich tröstete sie, so viel ich konnte, und schlug für den Verstorbenen als Grabschrift vor:

»Sta viator, lege et luge,
Si non ingemiscis, lapis es« u. s. w.

ich bitte nur die Damen um Verzeihung, daß ich meine Arbeit so mittheile, ohne zu wissen, ob sie verständlich ist.«

— »Wir bekennen«, entgegnete die Mutter, »daß wir es nicht bis zum Lateinischen gebracht haben, aber unser Adolph hat sich damit viel beschäftigt.«

— »Ah, das weiß ich am besten, wie oft habe ich mit ihm disputirt, und da wir beide edocti, so geschah das immer lateinisch. Ich entsinne mich noch mit vielem Vergnügen einer Unterhaltung an der Tafel des Herrn Kron-Referendar. Es handelte sich um einen Vorgang aus der Aeneide — die Damen wissen, daß darnach Aeneas seine Dido treulos und so gut wie ex abrupto verließ und dadurch die Ursache ihres Todes wurde, — nun behauptete Adolph, daß der Held darin Unrecht gethan; die Pflichten des Mannes mögen noch so groß sein, so müsse er sich dadurch dennoch niemals bewegen lassen, einer Frau gegenüber das gegebene Versprechen nicht zu halten. Dagegen bewies ich ihm, daß Aeneas dem Fatum

unterwürfig sein mußte, vor dem selbst die Götter ihren Sinn ändern. Die Anwesenden theilten sich in die Ansichten für und wider, bis der Kron-Referendar, vir peritus in litteris, die Sache dahin entschied, daß er mir Recht gab; — ich sage das nicht, um mich zu loben, denn die Sache verhält sich so, und die Ansicht des Herrn Adolph gereicht ihm weit mehr zur Ehre, als die meinige mir, denn es beweist einen sehr edlen Character, wenn Jemand es vorzieht, einem Weibe sein Wort zu halten, als die größten Dinge zu verrichten, und wenn es sich selbst um die Gründung eines Reiches handelte, dafür ist auch Herr Adolph bereits jetzt anerkannt und belohnt und wird es in Zukunft noch mehr werden, es ist nur der Anfang, wenn er zum Staroſten ernannt worden.«

— »Unser Adolph Staroſt!« — riefen beide Frauen wie aus einem Munde — »Gott möge es Ihnen lohnen, daß Sie uns eine so frohe Nachricht gebracht.«

— »Ich begreife die Freude der Angehörigen, nachdem ich die seiner Freunde und Kampfgenossen getheilt, denn ich bin ganz expreß nach der Wallachei gereist, um ihm zu der Ehre zu gratuliren usque ad altiorem ascensum. Ich brachte eine fertige Ode mit unter dem Epigraph: „sic voluere fata" und fing so an:

„Freuet euch, ihr Musen, und du hehrer Apollo,
Daß uns ein neuer Pelide geboren,
Der, und so weiter und so weiter. —
Dem eines Königs Hand
Des Lorbeers Zweige wand."

Bei Gelegenheit werde ich die Fortsetzung liefern, denn die Ode ist sehr lang, gleichwohl hat man sie im Lager auswendig gekonnt und mich deshalb mit Lobeserhebungen überschüttet. Das sage ich aber nicht als Poet, obwohl ich in gewisser Beziehung dazu ein Recht hätte, denn wenn ich mich auch nicht zu den Dichtern zähle, so glaube ich doch, etwas von ihrer Art in mir zu haben; ich gehöre so zu sagen am Dichterholz zum Laubwerk, und thue und trage das Meinige dazu bei, daß früher oder später wieder eine der seltenen Erscheinungen in der geistigen Sphäre entsprießt, über welche erst die Nachwelt entscheidet. Solche Geister haben die Bestimmung, auch das kennen zu lernen, was nicht ihres Berufes, und all' die Kämpfe zu bestehen, von denen nur Seelenverwandte eine Ahnung haben, die unter den Menschen weilen, bevor sie in die lichten Regionen wieder zurückkehren, aus denen sie gekommen. Ich aber und Meinesgleichen, wir sind eine Art Krebse, die vorwärts schreiten, während es aussieht, als ob sie rückwärts gingen, und die man lebendig kocht, damit sie besser schmecken. . . . Aber was wollte ich doch eigentlich sagen? Verzeiht mir eine solche Vergeßlichkeit. . . . Bei was waren wir doch stehen geblieben?«

— »Ihr sagtet,« entgegnete die Mutter des Zacharias, »das ganze Heer habe die Ode gekannt, die Ihr auf Adolph gedichtet.«

— »Ja ganz Recht! Ich sagte das nur, indem ich mich lobte, um meinem wirklichen Namen auch getreu zu

bleiben. Meine Vorfahren stammen nämlich von Kukuksheim und haben diesen Namen lange Zeit geführt. Im Laufe der Begebnisse ist die erste Sylbe verloren gegangen und so der verstümmelte oder besser der verkürzte Name auf mich gekommen. Hiernach werdet Ihr es nunmehr verzeihlich finden, wenn ich zuweilen ganz unwillkührlich meinen Ursprung in Erinnerung bringe:

„Denn ein Mensch, dem Selbstlob gelingt,
Gleicht dem Vogel, der seinen Namen singt."

— »Damit Ihr seht, daß wir Eure Mittheilung zu schätzen wissen, so werden wir Euch bitten,« entgegnete die Großmutter, »daß Ihr uns erlaubt, die Verse aufzuschreiben, welche dem Herrn Staroſten so viel Ehre machen, hörst Du Mariechen? Staroſt! unser geliebter Adolph ist Staroſt.«

— »Gewiß stehe ich gern zu Diensten, umsomehr, als ich mir schmeichle, daß Ihr Euch darüber freuen werdet, was ich in dem ferneren Verlauf meines Gesanges über die künftige Bestimmung unseres jungen Helden sage, denn ich habe das Gedicht in der Begeisterung gemacht und in solchen Augenblicken hat der Mensch einen prophetischen Sinn.«

— »Ach wie schön wäre es, wenn wir ihn selbst erst wieder hier hätten, — habt Ihr darüber nichts gehört, wann er wohl seine Familie zu besuchen gedenkt? Nach einer Aeußerung des Herrn Wojewoden zu schließen, hätten wir ja die Hoffnung, ihn binnen Kurzem zu sehen.«

— »Darüber kann ich keine Auskunft geben, nur so viel weiß ich, daß er mit Sehnsucht der Stunde entgegenharrt, die ihn nach Krotoschin führen wird. Freilich jetzt mag er viel zu thun haben, er steht dort in Litthauen auf einem gefährlichen Posten, und obwohl wir einen mächtigen Verbündeten an dem Zaren haben, so ist doch mit dem gekrönten Feuerbrand nicht zu spaßen. Man kann es unserem Königlichen Herrn nicht verdenken, daß er seine besten Mannen dem kühnen Karl, dem vermaledeiten Ruhestörer entgegenstellt.«

— »Ich will es Euch nur sagen,« fiel ihm die Großmutter ins Wort, »der Herr Wojewode hat einen Brief von seinem Sohne, dem Kron-Wachtmeister, erhalten, worin dieser ihm mittheilt, daß er mit dem Staroften von Stollno binnen Kurzem hier einzutreffen gedenkt.«

In dieser Weise setzte der Sänger seine Unterhaltung in Gesellschaft der beiden Frauen auch nach Tische fort, als ganz unversehens Zacharias eintrat. Er hatte nicht die Gewohnheit, bei dem Söller vorzufahren, sondern er war, wie gewöhnlich, auch nach diesem Ausfluge bei dem Hofthor abgestiegen und hatte zuerst seine Wirthschaft besichtigt, bevor er Mutter und Frau begrüßte. Als er in die Stube trat, gingen ihm die Frauen freudig entgegen, indem sie miteinander wetteiferten, ihm die Mittheilungen über seinen Sohn zu machen.«

— »Gott sei Dank, daß Du zurück bist, Du ahnst

gar nicht, welche Freude Deiner wartet, weißt Du, wer der Staroſt von Stollno iſt, der mit dem Kron-Wachtmeiſter binnen Kurzem uns beſuchen wird?«

— »Wer ſoll es ſein?«

— »Kein anderer als Dein Sohn, unſer Adolph! Frage Herrn Kuxheim und höre, was er uns erzählen wird.«

Zacharias mochte es nicht ganz gelegen kommen, Kuxheim in ſeiner Wohnung zu ſehen, denn er war allzu proſaiſcher Natur, als daß ihm ein näherer Umgang mit einem Poeten zugeſagt hätte; aber ſeine Gaſtfreiheit und Artigkeit verſagte er Niemandem, am wenigſten einem Manne, der bei ſeinem Herrn in Gunſt ſtand, er verbeugte ſich daher vor Kuxheim und ſagte: »Iſt es nicht ein Unglück, daß ich nicht anweſend war, um Sie bei mir, wie es ſich gebührt, zu empfangen? Seien Sie mir herzlich willkommen und verzeihen Sie, wenn Ihnen meine Hausgenoſſen an irgend etwas haben fehlen laſſen.«

— »Mein beſter Herr, ich bin von Ihrer geehrten Frau Mutter und Gemahlin über alle Maßen freundlich aufgenommen worden!«

— »Ich ſehe, Sie haben Nachſicht, ſonſt kann ich mir nicht denken, daß Sie nicht Langeweile gehabt, vielleicht kann ich noch etwas nachholen.

»Hedwig! Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Tochter vorſtelle, — ſei doch nicht ſo verlegen, Du wirſt ja in Kurzem einen Hausſtand haben und Gäſte empfangen, lerne es, ſie zu bewirthen. Laß aus unſerem Keller eine

Flasche heraufholen, von der besseren Sorte, wie es sich für unseren Gast geziemt!«

Das Mädchen hatte sich kaum auf der Schwelle des Nebenzimmers gezeigt, als sie sich nach einer Verbeugung wieder entfernte, um bald darauf mit der Schließerin wieder einzutreten, welche auf einer silbernen Tablette ein Paar Flaschen und einen großen Becher aufstellte. Der Wein war aus der Hauskelterei, er hatte aber auf einem Ungarlager alle die Eigenschaften angenommen, daß nur ein ungewöhnlicher Kenner seinen Ursprung errathen haben würde. Zacharias füllte darauf den Becher, verbeugte sich vor seinem Gast und trank auf seine Gesundheit, indem er dabei eine förmliche Anrede hielt, worin er ihm seine Hochachtung bezeugte und die Freude ausdrückte, die er über die Ehre seines Besuches empfinde. Kuxheim nahm den Becher und erwiederte den Trinkspruch unter noch längerem Peroriren, indem er, nach seiner Gewohnheit bei feierlichen Gelegenheiten, mit einem Reime schloß und das Glas mit einem Zuge auf das Wohl des Wirthes leerte. Kuxheim war ein gern gesehener Festgenosse und er hatte während der Mittagsmahlzeit den gewöhnlichen Labetrunk wohl entbehrt; es befand sich allerdings auf dem Tische eine Flasche Wein, aber die Sitte damaliger Zeit gestattete es nicht, daß er allein mit Damen dem Glase zusprechen durfte, als sich aber jetzt die schickliche Anregung Seitens des Hausherrn dazu gesellte, da war Kuxheim ganz in seinem Element; zuerst wurde der Becher

mehr aus Etiquette, und zwar stehend, geleert, darauf ließen sich Beide an einem kleinen Tische nieder und nun begann eine vertrauliche Unterredung beim Glase. Zacharias sagte:

— »Das Silbergeschirr in dem Hause eines armen Edelmannes wird hoffentlich Ihrem Vertrauen keinen Eintrag thun, ich habe den Luxus nicht selbst angeschafft, sondern jene Tablette mit meiner Frau als Ausstattung von der seligen Frau Wojewodin erhalten; es wird auch nur dazu bei besonderen ehrenvollen Gelegenheiten aufgetragen, wozu ich Ihren Besuch rechne.«

— »Zu viel Ehre für mich, ich bin nur ein armer Poet und habe das Glück, daß mich vornehme und hochgestellte Personen nicht von sich weisen, wenn ich meine Aufwartung mache, aber sobald Ihr Herr Sohn, der Starost von Stollno, hier sein wird, dann bitte ich ihn zu befragen, in welchen Gunsten ich bei seinem Chef gestanden.«

— »Schon als Freund und Gönner meines Sohnes werden Sie mir sagen, wie sich die Sache mit der Staroftei verhält.«

— »Nun — er hat mittelst Königlichen Privilegiums Stollno verliehen erhalten, das ist ein kleines Städtchen mit vier Vorwerken in Reußen, einer Gegend, wo der Weizen ohne Dünger wächst; — Sie können sich denken, wie einträglich die Stelle ist.«

— »Wie ist das zugegangen? Es wird doch einem armen Edelmanne nicht leicht gemacht, sich bis zu einem Königlichen Amte emporzuarbeiten.«

— »Nichts als seine Verdienste. Wissen Sie, was der selige Kron-Schatzmeister von Ihrem Herrn Sohn gesagt hat? »Wenn es auf der Welt keine Staroſtei gäbe, so müßte man für ihn eine schaffen;« das sind seine eigenen Worte. Erlauben Sie, daß ich das Wohl Ihres Herrn Sohnes trinke.«

Dixit et fecit. Das war ungefähr die fünfte Gesundheit, die sie tranken, und so wie eine Flasche leer, wurde sie jedesmal durch eine neue ersetzt, so daß immer zwei volle Flaschen vor ihnen standen.

— »Das Glück Ihres Herrn Sohnes ist jetzt gemacht; wenn die Republik Frieden behält, so wird er ganz langsam zu höheren Aemtern gelangen, wenn aber Kriegszeiten eintreten, da wird es nicht lange dauern und er ist Senator oder ein anderer Dignitarius.«

— »Bis eine Kugel seinem Streben ein Ende macht!«

— »Nicht alle Kugeln treffen, das weiß ich aus Erfahrung, obwohl ich kein Soldat bin.«

— »Ja, das weiß ich auch, aber ich weiß auch, daß die Kugel, welche trifft, entweder tödtet oder verwundet, denn ich war mit vor Wien und trage noch heute die Schramme an der Stirn als Andenken der blutigen Affaire, wo der Kron-Schatzmeister — Ihr seliger Gönner — schwer verwundet worden und mein Herr Wojewode den Schuß in das Bein erhielt. Wenn solche Herren nicht verschont werden, wie soll es da erst einem armen Edelmann gehen?«

— »Es ist aber Allen wohl bekommen und Ihre Wunde wird nun bald von einem lieben Enkel geküßt werden. Das nenne ich Gottes Segen, ohne dessen Willen keine Kugel trifft, das weiß ich auch aus Erfahrung.«

— »Das ist alles recht schön, aber glauben Sie mir, ich bin recht herzlich gern aus dem Soldatenstande zur Landwirthschaft übergegangen und würde durchaus nichts dagegen haben, wenn mein Sohn meinem Beispiel folgt.«

»Das ist das Erste, was ich ihm sagen werde, wenn ich ihn, so Gott will, bald wieder sehe. Das wird in der That binnen Kurzem der Fall sein, denn der Herr Wojewode hat den Besuch sogar binnen ganz kurzer Zeit in Aussicht gestellt, wobei er natürlich nicht unterließ, zu bemerken, wie neugierig er auf den Herrn Staroſten sei. Alles dies habe ich von den Damen erfahren, denen ich gestern bei Tische Gesellschaft leistete.«

Bei diesen Worten erhob sich Herr Zacharias und ging mit einer gewissen Unruhe, dem Zeichen seiner niedergehaltenen Unzufriedenheit, in dem Zimmer einige Male auf und ab, ehe er seinen Platz dem Gaste gegenüber wieder einnahm und den leeren Becher wieder füllte. Kuxheim bemerkte die innere Bewegung bei Zacharias, ohne sich von dem Grunde derselben Rechenschaft geben zu können, deshalb sagte er:

— »Erfüllt Sie denn die angenehme Nachricht nicht mit Freuden?«

— »Ei! welcher Vater wird sich nicht nach mehr-

jähriger Trennung auf den Anblick seines Sohnes freuen, aber wenn ich es vor Ihnen offen heraussagen soll, in vino veritas, das Ungewöhnliche, das ich über meinen Sohn gehört habe, paßt nicht ganz zu dem stillen und regelmäßigen Gange meines Lebens, deshalb möchte ich Sie im Vertrauen auch noch um die volle Wahrheit auf meine Frage bitten.«

— »Sie sollen von mir Alles erfahren, was ich weiß und nur irgendwie mittheilen kann!«

— »Gestern hatten Sie in der Gesellschaft bei dem Herrn Wojewoden die Gefälligkeit, verschiedentliche Verse vorzutragen, die wegen ihrer Schönheit von Allen insgesammt bewundert wurden, und zwar nicht nur von denen, welche sich auf solche Dinge verstehen, sondern auch von solchen, die, wie ich, damit keinen Bescheid wissen. In diesen Versen sprachen Sie von den Verdiensten meines Sohnes und beschrieben — sehr schön und angenehm zu hören — wie ein vornehmer, hoher Herr dortiger Gegend ihn sich zu seinem Schwiegersohne wünschte. Nun möchte ich wohl gerne wissen, ob das eben nur Poesie war, wie die Dichtkunst es mit sich bringt, oder ob daran auch etwas Wahres war?«

— »Das war Alles die reine Wahrheit, wie es sich wirklich zugetragen.«

— »Und er hat das Anerbieten wirklich nicht angenommen?«

— »Nein! Aber aus welchem Grunde hat er es nicht angenommen?«

— »Ja, darauf bin ich gerade neugierig, denn Sie haben das freilich nicht so unumwunden gesagt, aber Sie haben uns doch deutlich genug zu verstehen gegeben, als ob ein anderes Mädchen schon seinen Sinn gefesselt hielt, freilich nicht aus unserer Gegend, denn als er uns verließ, war er noch ein dummer Junge. Wenn ich mich nun darnach so genau erkundige, so habe ich dazu meine guten Gründe. Hat er sich Ihnen vielleicht in der Beziehung anvertraut?«

Kuxheim bereitete sich eben vor, ihm umständlich Alles auseinanderzusetzen, als ihre Unterredung durch das Geraffel eines Wagens gestört wurde, welches man von außen vernahm; Beide traten an das Fenster und sahen mehrere Equipagen in den Hof rollen, unter denen Zacharias die des Wojewoden erkannte, — er sagte dies seinem Gast und trug darauf, so schnell er konnte, die Tablette mit den Flaschen in den Alkoven, wo er sie hinter einem Vorhange verbarg. Darauf eilte er auf den Söller und kam eben noch zurecht, um seinem Prinzipal beim Aussteigen den Arm zu reichen. Binnen Kurzem schien das Gesellschaftszimmer beinahe zu eng, um die Anwesenden zu fassen, — dem Herrn Wojewoden waren nämlich Gemahlin und Tochter gefolgt, — Letztere in Gesellschaft ihrer Hofmeisterin, überdies noch der Kron-Wachtmeister mit einem schlank gewachsenen, reich bekleideten jungen Edelmann mit vollem Schnurrbart und wahrhaft heldenmäßigem Aussehen.

— »Ich grüße Euch,« begann der Wojewode, »und stelle Euch Hans, meinen Sohn, vor, der so mannbar geworden, daß ich ihn fast selbst nicht erkannt hätte, und hier ist auch der Herr Staroſt, ſein Waffengefährte, er betritt dies Haus ebenfalls mit dem Wunſche, erkannt zu werden.«

Die Großmutter und die Frau Zacharias riefen:

— »Adolph, unſer Adolph!« Der Staroſt fiel ſeinem Vater zu Füßen, den der ganze Vorgang ſo ergriffen hatte, daß er kein Wort herausbrachte, ebenſo begrüßte er unter Thränen ſeine Mutter und Großmutter, welche nicht aufhören wollten, ihn in ihren Armen zu halten und zu küſſen. Dieſer Anblick hatte ſo viel Herzliches und Rührendes, daß auch die Damen des Wojewoden in Thränen ausbrachen und der geſtrenge Herr ſelbſt ſie nur mit Mühe unter ſeinen Wimpern zurückhielt.

XIII.

Der Starost von Stollno.

Es dürfte hier am Orte sein, die Ereignisse nachzuholen, welche die Ankunft Adolphs mit dem Sohne des Wojewoden veranlaßt hatten. Als er sich in Folge des mit dem Zaren abgeschlossenen Bündnisses nach Litthauen begeben hatte, hoffte er daselbst seine kriegerische Laufbahn mit Erfolg und Ruhm fortsetzen zu können, er meinte, die Zeit sei gekommen, um Liefland wieder an die Republik zu bringen und die von Karl Gustav erlittene Schmach zu rächen. Aber wie wurden alle seine Hoffnungen enttäuscht! Die Hetmanns von Litthauen hatten sich dem Primas angeschlossen, welcher bereits mit Karl XII. in Unterhandlungen stand. Es dachte also Niemand daran, die Armee zu vergrößern, man that vielmehr alles Mögliche, um die zu Gebote stehenden Truppen in der Weise zu dislociren, daß der Feind nirgends einen nachhaltigen Widerstand finden konnte.

Adolph traf die Abtheilung, über welche er die Heerführerschaft übernommen hatte, in Osmiani an, mußte sich aber zu seinem großen Leidwesen bald überzeugen, daß der größte Theil seiner Leute nur auf dem Ausheberegister stand, in der Wirklichkeit aber nicht vorhanden war; er hatte anfangs die Absicht, Freiwillige zu werben und auf seine eigenen Kosten Leute heranzuziehen; er mußte indessen bald bemerken, daß sich diesem Vorhaben große Hindernisse in den Weg stellten. Am schmerzlichsten war es ihm, wahrzunehmen, wie diejenigen, von denen er alle mögliche Unterstützung gehofft hatte, ihm entgegen arbeiteten. Er erkannte zuweilen offenbaren Verrath und beeilte sich daher, seine Nachricht über den Sachverhalt und die Lage der Dinge an den Hof abgehen zu lassen. König August war aber damals gerade in den wichtigsten Staats-Aktionen begriffen und überdies viel zu sehr durch die Vergnügungsfeste eingenommen, welche die Gräfin Königsmark veranstaltete, als daß er die schlichte Anzeige und den Bericht eines ihm getreuen Soldaten gehörig gewürdigt oder wohl gar beantwortet hätte.

Während Adolph auf diese Antwort mit der größten Ungeduld nach wie vor wartete, und gleichwohl, so viel er konnte, Alles vorbereitete, kam die Nachricht, daß Karl XII. bei Narva den Zaren besiegt, und mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit nach Litthauen vordringe.

Man hat dem schwedischen Könige sehr oft den Vorwurf gemacht, daß er es ohne hinreichenden Grund unter-

lassen, Peter den Großen zu verfolgen und sich auf diese Weise die Früchte seines Sieges zu sichern. Es würde uns von unserem Ziele abführen, wenn wir einige mög-liche Beweggründe in Erwägung ziehen wollten, welche Karl XII. bewogen, sich lieber nach einer Seite zu wenden, wo ihn eine zugethane Partei erwartete, als sich in ein unermeßliches Land zu vertiefen, welches schon wegen seiner Oede große Gefahren bot, die durch den fliehenden Feind noch vergrößert werden konnten. Eins nur können wir nicht umhin, hier zu bemerken, wir sind nämlich überzeugt, daß Karl XII. alle die Umstände, welche heute gelehrte Historiker und Strategiker für und wider anführen, sicherlich gekannt hat, und daß er gewiß, als er seinen Weg nicht nach Norden eingeschlagen hat, ebenfalls seine Gründe gehabt haben wird, so gut wie Hannibal, wenn er nach der Schlacht bei Cannä nicht auf Rom ging. Viele wollen wissen, daß die persönliche Feindschaft, die Karl gegen August II. empfand, ihn dazu veranlaßt.

Wie dem auch sei, Karl warf sich auf Litthauen, das so gut wie wehrlos vor ihm lag. Er berücksichtigte die politischen Verhältnisse und verkündete in seinem Manifest, daß er an keine Eroberungen denke, und daß es ihm nur darum zu thun sei, einen Sohn des verstorbenen Königs auf den Thron zu setzen. Dadurch erweckte er die Partei der Sobieski, an sich schon sehr mächtig in Litthauen, — denn sie wurde von dem Fürst-Kanzler von Litthauen, Radziwill, vollbürtigem Neffen Johanns III., geführt.

Es bildete sich sofort eine Conföderation und die Truppen der Republik vereinigten sich ohne Säumniß mit derselben. Der Kron-Wachtmeister und Adolph blieben die einzigen, welche sich bemühten, Widerstand zu leisten. Letzterer hatte sogar den Plan, an der Spitze seiner Fahne sich nach Rußland durchzuschlagen, aber die Ritterschaft, deren Vertrauen er sich zu erwerben noch keine Gelegenheit gehabt hatte, wollte davon nichts wissen. Es blieb ihm daher nichts übrig, als sein Kommando abzugeben und eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, um seine Loyalität zu beweisen. Ganz in derselben Lage befand sich auch der Kron-Wachtmeister; so beschlossen Beide, vorerst in ihre Heimath zurückzukehren.

Es gehört zu den höchsten Genüssen eines thatenreichen Lebens, wenn der Mann, nachdem er sich auswärts Rang und Namen errungen, zum ersten Male nach längerer Zeit wieder in den Schooß seiner Familie zurückkehrt. Adolph war wie neugeboren. Das Ideal, welches ihm während der Abwesenheit vorgeschwebt und zu Ritterthaten begeistert hatte, stand in höchster Blüthenfülle vor ihm und von ihrer Seite schien seinen Hoffnungen nichts im Wege zu sein. Freilich durfte er sich den Eltern, und am wenigsten seinem Vater in dieser Beziehung anvertrauen, dagegen fand er vor wie nach Bestärkung und Aufmunterung bei seiner Großmutter. Er hatte allerdings in dem elterlichen Hause seine Wohnung aufgeschlagen, aber den größten Theil des Tages brachte er in dem Theil des Schlosses zu, wo ihn der

Wojewode und noch mehr seine Gemahlin mit erhöhter Achtung und Liebe wie früher aufnahmen. So selten er auch mit Sophie zusammenkam, so blieb doch sein ganzer Sinn ihr zugewendet. Der Gruß, wenn er kam, der Gruß, wenn er ging, und die wenigen Worte, welche die Geselligkeit veranlaßte, das war die ganze Annäherung, und doch, — welche Seligkeit für ihn, den Kreis zu theilen, dem sie angehörte!

Allerdings hatte er auch Augenblicke, wo ihn die Ungewißheit seiner Stellung peinigte; es ist ein Geheimniß wahrhafter Zuneigung, daß sich der Mensch in seinem Innern den Unglauben an sein Glück und damit seine eigene Qual schafft. Bei einem unlauteren Boden kann dieses Unkraut des Herzens so weit wuchern, daß es zu den gewaltigsten Verirrungen, zum Verbrechen und Selbstmord führt. Aber die edle Gesinnung trägt in sich das Gegenmittel, wodurch die Ausbrüche der Leidenschaft gemildert und gezügelt, ja wohl gar zu einem förderſamen Ziele geleitet werden. Diesem Sinn verdanken meistentheils Dichter, Künstler und Helden den Ursprung der Kraft und Begeisterung ihrer Werke. Wer die Korrespondenz Napoleons an Josephinen von diesem Standpunkte aus aufmerksam betrachtet, der wird uns Recht geben, wenn wir sagen, daß die Siege der italienischen Armee dieser lodernden Flamme ihr Dasein verdanken, und daß in dem Maße, wie die Gluth erkaltet und zuletzt bis zu einer wortkargen Wetteranzeige zusammenschrumpft, daß in dem

Maße auch die Thatenkraft und die Erfindungsfülle der kriegerischen Siegeskombinationen abnimmt. So unergründlich auch der innere Zusammenhang, so wird doch die nüchternste Auffassung damit übereinstimmen, wenn wir sagen, der einzige wahre und höchste Lohn, den ein Mann für all sein Wirken wünschen und suchen kann, ist der Dank eines liebenden Weibes. Das ist die Flamme, deren Symbol alle Zeit und bei allen Völkern in den Tempeln gebrannt hat, von dem Vestafeuer bis zu der Opferflamme der heidnischen Litthauer — und wer eines Funkens davon selbst nicht theilhaftig geworden, der hat auch keine Ahnung von ihrem Wesen, und wie Jean Paul sagt: »Wer Freundschaft und Liebe nie gekannt, ist tausendmal ärmer als der sie beide verlor.«

So gering auch, wie gesagt, die gegenseitige Annäherung war, so hatte Adolph doch hinreichende Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß seine Zuneigung getheilt wurde. Wenn er in ihrer Gegenwart der Frau Wojewodin seine Schicksale während des Krieges erzählte, saß Sophie an ihrer Arbeit meist mit gesenkten Augen. Aber die Bewegung ihrer Hand und die Stiche, die sie mit der Nadel machte, theilten ihm mit, mit wie gespanntem und aufmerksamem Ohr sie seinen Erzählungen folgte, und wenn sie ihr Auge zu ihm aufschlug mit dem Ausdruck der Angst oder Freude, — je nach der Lage der Erzählung — konnte er darin lesen, daß sein Schicksal mit dem ihrigen verwebt sei. Oder wenn in seiner Gegenwart ein anderer

Kavalier ein Gespräch mit ihr anknüpfte und die gemessensten Antworten erhielt, sobald er auch nur auf's Leiseste zu einer Vertraulichkeit übergehen wollte, entging das wohl dem beobachtenden Scharfblicke der besänftigten Eifersucht? War es für ihn nicht ein Labsal, wenn er dagegen bemerkte, wie sie keinem Gespräch mit bejahrten Männern auswich und in einer solchen Unterhaltung ihrer munteren Laune und ihrer feinen Beobachtungsgabe freien Lauf ließ? Wie schwoll ihm das Herz, wenn er in einiger Entfernung zuhören durfte, hin und wieder an dem Gespräch Theil nahm und dann im Stillen die Bewunderung theilte, die ihr Alle so reichlich zollten; namentlich war dies bei Kuxheim der Fall. Was irgend auf den geselligen Kreis Bezug hatte, das brachte Kuxheim in Verse, vornehmlich die Ereignisse aus dem letzten Kriege.

Auf diese Weise wurden die Qualen der Ungewißheit für Adolph ein Zustand des Glückes.

Die einzigen Personen, über deren Willensmeinung Adolph mit Bestimmtheit sich keine Vorstellung machen konnte, waren der Wojewode und der Kronwachtmeister. Sie ließen es beide nicht an der Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit fehlen, aber nie wurde ihm eine Aeußerung zu Theil, die ihn zu einer Erklärung oder auch nur zu einer Annäherung in Bezug seiner Herzensangelegenheit berechtigt hätte. Das veranlaßte ihn umsomehr auf das Strengste, über sein Benehmen zu wachen, um durch Nichts seine Gluth zu verrathen. Jemehr er dies that, desto hef-

tiger wurden seine Empfindungen und desto mehr kostete es ihm Anstrengung, sich zu bezwingen. Dazu kam noch ein Umstand, der zumeist in der Hofluft von Krotoschin seine Erklärung findet. Es liegt in der Natur der Menschen, daß sie Alles, was geheim gehalten werden soll, desto dringender wissen wollen. Deshalb lautet der Rath, ich weiß nicht welchen Politikers: man müsse nicht nur das Geheimniß zu verbergen verstehen, sondern, daß man überhaupt eins habe. Nun sind aber Herzensangelegenheiten Sachen, die für Jedermann Interesse haben, daher kommt es, daß sich meistentheils um die geheim gehaltene Zuneigung zweier Personen die ganze Umgebung interessirt, bevor davon diejenigen etwas erfahren, die es am meisten angeht.

So war es auch hier der Fall: der Vater und Bruder hatten keine Ahnung davon, was der Gegenstand des Nachdenkens und des Zuflüsterns für ganz Krotoschin geworden.

Wer die vertraulichen Gespräche der Dienstleute höheren und niederen Grades belauscht hätte, der würde ungefähr folgende Raisonnements erfahren haben:

Man sieht's, das gnädige Fräulein ist ihm durchaus nicht abgeneigt, auch die Frau Wojewodin will ihm wohl, aber der Herr Wojewode wird so etwas nun und nimmermehr erlauben — und von ihm hängt es doch allein ab. — Freilich heißt es: der Edelmann auf seinem Grund und Boden hat gleiche Rechte mit dem Wojewoden, und gerade die hohen Herren wiederholen das Sprüchwort am meisten, so oft es ihr Vortheil erheischt; aber wenn es sich um

Dinge handelt, wie eine Heirath, da steht in ihrem Gesetzbuch nichts von Gleichheit geschrieben. — Wie sollte es auch?

Der Herr Starost ist ein würdiger Mann, hat sein reichliches Auskommen, ja sogar eine hohe Stellung, aber was ist das Alles im Vergleich zu den Aussichten, welche die einzige Tochter unseres Wojewoden hat? — Was aber die Hauptsache, er ist und bleibt der Sohn des Dieners, das macht die Verbindung unmöglich.

Dies waren ungefähr die Themata, nach welchen die Sphärenmusik der Hofklatschereien ihre Variationen einrichtete. Dieselben hatten überdies ihren Grund, sogar eine Art von Nothwendigkeit für sich, Alles das vor ihrem Herrn geheim zu halten, denn wehe dem, der es gewagt hätte, sich ihm mit einer solchen Neuigkeit zu nähern.

Während dem entwickelte sich der Roman von Stufe zu Stufe immer weiter und stieg das Ergötzen Aller an dem lauten Geheimniß. Der Vertreter desselben war der Laureat. Er fand darin den passendsten Gegenstand für seine Verse. Es fehlte ihm niemals an Stoff. Natürlich that er es mit den nöthigen Allegorien und brachte die Vorgänge auf Rechnung von Göttern und Göttinnen und anderen mythologischen Figuren. Das Alles ging ihm umsomehr von statten, als er den Staroften um so lieber gewann, je länger er mit ihm umging. Er verlegte sogar seine Wohnung nach dem Hofe des Gouverneurs, um mit Adolph in desto näherer Beziehung zu stehen.

Hier wurde denn die Situation in allem Vertrauen und mit der gehörigen Rücksicht besprochen und überlegt, und so wenig sie sich die Hindernisse verhehlten, welche noch zu bewältigen wären, so wurden sie doch insoweit einig, daß Adolph keinesweges seine Hoffnungen aufgeben solle, ja daß er es unter allen Umständen bei einer vorkommenden günstigen Gelegenheit wagen müsse, durch irgend eine offene Erklärung der beiderseitigen Ungewißheit ein Ende zu machen.

Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Tages machte Adolph im Schlosse seine Aufwartung und traf die Frau Wojewodin mit ihrer Tochter allein; nachdem, was der Tag mit sich brachte, besprochen worden war, kam die Rede auf den politischen Horizont.

Die Seemächte fingen um jene Zeit an, die Ereignisse, welche sich in dem Herzen des östlichen Kontinents zutrugen, mit ernster Aufmerksamkeit zu betrachten. Die Wojewodin hob die Verschiedenheit der Kriegführung zu Lande und zu Wasser hervor und sagte:

— »Man rühmt an den Seesoldaten, daß sie noch unerschrockener sein sollen, als die Miliz zu Lande. Für Seehelden soll der Name Furcht gar nicht vorhanden sein. Unser Admiral Apelmann*) hat dies bestätigt und Alles,

---

*) Apelmann, der polnische Admiral, der 1626 in dem Kriege unter Gustav Adolph die schwedische Flotte unter Hörnschild in einer Seeschlacht besiegte. Hörnschild blieb.

was mir meine Mutter über Arciszewski*) erzählt hat, kommt auf dasselbe hinaus.«

— »Etwas dem Aehnliches — nahm Adolph das Wort — hat mir der Kron-Referendar von unserem Seehelden zu Pferde**) mitgetheilt und dabei stets nicht unterlassen, zu bemerken: und wenn nicht das Duell***) mit Montecuculi, hätte kein Mensch von ihm Notiz genommen.«

Es trat einige Augenblicke ein Schweigen ein, wie dies gewöhnlich der intermediäre Anhalt ist, um darnach zu ermessen, ob die Unterredung abgekürzt oder fortgesetzt werden soll; da wandte sich die Wojewodin mit folgenden Worten an Adolph: »Sagt mir doch, mein lieber Herr Starost! ist es wohl wahr, daß auch der tapferste Mann, wenn er sich zum ersten Male im Gefecht befindet, von den Gefühlen der Furcht beschlichen wird?«

---

*) Christoph Arciszewski, der amerikanische Seeheld, der in holländische Dienste getreten war und zur Begründung der Herrschaft der Holländer in Brasilien viel beigetragen hat. Er war Verwalter von Brasilien und legte die ersten festen Plätze an, aus denen nachmals die Städte entstanden, wie Rio Janeiro, Bajo, Pernambuko u. a. m. Er starb in Lissa 1655.

**) Czarniecki, der 1658 dem Kurfürsten von Brandenburg auf Alsen gegen die Schweden zu Hülfe eilte und mit seiner Reiterei die Meerenge bei Sonderburg passirte.

***) Das übrigens nicht zu Stande kam, weil auf Einspruch des Kurfürsten Friedrich Wilhelm beide Theile sich aussöhnten.

— »Gnädige Frau, ich weiß nicht, wie es bei Anderen sein mag, ich für meinen Theil muß bekennen, daß ich die erste Zeit am Anfange eines Gefechtes von einem ganz eigenthümlichen Gefühl beschlichen wurde, das ich nicht beschreiben kann. Will man das Furcht nennen, dann hatte ich sie allerdings.«

— »Nun, wie mag es erst Anderen ergehen, wenn der bravste unserer Ritterschaft zugiebt, daß er sich vor dem Tod gefürchtet.«

— »Nein, gnädige Frau, das kann ich nicht zugeben, oder ich muß wenigstens meine Bemerkung dahin berichtigen, daß die Todesgefahr mich niemals in Schrecken gesetzt, auch nicht, als sie sich mir das erste Mal darstellte.«

— »Was kann man in der Schlacht anders fürchten, als den Tod oder die Verwundung?«

— »Da kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich daran niemals gedacht habe und ich rühme mich dessen auch nicht, denn ich hege die unbedingte Zuversicht, daß ich im Kampfe weder fallen noch verwundet werde. So lächerlich dies vielleicht scheinen mag, glauben Sie mir — ich kenne in der That im Gefecht keine Gefahr. — Die Kugeln, die um mich her flogen, habe ich stets für Dinge angesehen, die nicht für mich bestimmt sind. Sie werden mich fragen, worauf ich diese Zuversicht gründe? Darüber kann ich Ihnen allerdings ebenfalls keinen Aufschluß geben. Vielleicht liegt dies in meiner Erziehung und noch mehr

in dem Glauben, den mir meine Großmutter an mein Glück beigebracht und der bei mir zu einem unumstößlichen Bewußtsein meiner Bestimmung geworden ist, seitdem ich von Fräulein Sophie die Reliquie erhalten habe, die ich auf meiner Brust trage und nie mehr ablegen werde. Die Furcht, die sich meiner bemächtigt, hat daher einen ganz anderen Grund.

— »Mein bester Herr Starost! Sie machen mich neugierig, da möchte ich in der That wissen, was die Unerschrockenheit selbst in Furcht zu wenden im Stande ist.«

— »Gnädige Frau! ich würde mich des Undanks zeihen, wenn ich Ihnen jetzt nicht Alles offen darthun möchte. Nun, nicht immer ist das Herz dem Verstande unterthan, die Verse Kuxheim's, an denen Sie selbst oft Wohlgefallen gefunden haben, enthalten in dieser Beziehung eine Wahrheit. In der That habe ich ohne meinen Willen mich selbst und meine ganze Zukunft einer Zuneigung gewidmet, von der ich mir allerdings sagen muß, daß es ein Wahnsinn ist, den ich mir aber um Alles in der Welt nicht rauben lasse. Da ich niemals die Hoffnung hegen kann, derjenigen, die ich anbete, es zu erklären, so habe ich es mir als Ziel meines Lebens gesetzt, wenigstens vor meinem Gewissen ihrer immer würdiger zu werden. Wenn ich daher in die Schlacht gehe, so kenne ich nur die eine Gefahr, daß ich mich ihrer nicht würdig genug zeigen, oder sie wohl gar durch einen Unfall verlieren könnte, der einer Schmach gleich käme und den ich mehr fürchte, als

den Tod. Damit habe ich Ihnen aber mein Innerstes anvertraut, nur weil Sie es verlangt haben.«

Während der letzten Worte hatte er sich wieder ab und zu an Sophie gewendet, welche, bis dahin mit ihrer Arbeit beschäftigt, nunmehr ihr Auge zu ihm aufschlug, aber nachdem sie seinem Blick begegnet, das ihrige auf die Stickerei richtete, wobei ihm indessen nicht entging, daß ihre dunklen Wimpern eine Thräne bedeckte, die sie heimlich trocknete.

— »Eine solche Furcht«, entgegnete die Wojewodin, werde ich unter allen Umständen ehren, denn ich glaube, daß es in meinem Geschlecht kein so verhärtetes Herz giebt, zu dem die Liebe auf den Schwingen des Ruhmes keinen Eingang fände. Ich spreche das aus eigener Erfahrung. Als mein Gemahl seine Bewerbungen bei meinen Eltern anknüpfte, war ich kaum 16 Jahr, konnte aber ganz nach meinem Willen wählen, denn mein seliger Vater würde meiner Neigung in keiner Weise Schranken gesetzt haben. Was mich indessen zuerst bestimmte, Frau zu werden, war der Ruf meines Mannes, der bereits damals sich im Lande Bahn gebrochen und immer größer zu werden anfing.«

— »Ach, gnädige Frau! leider kann ich mich mit dieser Lage nicht vergleichen. Der Herr Wojewode hatte das Einverständniß Ihrer Eltern für sich; die Verbindung entsprach den Anforderungen, welche die Welt zu stellen gewöhnt ist. Der Herr Wojewode besaß bereits damals einen großen Güterkomplex und war Senator von Geburt;

aber was würde wohl die Welt, was würden Sie selbst sagen, wenn der Sohn eines Dieners, dessen ganze zu erwartende Erbschaft in einem guten Namen besteht, es wagen würde, um die Tochter seines Prinzipals zu werben?«

— »Selbst, wenn ich ihm im Geheimen zugethan wäre, würde ich es ihm doch nicht sagen, um in ihm keine Hoffnungen zu nähren, denen noch Hindernisse entgegenstehen; denn es ist unleugbar, daß den Eltern die Pflicht und das Recht zusteht, über die Zukunft ihres Kindes zu wachen. Dagegen aber wird es keinem Mädchen, sie mag noch so hoch stehen, zur Schande gereichen, wenn ein um das Vaterland verdienter Edelmann um ihre Liebe wirbt.«

— »Diese Worte entreißen mich meinen Zweifeln nicht, denn von der einen Seite benehmen Sie mir alle Hoffnung und von der anderen sprechen Sie mir Muth ein, das Aeußerste zu wagen.«

— »Das ist keinesweges der Fall. Bisher, mein bester Herr Starost, habe ich stets mit Ihrer Frau Mutter Ihr Wohl berathen. Sie sind gewiß überzeugt, daß ich dieselben Gesinnungen auch in der Zukunft hegen werde, deshalb kann ich Ihnen meine Meinung ganz unumwunden sagen. Zwischen gänzlicher Entsagung und offener Erklärung liegt noch ein großer Raum. Besonnenheit, Ausdauer und klares Erkennen lassen sicherlich noch einen Standpunkt auffinden, der in der Mitte liegt. Nur durch Vertrauen erwirbt man sich zumeist in solchen Beziehungen

Achtung und Dankbarkeit. Aber auch das ist sicher, daß es wenigstens zeitweise Verhältnisse geben kann, in denen selbst die aufrichtigste Freundschaft eine gewisse Grenze der Hingebung beobachten muß, daher hoffe ich, nichts gesagt zu haben, was Ihr Herz nicht verstanden hätte.«

Bei diesen Worten ließ sich Adolph auf ein Knie nieder, führte die dargereichte Hand an seine Lippen und empfand dabei einen leisen Gegendruck. Er entfernte sich dann nach einer tiefen Verbeugung, um mit sich allein den Sturm der Gefühle austoben zu lassen, den die Worte der gütigen Dame in seinem Innern angeregt.

XIV.

Krankheit.

Adolph hatte den Weg in das freie Feld eingeschlagen, um in der Einsamkeit zu überlegen, was er weiter vornehmen sollte. Er konnte indessen zu keinem anderen Resultat gelangen, als in Ergebung das Weitere zu erwarten. Es war bereits spät, als er nach Hause kam und sich leidend fühlte. Durch die Kühle der Luft und die Heftigkeit der Aufregung hatte er sich ein Fieber zugezogen. Nachdem die Hausmittel nichts halfen, mußte der Arzt des Wojewoden zugezogen werden.

Aber auch Sophie verfiel zu derselben Zeit in einen leidenden Zustand, und ihr Vater würde gewiß den Grund desselben erfahren haben, wenn ihn nicht eine Reise nach Warschau daran verhindert hätte. Ein Eilbote brachte eine so wichtige Nachricht, daß man in Krotoschin sich so schleuniger Abreise noch niemals erinnerte.

Erst, als er nach einem zärtlichen Abschiede von Frau und Tochter sich mit seinem Sohne bereits auf der

Straße befand, theilte er diesem die Veranlassung und den Grund seiner Abreise mit.

— »Ich glaubte wirklich«, sagte er, »daß ich procul negotiis mein Leben beschließen würde. Als ich meinen Senatorensitz verließ, um ex consule civis ein gewöhnlicher Bürger zu werden, konnte ich nicht annehmen, daß der Kurfürst in so kurzer Zeit uns wieder verlassen würde. Ich muß mit Dir allen Ernstes darüber sprechen, weil es mir vorkommt, als ob Du ihm nicht blos durch die Rücksicht auf Deine Pflichten, sondern von ganzem Herzen zugethan seiest.«

— »Das ist gewiß der Fall, denn ich habe von ihm Auszeichnungen erhalten, die über meine Verdienste hinausgehen. Indessen weiß ich auch, daß dies aus Rücksicht auf Ihre frühere Stellung, lieber Vater, geschehen ist, und schon um deshalb, ganz abgesehen von meinen Kindespflichten, werde ich auch in meinem öffentlichen Beruf keine andere Richtung einschlagen, als diejenige, welche mir das Haupt meines Hauses weisen wird.«

— »Ich weiß es und freue mich dessen und wünschte, daß es überall so wäre! Auf dem Gehorsam beruht das Glück der Familie, des Volkes, — ich wünschte, daß alle Glieder einer Familie, sie mögen einander noch so fern stehen, — Alle, die sich desselben Wappens bedienen, daß sie sich um ein Haupt schaarten und nur in seinem Sinne handelten. Das wäre die Grundlage auch der öffentlichen Macht; denn ein Haus, in dem Jeder nach seinem Willen

handelt, oder in dem wohl gar Streitigkeiten, Prozesse und Fehden entstehen, wird nicht lange bestehen, — früher oder später muß sein Fall erfolgen. Der Einzelwille ist nur für Werke der Zerstörung machtvoll. Wie durch den Weg eines Maulwurfs oft der stärkste Damm vernichtet werden kann, so führt der Wandel eines abtrünnigen Familiengliedes den Untergang des mächtigsten Hauses herbei.«

— »Diese Lehre ist mir viel zu sehr eingeprägt, als daß ich sie je vergessen könnte; ich entsinne mich Ihrer Worte, lieber Vater, daß ein ungehorsamer Sohn auch kein ordentlicher Bürger sein kann, daher bitte ich, wenn irgend welche Vorgänge eingetreten sein sollten, von denen ich bisher nichts gewußt, mich davon zu unterrichten und mich zu unterweisen, mit wem ich es ferner zu halten habe.«

— »Mein Sohn! Gott wird Dir diesen Gehorsam lohnen, und wenn nicht anders, dann in Deinen Kindern, denn ein guter Sohn muß auch ein glücklicher Vater werden. Wir stimmen übrigens auch in unseren politischen Ansichten überein, daß ich nicht nöthig habe, hierin Dich zu unterrichten. — Der einfache Hergang der Dinge wird Dich lehren, meinem Willen zu folgen. Kannst Du wohl für August Sympathie haben, der sich seiner Lust an eitlem Zeitvertreib so weit ergeben, daß er sich seinem Gegner nicht einmal widersetzt hat? Carl ist ein Held! Wie wacker, tapfer und unermüdlich thätig! Kaum hat er bei Narva gesiegt, und schon ist Wilna genommen. Während sie noch in Warschau berathen, was er für weitere

Pläne haben könnte — da steht er schon vor den Thoren und August muß in seine Erblande fliehen, sammt seinen Zunftgenossen. Ich habe von Stanislaw Leszczynski, meinem getreuen Freunde und Verwandten, ein Schreiben erhalten, er theilt mir mit, wie Carl es sehr bedauert, daß er für den Prinzen Jacob gegenwärtig nichts thun könne, — aber daß er nimmer dulden werde, daß August hier befehle; er hat uns den Rath ertheilt, einen Landsmann auf unseren Thron zu setzen und versprochen, ihm mit seinen Schweden zur Seite zu stehen. Ich bin zum Marschall der Conföderation berufen, deren Seele der Kardinal Radziejewski ist. Die Dethronisation ist bereits beschlossen. Gebe Gott, daß recht bald eine Einigung stattfindet, und daß der Neugewählte würdiger sei als der Frühere.«

— »Jedenfalls wird er einen schweren Standpunkt haben und eine Dornenkrone tragen müssen.«

— »Was meinst Du damit?«

— »Ich halte den Bürgerkrieg für unausbleiblich. Czar Peter wird nicht unthätig zusehen. Es wird nicht lange dauern, so wird er an der Spitze eines neuen Heeres seinen Gegner wieder aufsuchen, und — hat denn König August keine Parteigänger? Der Kron-Hetmann wird ihm gewiß nicht abtrünnig, und auch Rzewuski, so gut er sonst mit uns steht — er wird die Dethronisation für das Werk eines Aufstandes erklären und die ganze Partei in der Ukraine und ein großer Theil des reussischen Adels

werden ihm zur Seite stehen. Die Schwierigkeiten des neuen Regenten werden also nicht gering sein.«

— »Haben wir nicht in Carl einen Bundesgenossen, der es allein mit der ganzen Welt aufzunehmen versteht? Schade, daß unser Adolph nicht mit kann, den könnten wir jetzt sehr gebrauchen.«

— »Da irren Sie, lieber Vater! Der würde es mit uns nun und nimmermehr halten. Es ist sein Grundsatz, dem Eide, den er einmal geleistet, treu zu bleiben. Glauben Sie mir, er tritt eher zum Czaren über, als daß er es mit der Conföderation hält. Er hat dies sogar unserem Hetmann gegenüber ausgesprochen und ich glaube, es würde ihm sehr schlecht bekommen sein, wenn es mir nicht gelungen wäre, ihn zur Abreise mit mir zu bewegen.«

Diese Worte machten auf den Wojewoden einen großen Eindruck und er saß lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen, sichtlich bewegt von den Gedanken, welche sich in seinem Kopfe kreuzten. Die Reise wurde mit einer solchen Eile fortgesetzt, daß sie in Kurzem in Piotrkowo die ersten schwedischen Vorposten erblickten; — es waren die Reiter des Grafen Toll. Baron Iskul, der sie kommandirte, ließ sofort einige Mann abfertigen, um den Wojewoden bis nach Warschau zu begleiten. Am Schlagbaum bei Wola angelangt, mußten sie anhalten. Der Führer der Wache, nachdem er den Namen des Reisenden erfahren, trat an den Wagen heran und bat den Wojewoden um Verzeihung, daß er ihn nicht früher in die Stadt einlassen

dürfe, bevor er nicht die Erlaubniß eingeholt habe. Er ersuchte die Reisenden, diese Erlaubniß, — welche nicht lange ausbleiben würde — in der Wachtstube abzuwarten. Dieselben nahmen diesen Vorschlag um so lieber an, als das stürmische und regnigte Wetter zu einem Verbleiben im Wagen durchaus nicht einlud. Als sie in die Wachtstube traten, fanden sie dieselbe mit Offizieren gefüllt, die aber durch den Tabaksrauch kaum zu erkennen waren. Man lud sie zum Sitzen ein und sie ließen sich an der Seite mehrerer liefländischen Offiziere nieder, welche mit ihnen die Unterhaltung in deutscher Sprache führten. Gleichwohl sehnte sich der Wojewode, den Ort bald wieder zu verlassen, denn er war nicht an Tabak gewöhnt. Das klingt heute fast unbegreiflich — aber man wird es erklärlich finden, wenn man bedenkt, daß das virginische Blatt damals in Europa erst Mode geworden, und daß die Slaven die letzten waren, welche sich derselben anschlossen, ja daß die Skandinavier das ihrige dazu beitrugen, um diese Gewohnheit in jenen Gegenden zu verbreiten. Selbst heute noch hat sie sich dort nicht vollständig eingebürgert. Ganz vor Kurzem begegnete es einem Edelmann aus der Ukraine, der sich in einer Residenzstadt Deutschlands seiner Studien wegen aufhielt, daß er sich den Kammerdiener aus seiner Heimat nachkommen ließ. Derselbe war ganz erstaunt, bei seinem Herrn eine Gesellschaft zu finden, die sich damit abgab, aus Glimmstengeln Rauch zu erzeugen. Da er dergleichen noch nie gesehen,

so wußte er sich dies nicht anders zu erklären, als daß es ein Präservativ gegen die Cholera sei. Als daher den anderen Tag wieder eine Gesellschaft angesagt war, glaubte er nichts Förderlameres thun zu können, als den jungen Herren die Mühe zu ersparen und den Ofen zeitweise zu schließen, um auf diese Weise die Zimmer mit Rauch zu füllen.

Jedenfalls hätte der Wojewode zwischen dem Rauch von Holz und dem Tabaksdampf ebenfalls keinen Unterschied herausgefunden; außerdem berührte es ihn unangenehm, als er die Bemerkung machte, daß sich in dem mit Dampfwolken erfüllten Raume auch noch Marketenderinnen bewegten, welche den Offizieren ab und zu Meth reichten und ihre Liebkosungen mit keinesweges züchtigen Bewegungen erwiederten. Er bedauerte fast, nicht in seinem Wagen geblieben zu sein und stand eben im Begriff, unter einem Vorwande den Ort zu verlassen, als man von draußen Trommelwirbel hörte. Die Offiziere verließen die Stube und der erste Würdenträger und sein Sohn blieben mit den Bachantinnen der fremden Truppen allein, indessen nur wenige Minuten, denn es öffnete sich die Thür und der Kanzler Piper, der Marschall Löwenhaupt, der junge Poniatowski, Adjutant des Königs, traten ein und erklärten, daß sie den Auftrag hätten, die Reisenden in das Schloß zu geleiten. Draußen standen zwei bedeckte Wagen, die von dem Hofstaate August's noch zurückgeblieben waren, und jetzt dem Sieger dienten. In den ersten setzte sich der Kanzler mit dem Wojewoden, in den zweiten

Löwenhaupt mit dem Wachtmeister und Poniatowski; sie nahmen ihren Weg nach der Stadt. In den Vorzimmern des Schlosses fanden sie eine Menge vornehmer und hochgestellter Herren, welche die Ankunft des Königs erwarteten, denn obwohl der Regen noch nicht aufgehört hatte, so ließ sich Carl dadurch nicht abhalten, die Musterung der Soldaten, die eben aus Schweden gekommen waren, auf dem Schloßhofe vorzunehmen. Die Neuangekommenen hatten indessen nur so viel Zeit, ihre Reisehüllen und Kontusche abzulegen, als auch der König, gestützt auf den Arm Stanislaw Leszczynski's, in den Saal trat und mit einer leichten Bewegung die Versammlung begrüßte, in der sich Viele befanden, welche sich, wie der Fürst-Primas, noch vor Kurzem für die getreuesten Unterthanen des Sächsischen Hauses ausgaben, jetzt aber kein Maaß und Ziel kannten, um der neu aufgehenden Sonne ihre Huldigungen darzubringen.«

König Karl wechselte, wie es dem Leser bekannt ist, seine Kleider nur einmal in der Woche, und zwar jeden Sonntag; nun war es Sonnabend, und man kann sich vorstellen, wie sein Aeußeres beschaffen war, da er im heftigsten Regenguß über zwei Stunden im Freien seine Soldaten gemustert. Bis auf die Haut durchnäßt, trug er eine Montirung von dunkelblauem Tuch mit gelben Aufschlägen, deren Farbe aber kaum noch zu erkennen war; dazu eine Weste und Beinkleider von Elennshaut und grobe rindslederne Stiefel mit langen Sporen von Eisen; an

einem einfachen Ledergurt, der die kräftige und wohlgebaute Gestalt hervortreten ließ, hing ein Schwert von nürnberger Stahl — ein Erbtheil Gustav Adolphs, dessen Griff dieser noch in seiner Hand hielt, als er seinen Heldengeist bei Lützen schon aufgegeben. — Man konnte an dem ganzen Anzuge des Königs nicht das geringste Silber oder Gold entdecken, und diese Einfachheit fiel noch mehr auf, als sie gegen die reiche und glänzende Kleidung des Feldmarschalls Löwenhaupt abstach.

Aber man konnte den König gleich an seinem stolzen und feurigen Blick erkennen, mit dem sein blaues Augenpaar leuchtete; sein hellblondes kurzes Haar hob sich auf seiner hohen Stirn pyramidalisch empor. Zu einer Zeit, wo jeder hohe und vornehme Mann sich in der Gesellschaft nur mit wohlfrisirtem Haupte zeigte, kannte König Karl allein diesen Luxus nicht; sein Haar durfte kein Eisen oder Puder berühren, er strich es sich mit der Hand zurecht, kaltes Wasser vertrat bei ihm die Pomade. Er trug keinen Bart und hatte so spärlichen Haarwuchs, daß er sich wöchentlich nur einmal rasirte; ein wahres ächtes Skandinavenblut, Muster der Kühnheit. Seine Sprache war lakonisch, kurz und abgerissen. Als Mann der That hegte er eine Abneigung gegen allen Zierrath, selbst in der Sprache. Wenn Jemand mit ihm sprach und nur die geringste Amplifikation machte; wurde er sogleich ungeduldig und brach das Gespräch ab; seine Stimme hatte einen Anflug von Heiserkeit, aber etwas Durchdringendes

an sich, seine Bewegungen erfolgten plötzlich, dabei wurde er von einer solchen Unruhe beherrscht, daß er selten länger als einen Augenblick auf einer Stelle stehen blieb. Nach seinem Lebenslauf zu schließen, sollte man meinen, daß er nichts weiter als Militair gewesen, dies war aber durchaus nicht der Fall, er hatte sich eine sehr gediegene Bildung angeeignet, er war ein Meister in mathematischen Wissenschaften und drückte sich in mehreren Sprachen mit großer Fertigkeit aus. Sein inneres geistiges Wesen wird dadurch am besten charakterisirt, daß er das klassische Alterthum in hohem Grade verehrte. Im Kriege oder Frieden benutzte er die freien Augenblicke und ließ sich selbst, während er sein einfaches Mahl einnahm, vom Sekretär Stellen aus den alten Schriften, meist aus Plutarch, vorlesen, denen er mit Aufmerksamkeit zuhörte und darüber seine Bemerkungen machte.

Nachdem er eingetreten war, schritt er an der Seite Leszczynski's rasch auf den Wojewoden zu, und nach dessen Vorstellung sagte er:

— »Ich erwartete Sie mit Ungeduld und freue mich, Sie kennen zu lernen.«

Der Wojewode, mit seinen Sitten und Gewohnheiten noch nicht vertraut, war eben im Begriff, eine Anrede zu halten, aber der König unterbrach ihn gleich am Eingange mit den Worten:

— »Herr Wojewode, Sie sind zum Marschall proklamirt. Das ist mir lieb, denn Sie waren ein Freund des

hochseligen Königs Johann, unsterblichen Andenkens. Die Dethronisation des Kurfürsten von Sachsen ist durchaus nothwendig, nur in diesem Falle kann ich Euer Bundesgenosse bleiben, sonst müßte ich als Feind auftreten. Es wird am besten sein, wenn Ihr meinen Freund Stanislaw Leszczynski zu Eurem Herrn wählt, das müßt Ihr aber rasch thun, das Interregnum darf unter allen Umständen nicht lange dauern; ich muß den König August in Sachsen verfolgen und ihn zwingen, Stanislaw anzuerkennen. Während ich in Sachsen bin, könnt Ihr Eure Regierung einrichten und eine Armee aufstellen, damit will ich dann, wenn ich aus Sachsen wieder zurück bin, schon Sorge tragen, daß die Republik ihre Avulsen zurück erhält, dazu empfehle ich Einigkeit, denn bei Gott! ich dulde keine Parteiungen. Stanislaw ist mein Freund und wer gegen ihn aufsteht, der hat es mit mir zu thun; die Kronhetmanns kümmern mich nicht, sie setzen ihr Vertrauen auf den Zaren — ich weiß es — aber ich denke ihm noch eine bessere Lektion zu geben, als bei Narva. Währenddem lasse ich Euch meinen Löwenhaupt hier, er wird meine und Eure Truppen kommandiren, aber ich bitte Euch, Ihr müßt noch heute den König proklamiren, denn ich will morgen vor Sonnenaufgang Warschau verlassen. Herr Marschall! um drei Uhr Nachmittags werdet Ihr mir den Akt über die Wahl meines Bruders Stanislaw bringen, der Primas wird Euch bei der Ausfertigung helfen. Nunmehr will ich Euch nicht weiter stören, denn Ihr habt dazu keine Zeit

zu verlieren und ich muß noch mit meinem Piper arbeiten.«

Damit entfernte er sich noch rascher, als er gekommen war, ihm folgte der Kanzler von Schweden mit einer Brieftasche unter dem Arm. Der König war kaum einige Minuten fort, als sein Kanzler wieder in den Saal trat, auf Stanislaw Leszczynski zuging, vor ihm eine tiefe Verbeugung machte und ihn mit den Worten anredete:

— »Majestät, mein königlicher Herr ersucht Euer Hoheit auf einige Augenblicke, weil Se. Majestät noch wichtige Dinge zu besprechen haben.«

Stanislaw, gefolgt von Piper in gebeugter Stellung, verließ den Saal. Die Versammelten wußten nicht, was ihnen geschehen; Staunen und Schweigen herrschte eine Weile, bis der Fürst Lubomirski, der Starost von Olsztyn das Schweigen mit den Worten unterbrach:

— »Das ist ja ein merkwürdiger Herr, dieser König von Schweden, kaum vor einer Viertelstunde konnte er den Marschall unserer Generalkonföderation nicht rasch genug erwarten, um die Dethronisation auszusprechen und jetzt proklamirt er selbst unseren neuen Herrn. Ich weiß nicht, wie die Wojewodschaften die Nachrichten von dieser Art und Weise einer Neuwahl aufnehmen werden.«

Ihm gegenüber trat der Herr von Galin, Wojewode von Culm, mit den Worten auf: »Es dürfte wohl am besten sein, von der Dethronisation gar nicht mehr zu sprechen. Der Fürst-Primas hat ja bereits das Inter-

regnum publizirt und da bisher dagegen kein Einspruch gethan worden, so kann man annehmen, qui tacet consentire videtur; was aber die Proklamation des Neugewählten anbetrifft, so hat der König von Schweden damit weiter nichts gethan, als daß er vor dem Kommando losgeschossen, denn es ist doch unser einstimmiger Wille; da aber verba volant, scripta manent, so mag unser geehrter Marschall den amtlichen Wahlakt so bald als möglich aufsetzen, damit wir unserem königlichen Bundesgenossen zeigen, daß wir auch rasch sein können.«

Einer sah den Anderen groß an, bis sich der Primas mit den Worten erhob: »Die Sache verhält sich allerdings so, der Herr Starost hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Bei ruhigen Zeiten mögen wohl alle diese Formalitäten ihre gegründete Berechtigung haben, aber heute, wo die Kriegesfackel in allen Theilen der Republik auflammt, silent leges inter arma. Wir können doch unmöglich uns dem Willen unseres Bundesgenossen widersetzen, wir müßten ihn denn zum Feinde haben wollen. Darin wird mir jeder wahre Patriot beistehen; möge also der Herr Marschall den Wahlakt sofort aufsetzen, damit wir denselben gleich hier unterzeichnen können. Die Necessitas flagrans wird uns vor der Nation entschuldigen, wenn auch einige gesetzliche Formen nicht erfüllt sein sollten; übrigens wird das Schwert Karl XII. und die Weisheit Stanislaw I. alles Fehlende ersetzen.«

Gern oder ungern, Alle waren damit einverstanden, der Wahlakt wurde aufgesetzt, obwohl sie eigentlich Alle durch kein Mandat dazu ermächtigt waren. Dira Necessitas frangit legem. Die ganze Angelegenheit, die über das Schicksal so vieler Millionen eines so ausgedehnten Reiches, welches sich damals von der Ostsee bis beinahe an das Schwarze Meer hinzog, dauerte nicht eine Stunde. Ehe auch nur Einer den Saal verlassen hatte, wurde eine Deputation ernannt, an deren Spitze der Marschall den Akt dem Neuerwählten und seinem gewaltigen Bundesgenossen im Namen der Conföderation mit der Anzeige überreichen sollte, daß dieselbe nunmehr aufgelöst, und daß von da ab alle Macht und Autorität der Nation in den Händen des Neuerwählten beruhen.

Den folgenden Morgen, noch ehe die Sonne aufging, hatte Karl XII. bereits die Hauptstadt verlassen und mit seiner Heeresmacht den Weg nach Sachsen angetreten und seinen Freund Stanislaw mit einer Machtvollkommenheit zurückgelassen, wie sie keiner seiner Vorgänger je gehabt hatte.

XV.

Zorn des Aristokraten.

Der neue Herrscher begann seine Regierung mit allem Eifer und bestrebte sich aus allen Kräften, seine Aufgabe zu erfüllen; er hatte in Potocki einen Rathgeber und einen thätigen Diener. Es gingen auch fortwährend aus den Wojewodschaften Adhäsionen zu dem Akte der General-Conföderation ein, aber von der anderen Seite schienen sich auch gefährliche Oppositionen zu regen, namentlich in den Landstheilen, welche an Rußland grenzten. Die Hetmanns hielten es mit August; der Großhetmann Sieniawski war seinem früheren Herrn nach Sachsen gefolgt; der Feldhetmann Rzewuski kehrte aus Stambul zurück, ohne die Traktate zu Ende geführt zu haben und begab sich nicht nach Warschau, um als Unterthan zu huldigen, sondern ohne Rücksicht auf die Aufforderung des Wojewoden von Posen und auf die persönliche Freundschaft, in welcher er bis dahin zu Stanislaw Leszczynski gestanden hatte, legte er ein Manifest gegen alle politischen Maßnahmen ein und

sammelte Truppen, um dasselbe mit Waffengewalt zu unterstützen. In Litthauen änderte der Fürst-Kanzler, welcher sich zuerst dem Schweden-Könige genähert, nunmehr seine Gesinnung; seine Gemahlin, dem Zaren Peter eifrig zugethan, unterhielt mit diesem eine Korrespondenz und trug das Ihrige dazu bei, den öffentlichen Bruch zu beschleunigen. Alles das wußte Stanislaw, er erschöpfte alle Mittel, um die Keime des Bürgerkrieges zu ersticken; er beschäftigte sich auf das angelegentlichste mit der Organisation der Armee, aber alle seine Tüchtigkeit und Mühe waren vergeblich. Das mystische Band, welches auch zwischen einem Herrscher und seinen Unterthanen besteht, war dahin und Niemand glaubte mehr an ein stetiges, unerschütterliches Regiment. Selbst die Nachricht von dem Frieden in Altransstädt und der Entsagung aller Rechte Seitens des Königs August waren nicht im Stande, das einmal entschwundene Vertrauen wieder herbeizuführen. Jeder erkannte die großen Vorzüge Stanislaw's an, man ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren, namentlich seinem Muth, seiner Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten und seiner patriotischen Aufopferungsfähigkeit, — aber mit Ausnahme der wenigen enthusiasmirten Parteigänger glaubte doch Niemand so recht an den Bestand seiner Einrichtungen. Nach und nach fing die Illegalität des Thronbesteigungsaktes an, ihre bitteren Früchte zu tragen. Es erhoben sich Stimmen, die immer mehr Anklang fanden, welche den Regierungsantritt als einen Akt fremdherrlicher Gewalt und Willkür bezeichneten.

Dazu kam noch, daß selbst die Grundlage der ganzen Veränderung, der Glaube an die physische Macht und an das Kriegsglück des siegreichen Bundesgenossen mehr oder weniger seine Illusion verlor. Es lebt in der Masse des Volkes ein Gefühl, welches sich nicht näher beschreiben oder definiren läßt, das aber oftmals weit untrüglicher ist, als die logisch ausgearbeiteten Reflexionen von Staatsmännern. Dieses Gefühl sagte den Meisten, welche darüber nachdachten, daß der glänzende Sieg bei Narva und der Erfolg darnach doch nur etwas sehr Aeußerliches. Eine Schlacht, ja ein ganzer Feldzug entscheidet in Rußland noch gar nichts. Darin liegt eben das Unerschütterliche seiner Macht, daß es nach jeder Niederlage dem Feinde nur gefährlicher wird; deshalb gab es in Litthauen und Reußen gewiß viele Bürger, welche mit Zuversicht annahmen, daß Czar Peter binnen Kurzem seinen Gegner wieder aufsuchen werde. Nach und nach machte sich auch die Ueberzeugung Bahn, daß die Sicherheit und sogar das Dasein der Republik nur von einem engen Freundschaftsbündniß mit Rußland abhänge. Das verhehlte sich auch Stanislaw selbst nicht, so sehr er bemüht war, durch erkünstelte Heiterkeit seine Besorgnisse zu verdecken. Seine letzte Hoffnung setzte er auf die Rückkehr Karl's und erschöpfte daher alle Mittel, um die Hülfstruppen dem Marschall Löwenhaupt zu stellen. Dieser hielt sich mit der geringen Abtheilung, die ihm gelassen war, in den Wojewodschaften zunächst Warschau, daher entwickelte sich auch

in diesen Theilen des Reiches das, was man annähernd eine Regierung nennen kann, in den anderen Theilen herrschte die größte Anarchie. Wer irgend im Stande gewesen, das Land zu verlassen, that es; diejenigen, die zu Hause blieben, versuchten das Aeußerste, um nicht für die Anhänger des einen oder des anderen Machthabers zu gelten. Das thaten die ruhigen und friedlichen Bürger, die anderen dagegen benutzten jede Gelegenheit zu Mißbrauch und Gewaltthätigkeiten. Damals begannen bereits die Plünderungen der Heidamaken. Mit einem Wort, alle Greuel des Bürgerkrieges standen in Aussicht.

Wie wenig sich der Czar für besiegt hielt, geht schon daraus hervor, daß er auf dem von seinem Feinde eroberten Gebiet die Fundamente der einstigen Hauptstadt seines Reiches zu legen begann, gleichzeitig aber in Smolensk eine Heeresabtheilung aufstellte, welche dem Fürsten Sapieha zu Hülfe eilen sollte. Kaum hatte dies Löwenhaupt erfahren, als er es sich zur Aufgabe machte, die Vereinigung dieser Truppen mit denen des Hetmanns Sieniawski zu verhindern.

Was nun die innere Administration der Republik betrifft, so kann man wohl sagen, daß die Seele des Ganzen der Wojewode von Posen war. Als Verwandter und Freund, sowohl des Königs, als des Fürst-Kardinals, stand er am Ruder des Staats. Von ihm hing die Vermehrung der Militairkräfte, Korrespondenz nach Innen und Außen, die Verleihung von Würden und Aemtern

ab. Man kann sich daher vorstellen, wie sehr seine Person in Anspruch genommen war und wie wenig er für sich selbst Zeit behielt. Seine beiden Söhne blieben, obwohl gegen ihre Ueberzeugung, dennoch den politischen Ansichten ihres Vaters getreu. Der eine kämpfte in Sachsen, der andere in Litthauen gegen die Partisanen des früheren Königs.

Ein unerwarteter Zufall warf den letzteren, den Kron-Wachtmeister, auf das Krankenlager. Bei einer Musterung der Soldaten hatte einer derselben sein Gewehr abgefeuert, vorher aber vergessen, den Ladestock herauszuziehen. Das Pferd des Wachtmeisters wurde davon getroffen, und stürzte so unglücklich, daß er einen Armbruch erlitt. Da eine längere Kur unausbleiblich war, so rieth ihm Löwenhaupt selbst an, in Warschau seine Wiederherstellung abzuwarten. Als er in der Hauptstadt ankam, ließ er sich nach dem Palais seines Vaters in Podwale bringen. Er traf seinen Vater sehr verändert an. Der frühere freundliche Ernst hatte einem düstern Sinn Platz gemacht, das Unglück und die Leiden seines Sohnes vermehrten diesen Zustand. Der Wachtmeister wußte von dem Grunde dieser Veränderung nichts und hatte nur so viel durch den Hausmarschall erfahren, daß vor einigen Tagen ein Beamter des Wojewoden, der sein ganzes Vertrauen besaß, aus der Provinz angekommen und daß dieser gewiß irgend eine wichtige, aber zugleich auch traurige Nachricht gebracht haben müsse. Nachdem der Wachtmeister sich von den Fatiguen der Reise

erholt, besuchte ihn sein Vater im Krankenzimmer. Als Letzterer einige Zeit bei ihm verweilt und sichtlich mit sich selbst gekämpft hatte, sagte er zu seinem Sohne:

— »Es gewährt mir eine Erleichterung, wenn ich mich Dir gegenüber aussprechen kann, und hege ich nicht die Besorgniß, daß es Dein Leiden erhöhen wird. Stelle Dir vor, während ich hier der unaufhörlichen Anstrengung der öffentlichen Geschäfte fast erliege, muß mich das Unglück treffen, daß der Frieden meines Hauses und die Ruhe meines Innern untergraben wird. Du weißt nicht, was während Deiner Abwesenheit sich im elterlichen Hause zugetragen, — denke Dir: Dein Freund Adolph, mit meinem Brod genährt, mit meinem Gelde gebildet, mit meinem Vertrauen gekräftigt, trägt seinen Dank jetzt dadurch ab, daß er unserem Hause die größte Schmach anthut. Er hat die Frechheit gehabt, seine Blicke zu Deiner Schwester zu erheben, der Sohn meines Dieners hat sich erkühnt, mein Eidam werden zu wollen! Du wunderst Dich oder scheinst es gar nicht glauben zu wollen.«

— »Ich zweifle nicht, daß ihm meine Schwester gefallen, oder daß er sich mit dem Gedanken einer Erwiederung getragen, aber ich bin der Meinung, daß er es sicherlich nicht gewagt haben wird, sich damit irgendwie zu erklären.«

— »Das hat er eben gethan! Gajewski war hier und hat mir über Vieles die Augen geöffnet, was ich freilich hätte selbst sehen sollen, aber wo konnte ich an so etwas Unerhörtes denken! Wenn ich den Sohn eines um

mich und mein Haus verdienten Dieners freundlich und zuvorkommend aufnahm, so fühlte ich mich sogar in ihm geschmeichelt, daß er durch seine Fähigkeiten und Anlagen sich so rasch emporgearbeitet hat; ich schenkte ihm deshalb noch bei meiner Abreise meine volle Theilnahme, und es ist von unserer Seite gewiß nichts versäumt worden, wodurch seine Wiederherstellung beschleunigt worden. — Jetzt muß ich gewahr werden, daß ich an meinem eigenen Busen eine Schlange genährt.«

— »Nun, selbst wenn er sich erklärt — da ist's doch noch sehr weit entfernt von dem Schritt, der allein uns Schande bringen könnte!«

— »Leider muß ich mir selbst die größten Vorwürfe machen, daß ich das Uebel gehegt und gepflegt. Sophie ist nicht gleichgültig gegenüber seinen unwürdigen Gefühlen. Lies den Brief Deiner Mutter und Du wirst einsehen, ob ich Recht habe, wenn ich außer mir bin. Sie schreibt mir, daß Sophie wegen der Krankheit dieses abscheulichen Buhlers untröstlich gewesen. Sie giebt mir darin zu erkennen, daß es doch besser sei, das Kind lieber in einer, wenn auch nicht ganz wünschenswerthen Ehe, als auf dem Todtenbett zu sehen. Ist's doch beinahe, als ob für sie die Ehre des Namens und der Ruf des Hauses gar nicht da wären. Es bleibt wenigstens ein Trost und ein großes Glück dabei, daß es vor mir nicht geheim geblieben; man hat so doch noch Maßregeln treffen können. Ich werde ihn unschädlich zu machen wissen.«

— »Sie werden es doch nicht wagen, gegen einen Edelmann und Beamten selbstständig etwas Gewaltthätiges vorzunehmen?«

— »Was ich gethan und was ich noch thun werde, will ich vertreten; es handelt sich hier nicht sowohl um das Privatinteresse, als um die Sicherheit des Ganzen. Du weißt doch auch, daß dieser verliebte Friedensstörer ein eifriger Anhänger des Königs August und wohl gar fähig ist, unter der Fahne des Kron-Hetmanns wider unser gegenwärtiges Regiment aufzutreten; aber diese Abtrünnigkeit an Haus und Familie liegt in der Zeit. Stelle Dir vor, Patkul, den Du in Litthauen kennen gelernt und von dem Du mir manchen Zug erzählt hast, der mich für den Mann eingenommen, ist wegen treuloser Umtriebe verhaftet und an Karl ausgeliefert worden.«

— »Gott behüte ihn, daß seine Worte nicht in Erfüllung gehen. Er erzählte uns, daß er im Gefängniß geboren, daß es ihm vorhergesagt worden, er werde auf der Richtstätte sterben.«

— »Es ist eine böse Zeit und solche Vorgänge sind die Zeichen derselben. Darum muß Jeder thun, was er kann, um von solchen Menschen fern zu bleiben, die ihr angehören.«

Damit endigte die Unterredung, der Wojewode ließ seinen Sohn, um sich in die Rathsversammlung zu begeben.

XVI.

Schloß Prusowo.

Inzwischen war Adolph wieder so weit hergestellt, daß er das Haus verlassen und seinen ersten Besuch im Schlosse wieder abstatten konnte. Das Wiedersehen reichte hin, um auch die Bläße Sophien's schwinden zu lassen. Dies war um so mehr der Fall, als sie es mit sichtlicher Befriedigung aufnahm, daß Adolph ihr zu Liebe seiner militairischen und politischen Thätigkeit so gut wie entsagte.

Nachdem er Alles, was sich während seiner Krankheit zugetragen, im Hause des Wojewoden erfahren, bewältigte er seine Sympathieen, um nicht in Widerspruch mit dem Vater derjenigen zu kommen, die er liebte. Freilich fehlte es nicht an Augenblicken, in denen er sich sagte, daß, wenn er sich der Gegenpartei anschlösse, dies vielleicht der sicherste Weg wäre, um im Falle des Sieges sich eine Stellung zu erringen, in der von Standesunterschieden keine Rede mehr sein würde. Nichtsdestoweniger drängte

er alle Pläne und Entschlüsse zurück und setzte seine Hoffnung auf die Wendung der Dinge, indem er sich davon eine Zukunft versprach, wenn die Sache des Königs August auf die eine oder die andere Art und Weise wieder die Oberhand gewönne.

Auf diese Weise kam es, daß er die Stunden seiner Wiedergenesung in dem Schlosse auf das Angenehmste zubrachte.

Während er eines Tages in dem Zimmer der Wojewodin saß, wurde der Landmundschenk Gajewski angemeldet. Er brachte die Nachricht, daß der Wojewode sich wohl befinde und allen Nachbarn und Freunden seine Grüße sende.

Der Frau Wojewodin überreichte er ein Schreiben ihres Gemahls, worin derselbe in kurzen Worten sie von seinem Wohlbefinden unterrichtete, sich aber wegen des Dranges der Geschäfte entschuldigte und ihr versprach, in wenig Tagen ausführlich über die Angelegenheiten ihres Hauses zu schreiben.

Die Anwesenden umringten den Landmundschenk und erkundigten sich nach den Vorgängen in der Hauptstadt.

— »Ich kann Ihnen die Versicherung geben«, sagte dieser, »daß unser Herr Wojewode wie durch ein Wunder frisch auf ist, und wie verjüngt aussieht, obwohl er von früh auf bis spät in die Nacht hinein auf das Angestrengteste thätig ist. Denn er gilt Alles bei dem Könige und Stanislaw ist nicht so unthätig, wie es der Sachse gewesen. Alles

wird reorganisirt, alle tüchtigen Männer herangezogen. Auch von Ihnen haben wir gesprochen, Herr Staroſt. Der Herr Wojewode läßt Sie grüßen und hegt die Hoffnung, Sie in Warschau zu sehen, sobald es Ihre Gesundheit nur erlauben wird.«

— »Das will ich allerdings thun«, entgegnete der Staroſt, »vorläufig aber ist daran noch nicht zu denken. Der Arzt hat mir bisher nur erlaubt, zu Fuß einige Ausflüge zu machen.«

— »Von morgen ab«, fiel der anwesende Hausarzt ein, »werde ich aber nichts mehr dagegen haben, und empfehle es Ihnen sogar, mit den Besuchen in der Nachbarschaft den Anfang zu machen.«

— »Dann werde ich«, sagte der Landmundschenk, das Vorzugsrecht geltend machen, daß Sie bei mir, dem Diener und Freunde Ihrer Familie, Ihre Besuche beginnen. Die Besitzung, welche ich durch die Gnade des Herrn Wojewoden inne habe, ist ja nur eine schwache Meile von hier entfernt. Ich habe übrigens noch so viel mit Ihrem Herrn Vater zu besprechen, daß ich heute hier nächtigen werde, morgen früh aber rechne ich darauf, Sie auf Ihrem ersten weiteren Ausfluge begleiten zu können.«

Nachdem Adolph darauf eingegangen, empfahl sich der Landmundschenk, um noch mehrere Aufträge des Herrn Wojewoden in Erledigung zu bringen.

Den folgenden Tag Vormittags befanden sich Adolph und der Landmundschenk auf dem Wege nach dessen Be-

fitzung. Als sie in die Nähe des Schlosses Prusowo kamen, sagte der Landmundschenk:

— »Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Staroſt, will ich hier ein wenig verweilen, weil ich mit dem Kommandanten des Schlosses zu sprechen habe. Kennen Sie das Schloß?«

— »Als Knabe war ich einmal hier, weiß mich aber dessen nicht mehr näher zu entsinnen.«

— »Es ist sehr sehenswerth; so klein es ist, so fest ist es. Der Urgroßvater des Herrn Wojewoden hat es angelegt und seitdem ist es Jahr für Jahr verbessert und immer mehr befestigt worden. Er hat hier weder Geld noch Arbeit gespart. Ich bin neugierig, was Sie zu der inneren Einrichtung sagen werden.«

— »Wenn uns so viel Zeit übrig bleibt, soll es mir viel Vergnügen machen, es zu besichtigen.«

— »Das soll ganz von Ihnen abhängen, ich werde mit dem Kommandanten meine Angelegenheit besprechen, und währenddem können Sie sich von einem Offizier der Hofmiliz umherführen lassen und sich nach Belieben von Allem überzeugen. Es soll eine Fortifikation, wie keine zweite im ganzen Reiche sein. Es hat sich auch dies Schloß bereits im Kriege gegen die Schweden unter Karl Gustav bewährt. Vierzig Wochen lang hat damals die Belagerung gedauert, aber der Feind konnte ihm nichts anhaben. Auch der große Thurm links ist werth, besichtigt zu werden. Im oberen Stockwerk sind die Archive des Hauses

Potocki und mehrerer anderer vornehmer Häuser niedergelegt und darunter ist ein Burgverließ mit einem Gefängniß, wie man weit und breit kein zweites findet.«

Während sie sich so unterhielten, rollte der Wagen über die Aufzugsbrücke in den Schloßhof, wo sie von dem Kommandanten mit allen militairischen Ehren empfangen wurden. Derselbe lud sie zu einem Frühstück ein, was der Starost indessen ablehnte und der Landmundschenk ihn als Rekonvaleszenten entschuldigte. Dieser trug den Wunsch des Staroften vor, die Feste zu besichtigen, und der Kommandant fertigte einen Offizier zu dem Zweck ab, den Staroften mit den Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen.

Derselbe führte ihn nach Besichtigung mehrerer Außenwerke auch in das Souterrain des Schloßthores und empfahl ihm, sich eine Zelle anzusehen, welche durch ihre Einrichtung seine ganze Aufmerksamkeit verdiene.

Kaum war der Staroft eingetreten, als der Offizier einige Schritte zurücktrat; eine Fallthür herunterließ und sich dem Staroften mit den Worten empfahl:

— »Hier bleiben Sie, Herr Staroft, so lange als Gefangener, bis der Herr Wojewode anderweit über Sie verfügen wird.«

Der Staroft befand sich einige Augenblicke in einer Art von Betäubung, und so oft er später dieses Vorfalls erwähnte, pflegte er zu äußern, er habe damals zum ersten Mal in seinem Leben Furcht gehabt, die er vorher nie gekannt. Es verhielt sich in der That so. Dem gera-

den, biederen und tapferen Charakter hatte das Dämonische der Hinterlist und des Verraths, womit seine Gefangennehmung vollführt worden war, in Furcht und Schrecken versetzt; denn der Mann, der gewohnt ist, mit Ruhe und Entschlossenheit den Gefahren und dem Tode zu begegnen, steht rathlos und zitternd da, wenn er sich von Treulosigkeit umgeben oder in der Schlinge eines ungekannten Feindes gefangen sieht. Der Ort, an dem er sich befand, war überdies so dunkel, daß der Starost die Gegenstände um sich nicht zu unterscheiden vermochte. In einiger Entfernung bemerkte er spärliches Licht flimmern. Nachdem er sich gesammelt hatte und näher getreten war, überzeugte er sich, daß es von einem Lämpchen herrührte, offenbar in der Absicht hingestellt, damit er nicht in völliger Finsterniß bliebe, und damit er den Ort, wo er sich befand, in Augenschein nehmen könne; denn unweit des verglimmenden Lichtes stand ein Leuchter und mehrere Kerzen daneben, deren eine er anzündete und sich nunmehr das Gemach besah. Er that es nur zaghaft und mit einer gewissen Ueberwindung; aber je länger er die Gegenstände seiner neuen Umgebung betrachtete, desto mehr wich seine anfängliche Angst und Besorgniß, und desto mehr kehrte seine Ruhe und Unbefangenheit zurück. Er gelangte nämlich zu der Ueberzeugung, daß man sich zwar seiner Person habe versichern wollen, daß man aber weit entfernt sei, gegen sein Leben oder seine Gesundheit etwas zu unternehmen. Das Gemach gehörte allerdings zu einem Ver-

ließe, wie sie damals in den Burgen und festen Schlössern eingerichtet waren, es ließ keine Verbindung mit der übrigen Welt zu, nicht einmal ein Lichtstrahl drang hinein. Gleichwohl deutete die übrige Einrichtung auf eine Fürsorge, welche ihm selbst einen längeren Aufenthalt hatte erträglich machen sollen. Es befand sich darin ein Bett mit wollenen Decken, ein Tisch und Stuhl, und auf dem Tische lagen einige Bücher, Feder und Papier. Beim näheren Einblick gewahrte er, daß die Bücher die Kriegswissenschaft betrafen. Das beruhigte ihn noch mehr. Man hatte ihn in einen Hinterhalt gelockt und seiner Freiheit beraubt, aber man hatte ihn nicht wehrlos gemacht, indem man ihm seinen Säbel gelassen hatte, und nunmehr bot eine Freundeshand ihm die Mittel, um sich während seiner Gefangenschaft in seinem Berufe zu vervollkommnen. Während der Staroſt noch mit der Durchsicht der Bücher beschäftigt war und sich im Geiste in seiner neuen Lebensweise erging, vernahm er ein Geräusch. Die Spitze des gewölbten Raumes öffnete sich und es wurde durch dieselbe an Stricken ein Korb heruntergelassen, dessen Inhalt er auf den Tisch leerte und darin eine Mahlzeit fand, wie er sie auf dem Schlosse des Wojewoden gewöhnt war, sogar die Flasche Wein fehlte nicht.

Wer von unseren Lesern sich in die Lage des Staroſten versetzen kann, dem wird es nicht entgehen, daß er bei all' seiner Zuversicht dennoch von den schmerzlichsten Gemüthsbewegungen gequält wurde. Er hatte das ruhige

Bewußtsein, sich nicht wegen eines Frevels in dieser Lage zu befinden, er hatte den hohen Trost, daß er sein Leiden mit derselben Aufopferungsfähigkeit trage, mit der er so oft freudig in den Tod gegangen; aber es stellte sich alsbald einer der größten Feinde der menschlichen Geduld und willigen Unterwerfung ein, nämlich die Ungewißheit. Wer da weiß, was ihm Schlimmes bevorsteht, ist glücklich im Vergleich zu demjenigen, der sich über sein Schicksal in Ungewißheit befindet, und das war bei dem Staroſten der Fall.

Gleichwohl glich sein Zustand mehr oder weniger nur einer Betäubung. Hätte er im Laufe seines bisherigen Lebens die Frucht von dem Baume der Erkenntniß auch nur berührt, dann würde er jetzt die geistigen Folterqualen des nahenden Wahnsinns empfunden haben. Aber der höchste Lohn seines Wandels bestand darin, daß er an die Treue seines Ideals glaubte. Seine liebende Seele wußte nicht, was es heißt, auch nur die Möglichkeit einer Treulosigkeit anzunehmen.

Deshalb befiel ihn eine Lethargie, von deren Erschöpfung er sich jedoch bald wieder erholte.

Es ist eine geheimnißvolle Einrichtung unserer Natur, daß der Freudengenuß wahrer Liebe durch Leiden nur erhöht wird. Wie könnte man sich anders die ungetrübte Zuneigung der Frau erklären, nachdem sie die Todesqualen bei dem Entwinden der Liebesfrucht im Wochenbett erfahren. Aehnlich ist es bei dem Manne. Je größere

Leiden er des geliebten Gegenstandes halber zu erdulden hat, um desto heftiger entbrennt er in Hingebung und in Aufopferung. So war es auch bei Schmiegel. Sein Inneres wogte in einem gewaltigen Kampfe auf und nieder, sich selbst unbewußt, unklar, dunkel, nicht in Worte zu fassen, weil bei ihm die Thatkraft die Fähigkeit der Mittheilung ersetzte. Aber ohne daß er in seinem Innern zu lesen verstand, gelangte er nach und nach zu dem unabänderlichen Entschluß, in seiner Treue auszuharren und das Aergste über sich ergehen zu lassen. Das Gefängniß gewährte ihm ja die Illusion, Ihretwegen zu leiden, während er die Freiheit mit der Besorgniß hätte theilen müssen, Sie zu verlieren.

Nachdem er sich mit diesem Gedanken vertraut gemacht und ihm in einem inbrünstigen Gebet die Weihe gegeben, erhob sich sein Geist gekräftigt und gestärkt, wie es einer Heldenseele geziemt. Er fühlte sich umrauscht von unsichtbaren Engelschwingen und seine Kerkerzelle erschien ihm als Asyl der untrüglichsten Hoffnung, selbst, wenn ihn der Weg daraus zu den Pforten des Todes führen sollte!

* * *

Es mochten wohl vierzehn Tage vergangen sein, als er während der Mahlzeit beim Zerschneiden eines Huhnes einen Streifen Papier fand, auf welchem folgende Zeilen standen:

»Wohlwollen ertheilt Dir den Rath, zu beichten. Richte an diejenigen, die Dich in Ge-

wahrsam halten, die Bitte, daß man Dir einen Geistlichen aus dem Kapuzinerkloster kommen lasse, weil Du eine besondere Andacht zu St. Felix, Deinem zweiten Patron, hegtest. Folge diesem Rathe — er wird Dir sehr ersprießlich sein.«

Ohne sich zu besinnen, schrieb Adolph, wie ihm gerathen worden und legte das Gesuch in den Korb, ehe man denselben wieder in die Höhe zog.

Am dritten Tage darauf gegen Abend hörte er eine Glocke und bald darauf senkte sich an starken Seilen durch die Oeffnung eine Art Sänfte. Aus derselben stieg ein Kapuzinermönch mit übergeworfener Kapuze und langem weißen Bart. Adolph begrüßte ihn schweigend und führte ihn an den Tisch. Der Mönch ließ sich nieder und Adolph bereitete sich vor, die ersten Fragen wegen der ernsten Handlung an ihn zu richten. Aber wie groß war sein Erstaunen, als der Mönch die Kapuze zurückwarf, seinen Bart ablegte und er nun in ihm seinen lang entbehrten Freund Kuxheim erkannte. Er fiel ihm um den Hals und stand eben im Begriff, seine Freude laut auszudrücken, als dieser ihn durch lateinische Einschaltungen, wie wir sie an ihm gewöhnt sind, bedeutete, in Schweigen zu vernehmen, was seiner harre.

Auf diese Weise blieb Alles für einen Dritten Uneingeweihten unverständlich, selbst wenn eine Belauschung ihres Gesprächs Seitens der Wächter möglich gewesen wäre. Kuxheim theilte seinem Freunde mit, daß es sich um seine

Befreiung handle, indem er an seiner Statt in Haft bleiben wolle und Adolph in seiner Verkleidung das Verließ und das Schloß verlassen solle.

— »Aber ich bin außer Stande, ein solches Opfer anzunehmen,« entgegnete Schmiegel.

— »Es ist von meiner Seite kein Opfer. Wenn Du auf den Plan eingehst, so erfüllen wir Beide nur unsere Missionen, Jeder die seinige auf einem besonderen Wege. Ich muß hier ein angefangenes Werk vollenden und Du mußt von hier auf Deiner großen Laufbahn zur Sonnenhöhe schreiten. Meine Arbeit ist eine rudis indigestaque moles. Sie soll sich in einen Bau wandeln claro micantem auro flammasque imitantem Pyropo.«

— »Noch einmal, ich kann diese Aufopferung nicht annehmen.«

— »Warum nicht? Glaubst Du, daß mir hier etwas geschehen wird? Sei unbesorgt, ich bin ein vates, dem thun die Mächtigen nichts; denn sie wissen, daß er in ihren Gedanken liest. Was die Geschichte, ein Abdruck der närrischen Fama, daran verunstaltet, das rectificiren oder reconstruiren wir. Was gelten alle Thaten der Großen, wenn ihnen der belebende Gedanke des Sehers fehlt? Darum kenne ich auch keine Furcht. Aber gesetzt: meinem Leibe drohte Gefahr, meinst Du, es fehlt mir an Muth, sie zu bestehen? O, wisse, auch ich bin durch sündentilgende Schmerzen zu der Kraft der Entsagung gelangt.

Es ist ein Gnadenmittel der Seligkeit, in der Vergangenheit und Zukunft unseres Geschlechts zu lesen. Allerdings wird es nur Wenigen zu Theil, aber, wer auch nur eine Ahnung davon in sich empfindet, der hat die Kraft, Alles über sich ergehen zu lassen. Ich weiß, es wird mir hier nichts geschehen; im Gegentheil, ich werde mir den Vorrath von Wein zu Nutze machen, den Du angesammelt. Ich betheure es, selbst wenn ich dem Hungertode hier entgegenginge, ich würde meinen Vorsatz nicht ändern. Du magst das in Deinem Innern bezweifeln, da wir Streiter auf dem Felde des Geistes uns freilich nicht mit der Tapferkeit des Kriegerstandes vergleichen können. Dafür besteht aber unser Muth darin, daß wir thun, was uns beliebt und mit uns machen lassen, was Anderen beliebt. Was sind die wenigen Tage hienieden, im Vergleich zur Ewigkeit!«

— »O, ich erkenne wohl die Höhe einer solchen Bestimmung, ich ehre und preise sie um so mehr, als ich dies an meinem theuersten und bewährtesten Freunde thun kann, aber ich begreife nicht, wie das mir frommen soll.«

— »Weil es Dir die Pforten zu Deiner Mission öffnet. Kann es wohl in unserem Lande so bleiben, wie es gegenwärtig zugeht? Soll unsere Verfassung dem Fremden als Werkzeug dienen, um hier sein Waffenlager aufzuschlagen und seine beutedurstigen Schaaren, wenn nicht bei uns, so doch bei unseren Nachbaren zu befriedigen? — Allerdings muß uns ein großes Unglück bevorstehen, wenn sich Gott nicht unserer erbarmt und uns nicht wieder einen

Mann sendet, wie wir ihn in König Johann hatten, oder, wie ihn gegenwärtig unser Brudervolk in seinem Peter hat, der mit großem Geist und eherner Hand die Geschicke der slavischen Völker einer Wendung zuführt. Dieser Mann legt gegenwärtig die Fundamente, um ein großes Volk aus der Sclaverei zur Größe zu führen. Glaubst Du, daß dies auf unsere Zustände keinen Einfluß haben wird und daß die Opferfähigkeit unserer Nation nicht die Bürgschaft einer glücklichen Zukunft ist?«

— »Es freut mich, dies zu hören, denn Du hast so eben dem Inhalte meiner Seele Worte geliehen. Alles das schlummerte in Dunkel und Ahnung in mir. Jetzt verstehe ich erst viele Dinge, deren Bedeutung ich vorher nicht gekannt. In der That, Du hast recht, es kann bei uns nicht länger so bleiben!«

— »Und mich freut es auch, daß Du mich verstanden hast, denn ich erkenne in Dir den Mann, der eine große Sendung hat. Prophetisch will ich es Dir verkünden: Du bist auserseh en, eine That zu vollbringen, die in den Annalen unseres Volkes, ja in der Weltgeschichte von Bedeutung wird. Du schweigst? Wisse, ich stehe mit Geistern im Bunde und wenn der erscheint, den ich im Begriff stehe, zu rufen, so wandelt sich dieses Kerkers Verließ in eine strahlende Halle, in der die Geschicke eines Welttheils zur Entscheidung kommen und so unvergänglich, daß der späten Nachwelt siegreiche Machthaber Preis spendend ihre Blicke hierher richten werden. — Du schweigst noch

immer? Glaubst Du etwa, daß mich Eitles treibt, daß ich des Ruhmes wegen spreche? Ich werde Dir meine Meinung sagen: Siehst du diese Ameise, die jetzt über das Buch hinwegläuft und bei der Stelle verweilt:

»»Die größte Eitelkeit ist Bücherschreiben, das kein Ende nimmt.«« *)

Ebensowenig, wie es der Wurm weiß, daß er sich auf einer Stimme bewegt, die seit Jahrtausenden tönt, ebensowenig wissen wir, was dieses All ist, welchen Zweck, welche Bestimmung dieser Tropfen mit seinen Weltensystemen in der Unendlichkeit hat. Und ich sollte wegen eines Phantasiegebildes diesen Schritt zu Dir gethan haben? Nein, bei der lebendigen Dreieinigkeit Gottes! Ich habe mit Dir ein und denselben Zweck. Es gilt unser Vaterland! Auch mich begeistert ein Weib. Aus unsichtbaren Regionen leitet sie mich in dem Reiche der Gedanken. Dich treibt Dein Ideal zur That. Das ist Deine Mission.«

— »Du kennst meine Grundsätze, das Höchste gebe ich auf, wenn ich Ihretwegen leiden kann.«

— »In Deiner Mission sollst Du sie ehren.«

— »Eben weil ich sie ehre, deshalb bleibe ich hier.«

— »Nun denn, so muß ich es Dir enthüllen, denn ich sehe, Du bist durch Liebe blind. Ahnst Du denn nicht, von welcher Hand Dir die Weisung zugegangen ist, mich rufen zu lassen?«

---

*) Ecclesiast Kap. XII. V. 14.

— »Ach, wäre es möglich!«

— »Zeige Dich Ihrer würdig und säume keinen Augenblick: juvat fortuna audacem.«

Nachdem sich Schmiegel von der gewaltigen Aufregung erholt, ließ er Alles mit sich geschehen, während Kuxheim ihn in das Mönchshabit hüllte. Ehe er noch die Sänfte bestieg, sagte zu ihm Kuxheim:

— »Bevor wir scheiden, gebe ich Dir noch einen Rath, vergiß nicht, ihn zu befolgen: lege den Anzug und die Verkleidung so spät als möglich ab, jedenfalls nicht eher, als bis Du dazu gezwungen wirst, oder bis Du gänzlich in Sicherheit bist und wieder an der Spitze eines Haufens stehst, durch den Du es wenigstens mit einer ganzen Wojewodschaft aufnehmen kannst. Du wirst von meinem Rathe zwiefachen Vortheil haben: Einmal bleibst Du vorsichtig und vertraust Dich Niemandem zu Deinem Nachtheil an, dann aber wirst Du so die Menschen, die Du bedarfst, besser beurtheilen können. Denn wie anders zeigen sie sich, wenn sie nicht wissen, mit wem sie es zu thun haben! Denke Dir, welche Ueberlegenheit Du hast, wenn Du als Kapuziner unter Soldaten kommst und Du selbst Soldat bist.«

— »Der Fall ist nicht anzunehmen, daß unter ihnen ein Kapuziner wäre, der blos den Soldaten spielte.«

— »Bravo, lieber Adolph! — Du hast mich verstanden. — Ich sehe, unsere Sache ist in guten Händen!«

XVII.

Wendepunkt.

Es war noch Nacht und die Dämmerung noch tief unter dem Horizont, als Adolph in seiner Verkleidung das Schloß verließ. Die Vorbereitungen waren alle so umsichtig getroffen, daß ihm nirgends ein Hinderniß in den Weg trat. Er erreichte fast unbemerkt den bereitstehenden Wagen und legte darauf in kurzer Zeit den Weg bis zum Kapuzinerkloster zurück. Er verweilte hier nur so lange, um den Guardian zu begrüßen und von ihm sich über die Vorsichtsmaßregeln bei der Weiterreise einige Belehrungen geben zu lassen; unter anderen machte ihn derselbe darauf aufmerksam, daß ihre Ordensregel ihnen verbiete, Metallgeld bei sich zu führen. Durch unvorsichtiges Ausgeben seiner Baarschaft hätte er also sehr leicht Aergerniß, oder sogar Verdacht erregen können. Nachdem er sich für diese und andere nicht minder wichtige Ermahnungen bedankt, verabschiedete er sich, um seine Reise ohne Aufenthalt fortzusetzen. Als er durch Zawale kam und dicht an dem

verschlossenen Thore seiner elterlichen Besitzung vorbeifuhr, beschlich ihn herzinnige Wehmuth bei dem Gedanken, daß er flüchtig von seinem Theuersten scheiden müsse. Es war nur ein Augenblick, der Wagen rollte weiter und führte ihn neuen Eindrücken entgegen.

Der erste Tag nach wieder erlangter Freiheit verging, ohne daß ihm etwas Erwähnenswerthes begegnete und er erreichte noch vor Abend Zbyczyn.

Er hielt hier sein Nachtquartier in einem Gasthause und erkundigte sich mit der gehörigen Vorsicht nach einer Gelegenheit zu seiner Weiterreise. Diese traf sich auch dadurch, daß er einer zufälligen Begegnung die Hand bot. Es hatte sich in derselben Herberge noch ein vornehmer Edelmann aus Kujawien eingefunden. Derselbe hatte früher ein Amt verwaltet, sich aber nunmehr auf seine Besitzung zurückgezogen. Er war nicht gewohnt, gegen irgend Jemanden Rücksicht zu nehmen oder seinen Einfällen und Neigungen irgendwie Schranken zu setzen, am allerwenigsten gegen einen Kapuziner. Daher mußte dieser ihm alsbald Auskunft geben, woher, wohin und wonach er reise? Die Antworten wurden um so lieber ertheilt, als es sich darum handelte, eine Obedienz in Krakau zu erfüllen und Reisegelegenheit nicht immer den Wünschen entspricht.

— »Dann trifft es sich diesmal für uns Beide gut,« sagte ohne Umschweif der Edelmann aus Kujawien. »Ich reise nach der Lichtenhöhe zur Wallfahrt. Ihr könnt mitfahren. Dort wird es Euch ein Leichtes sein, eine fromme

Seele zu finden, die Euch an das Ziel Eurer Reise bringt. Damit Euch meine Unterhaltung nicht langweilt, will ich unterwegs den Rosenkranz mit Euch beten. Wenn Ihr erst wieder in Eurem Kloster seid, werdet Ihr nicht vergessen, für meine selige Frau eine Messe zu lesen. Sie hieß Agnes, aus dem Hause der Wiszowa, und hat es nicht verschmäht, einen von Ohneart*) zu ehelichen.«

Bei dieser Vorstellung verneigte sich der Kapuziner mit der üblichen Reverenz und innerer Zufriedenheit, da er nunmehr wegen seiner Weiterreise ohne alle Besorgnisse war.

Er sollte noch denselben Abend erfahren, welche Dienste ihm das Brevier leistete, das er aus dem Burgverließ mitgenommen. Sein demnächstiger Reisebegleiter war nämlich ein gewaltsamer Raisonneur, es konnte nichts um ihn vorgehen, worüber er sich nicht aufhielt und worüber er seine Meinung den Anwesenden nicht aufdrängte, und zwar in so kräftiger Art und Weise, daß Jedermann aus Besorgniß vor noch Schlimmerem ihm Recht gab. Dagegen war nun allerdings das Brevier und der Rosenkranz das einzige Mittel, um solchen Ausbrüchen ungezügelten Maulmachens Einhalt zu thun.

Obwohl sich der Kapuziner sehr wenig für Landwirthschaft zu interessiren schien, so hörte sein neuer Gönner doch nicht auf, ihm die Vorzüge alles dessen auseinanderzu-

*) Bezsiekierski.

setzen, was er in dieser Beziehung bereits geleistet. Da gab es keinen Landwirth, der sich mit ihm vergleichen konnte, keine Feldflur, keinen Viehstand, keine Einrichtung, die der seinigen gleichkäme. Die Geduld des verkleideten Novizen sollte indessen bald noch auf eine größere Probe gestellt werden, denn es zeigte sich alsbald, daß Herr von Ohneart ein eifriger Anhänger der schwedischen Partei war. In seiner Art und Weise, Alles zu übertreiben, bemerkte er, so oft als er den Namen Leszczynski hörte, daß er mit ihm in irgend einem Grade verwandt sei, und daß es zur Aufgabe seiner letzten Tage gehöre, diese Verwandtschaft in das authentische Licht zu stellen. In eben der Weise verfuhr er mit dem Gegner seiner Partei. Für ihn war August ein fremder Eindringling ohne Treue und Glauben, und seine Hauptleute Verräther des Vaterlandes. Herr von Ohneart war einer von denjenigen, welche ein und dieselbe Geschichte, die sie gehört, oder selbst erfahren, so oft sie irgend können, wieder erzählen. Sowie die Rede auf König August kam, ließ sich von Ohneart regelmäßig dahin aus:

— »Der hat jetzt nur eins im Sinn: er läßt für die Tochter des französischen Kaufmanns*) das blaue Palais einrichten und kann die Zeit nicht erwarten, bis es fertig wird. Es muß in der Nacht bei Fackellicht daran

*) Die nachmalige Gräfin Orzelska, Gemahlin Holstein-Beck's.

gearbeitet werden. Freilich soll sie auch ein Wunder von Schönheit sein.*)«

Bei diesen Worten konnte es Schmiegel nicht über sich bringen, zu schweigen, er erwiederte also:

— »Und wenn unser König nichts gethan hätte, als daß er Kamieniec wieder an uns gebracht und uns von dem Tribut befreit, den wir den Tartaren in Pelzen bringen mußten**), da hat er genug und so viel gethan, daß wir Alle und wenn wir hundert Leben hätten, sie für ihn in die Schanze schlagen müßten. Aber selbst abgesehen davon, ist es für unser Volk ein großes Glück, einen Fürsten auf unserem Throne zu sehen, der uns dessen Erblichkeit in Aussicht stellt, oder soll sich etwa das traurige Schauspiel des letzten Konvokations-Reichstags***) noch öfter wiederholen?«

---

*) Die Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen, beschreibt in ihren Denkwürdigkeiten den Eindruck, den sie auf den damaligen Thronfolger gemacht.

**) Der Traktat von Carlowitz 1699, ratifizirt den 26. Januar, in dem Mustafa II. durch seine Bevollmächtigten Mahomed Effendi und Alexander Mauro Cordato Scarlati auf alle Eroberungen in Podolien und der Ukraine Verzicht leistete, seine Protektion über die Kosaken aufgab und die Tartaren verpflichtete, sich aller Unbillen gegen Polen zu enthalten. Art. V. ist die Abgabe aufgehoben, welche die Polen an die Tartaren in Pelzen zu überreichen hatten.

***) Nach dem Tode Johann's III. wurde der Reichstag auf den 28. August 1696 zusammenberufen, jedoch durch Horo-

— »Ich verdenke es Euch nicht,« sagte darauf wieder von Ohneart, »daß Ihr König August in Schutz nehmt, als Geistlicher habt Ihr vollkommen Recht; — er ist in den Schooß der Kirche zurückgekehrt und da müssen es die Glieder derselben auch mit ihm halten, aber Ihr werdet auch meine Meinungsfreiheit gelten lassen, die dahin geht, daß ich nicht Eurer Ansicht bin, — und daß ich längst mit Euch allen Ernstes angebunden hätte, wenn ich nicht vor Eurer Kapuze Respekt hätte.«

Dabei unterließ er nicht, sich über die Munificenz, mit der König August das Streben junger Künstler*) förderte, in der frivolsten Weise lustig zu machen.

Gegen den Hetmann, der früher Vorgesetzter Adolphs war, hatte sich Ohneart einen solchen Haß und Widerwillen eingeredet, daß er von ihm nicht anders sprach, als,

---

dynski, den Abgeordneten von Czerniechow, aufgelöst. Das war das erste Beispiel, daß ein Konvokations-Reichstag aufgelöst wurde.

*) Zu diesen gehörte auch Czechowicz, der um jene Zeit lebte und sich einen großen Ruf erworben; er bildete sich in Rom aus bei Carlo Maratti, bekannt unter dem Beinamen Carlo delle Madonne, einem glücklichen Nachahmer großer Vorbilder und voller Verdienste um die Kunst, weil er für die Erhaltung der Malereien Raphaels im Vatican gesorgt. Czechowicz folgte auch darin seinem Meister, daß er im Kopiren, namentlich religiöser Gegenstände, seine Stärke suchte, daher finden sich seine Bilder in Kirchen, und mehrere davon in Wilna.

ich werde nicht ruhig sterben, bevor ich den nicht am Galgen gesehen habe; und dennoch war er dem Manne in seinem ganzen Leben niemals begegnet, er kannte seine Großthaten nur vom Hörensagen und wußte von ihm mit Bestimmtheit nur das Eine, daß er Feldhauptmann der Gegenpartei war. So weit hatten Parteileidenschaft und die Folgen des Bürgerkrieges einen sonst friedlichen Charakter gebracht. Sein Benehmen war indessen mindestens doch erträglich, so lange er sich Jemandem mittheilte, aber es war fast nicht zum aushalten, wenn er wegen irgend einer Einrichtung mit Leuten in Berührung kam. Bei der geringsten Veranlassung gab es einen Lärm, als ob er nur durch die Vermittelung der Gewalt zu schlichten wäre. Unser Kapuziner würde also ein solches Protektorat alsbald sehr bereut und wahrscheinlich aufgegeben haben, wenn sich nicht von selbst eine Veranlassung geboten hätte, dieser unruhigen Reisegesellschaft ledig zu werden. Es traf sich nämlich, daß sie in Wielun Nachtquartier machen mußten. In dieser Stadt war vor Kurzem eine Abtheilung des Generals Magnus eingetroffen, welche zu den detachirten Corps gehörte, mit denen Karl XII. seinen militairischen Bevollmächtigten Löwenhaupt unterstützte. Zu dem schwedischen Fußvolk unter Magnus hatte sich noch eine Abtheilung National-Cavallerie gestellt; die Stadt war mit Militair überfüllt, und als unsere Reisegefährten die Straße entlang weiter fahren wollten, entstand ein solches Gedränge, daß sie Mühe hatten, nur in die Nähe

des Gasthofs zu gelangen. Herr von Ohneart war vom Wagen gestiegen, um durch das Ansehen seiner Person seinem Fuhrwerk den Durchgang zu verschaffen.

— »Was soll das heißen? In drei Teufels Namen! Wer wagt es hier, einem Mitbürger der Republik freien Durchgang zu verweigern? Haben wir deshalb Alles aufgeopfert, um der Republik zu Hülfe zu eilen, daß man uns die Thore des Gasthauses verschließt? Das ist ja mehr als zuviel.«

Das Gedränge wurde dadurch natürlicherweise nur vergrößert, und Schmiegel sah aus seinem Incognito dem unvermeidlichen Ausbruch von Thätlichkeiten jeden Augenblick entgegen. Glücklicherweise kam es indessen nicht dazu. — Inmitten dieses Lärms öffnete sich die Thür des Gasthauses und der Stellvertreter des Commandeurs trat mit einigen Waffengefährten dem aufgebrachten Edelmann entgegen. Es war dies Kurowski, unserem Kapuziner aus früherer Zeit als ein wackerer Kriegsmann bekannt, der sich in allen Fährlichkeiten durch die größte Umsicht und Besonnenheit ausgezeichnet hatte. Er bewährte diese Eigenschaft auch hier und gebot mit dem ganzen Ansehen eines Vorgesetzten dem Edelmann, der seiner Aufregung noch nicht Meister werden konnte, sich zu beruhigen.

Als dies indessen nur eine momentane Wirkung hatte und Herr von Ohneart von Neuem seinem Unwillen durch Schmähungen Luft machte und dabei seinen Säbel zog, da entgegnete Kurowski, ohne das Verletzende dieses Betragens weiter zu beachten:

— »Vergessen Sie nur nicht, ehrenwerther Herr, daß es in einem Gasthause wie in einer Mühle zugeht; wer sich zuerst meldet, der wird zuerst abgefertigt. Wir sitzen bereits zu Tisch und werden uns nicht stören lassen. Sie sind darüber ärgerlich, daß Sie ihren guten Appetit, den Sie von der Reise mitgebracht haben, nicht befriedigen können, das finde ich sehr natürlich. Wenn wir Hunger haben, sind wir nicht gut zu sprechen. Das thun wir Alle. Es fängt aber nicht Jeder gleich Zank und Skandal an. Damit Sie aber sehen, daß wir nicht blos für uns und unsere Pferde sorgen, und daß wir die Anwesenheit eines ehrenwerthen Mitbürgers und Gutsbesitzers zu würdigen wissen, so erlaube ich mir für meine Person und im Namen meiner Kameraden, Sie sowohl, als Ihren Reisegefährten, an unseren Tisch einzuladen. Ich hoffe, Sie werden nichts dagegen haben, wenn wir das erste Glas auf Ihre Gesundheit leeren.«

Bei diesen Worten erlosch die zornige Aufwallung des Herrn von Ohneart, wie man ein Licht ausbläst.

— »Herr Kommandeur,« sagte er, »mir ist es auch lieber, eine solche ehrenwerthe Bekanntschaft beim Glase, als mit dem Säbel zu machen. Da Sie aber die Freundlichkeit hatten, mich zur Tafel in einem Gasthause zu laden, so werden Sie es mir nicht abschlagen, wenn ich dabei für den Wein Sorge trage. Ein Dienst ist des anderen werth.«

— »Das nehmen wir Alle sehr gern an, denn,

was wir angeschafft haben, reichte blos noch auf einen Ehrentrunk.«

Ein heiterer Jubel begleitete diese Schlußworte und es hätte wenig gefehlt, daß der heftige Ankömmling dem besonnenen Militair um den Hals gefallen wäre. Dieser reichte ihm die Hand und führte ihn und seinen Reisegefährten mit der Kapuze in den inneren Raum des Gasthauses. Sie setzten sich an die bereit stehenden Tische und die schlichte, aber wohlbereitete Kost ließ den reisemüden Gutschmecker seine eigene Küche um so eher vergessen, als die Heiterkeit der Militairs ihm seine Dienstjahre ins Gedächtniß zurückrief und der Becher bald zu kreisen anfing.

Nur der Kapuziner nahm an den Freuden des Glases nicht Theil. Sein Habit und noch mehr sein schweigsames Wesen entschuldigten ihn zur Genüge. Aber je theilnahmsloser er seinem Aeußeren nach erschien, desto mehr gab er Acht auf jedes Wort der Unterhaltung. Die Mannschaft kam eben aus Sachsen und war über die Aufnahme, die sie daselbst als Verbündete der Schweden gefunden, nicht eben sehr erfreut. Der größte Theil war dem legitimen König mit Leib und Seele zugethan. Allerdings stellte Niemand die große Mannszucht, die militairische Ordnung und das unbedingte Vertrauen in die Kriegsführung ihrer Alliirten in Abrede. Aber es verhehlte sich auch Niemand von ihnen, daß diese Allianz aufgezwungen war, und daß der Königliche Repräsentant ihrer Macht dem wirklichen Staatsoberhaupt gegenüber nur ein Partei-

mann war, sowie, daß in Folge dessen die beim Mahle versammelte Truppe sich je nach den politischen Ansichten eines Jeden in Parteien zerklüftete. Ihre Gespräche trugen daher mehr oder weniger den Stempel dieser Ansichten.

Das Alles konnte dem Kapuziner nicht gleichgültig sein; indessen erfuhr er bei dieser Gelegenheit doch auch die Stärke und Zahl des Kommandos, namentlich daß sie mit Allem wohl versehen, und daß die Pferde im besten Stande waren. Er erfuhr ferner, daß sie abgesonderte Standquartiere hatten, und daß die schwedische Abtheilung, welche mit ihnen kooperirte, den Theil der Stadt bezogen hatte, welcher höher gelegen und mit einer Art von fortifikatorischen Werken versehen war. Endlich erfuhr Schmiegel hierbei noch, daß die Schweden in dem Gefühl der Sicherheit nur die gewöhnlichen Vorkehrungen getroffen hatten.

Fast war er entschlossen, dem Gespräch diejenige Wendung zu geben, um seine Erkennung herbeizuführen und dann handelnd auftreten zu können. Gleichwohl zögerte er noch. Es war jene Unentschlossenheit selbst der entschiedensten Charaktere, die es vorzieht, eine äußere Veranlassung zum Einschreiten abzuwarten, als selbst die Initiative zu ergreifen.

Sie waren Alle bereit zum Aufbruch, und noch schwankte Adolph von Schmiegel.

Im Leben jedes gewissenhaften Mannes stellen sich vor einem entscheidenden Augenblicke Zweifel und Bedenken ein. Wessen Leben ist so tadellos, daß er sich nicht etwas

vorzuwerfen hätte, zumal bei Helden, die aus der Tiefe zur Höhe emporsteigen, die sich selbst Bahn brechen müssen, und deren Motto per ardua ad astra ist.

Schmiegel war nun zwar rein und unverdorben von Gemüth und Sitten, aber seine Liebe schien ihm wegen des Einspruchs Seitens des Wojewoden doch nicht ohne Fehl, und so fest auch sein Entschluß stand, das Aeußerste zu wagen, so konnte er ihn dennoch nicht kund thun, da ihm hierzu ein und wenn auch noch so geringer Anstoß und Impuls von Außen fehlte.

Zufälligerweise kam jedoch die Rede auf ein Ereigniß, welches damals die Gemüther auf das Lebhafteste in Anspruch nahm und beschäftigte. Einer der Gefährten frug ihn, ob er ihnen, da er aus der Gegend gekommen, wo Patkul hingerichtet worden, nichts Näheres darüber mittheilen könne. Er wich ihrer Neugierde aus, aber je schweigsamer er blieb, desto mehr ergingen sich die Anwesenden in Aeußerungen der Theilnahme für den Unglücklichen.

— »War es nicht genug des Jammers«, bemerkte einer aus der Gesellschaft, »im Gefängniß geboren zu sein, und das ganze Leben unstät und verfolgt zugebracht zu haben?«

— »Mir thut er am meisten leid«, sagte ein Anderer, »weil er sich kurz vorher so glücklich verheirathet hatte.«

— »Es ist eine so grausenerregende Exekution, wie sie in der Geschichte noch nicht vorgekommen.«

— »Man hat die Sache dem Könige schlimmer dargestellt, als sie in der That war.«

— »Das thut nichts, das Urtheil bleibt dennoch grausam. Ueberdies soll Patkul gar nicht so übelgesinnt gewesen sein, seine früheren Fehler bereut und seine Dienste dem Könige wieder angeboten haben.«

— »Er war ein sehr tüchtiger Mann und gerade, weil man ihn zurückgestoßen, um seinen Verstand gekommen.«

— »Worüber sinnt Ihr so schweigend nach?«

— »Ich denke an Jemand anders, der aus jener Gegend ist, wo die Hinrichtung Patkuls stattfand, und möchte wohl wissen, wie es ihm jetzt ergeht?«

— »Ach, Ihr meint den Staroſten von Schmiegel?«

— »Ja, Gott weiß, wo er jetzt weilt.«

— »Das war auch ein sehr tüchtiger Mann!«

— »Nur zu versteckt. Es war ein zu mißtrauischer Herr.«

— »Ach, was Ihr redet. Er war nur verliebt.«

— »Wie kann ein Soldat, wie Schmiegel, verliebt sein?«

— »Gewiß, er war umstrickt von den Banden einer Dame, die ihre Schönheitsnetze nach ihm ausgeworfen.«

— »Redet nicht so, Ihr dürft keiner Dame zu nahe treten!«

— »Seht, wie ein Capuziner galant sein kann!«

— »Weil ich die Dame kenne. Als Capuziner kommt

man weit umher. Es ist ein sehr schönes, frommes und sehr kluges Fräulein, so daß sich Jeder glücklich fühlt, der nur in ihrer Nähe sein kann. Wäre ich ein Cavalier, so wollte ich, wie jener Engländer, daß meine Augen Pflastersteine wären, auf denen ihr Fuß ginge.«

— »Nun, dann kann man dem Schmiegel wohl alle seine Wunderlichkeit verzeihen. Wenn er so glücklich ist, um eine solche Dame zu freien, dann läßt sich auch erklären, daß er nicht hier ist. Um so etwas vergißt man Alles.«

— »Aber nicht das Vaterland!«

— »Gebt mir die Hand, Ihr seid ein braver Mann. Ich glaube, Schmiegel vergißt auch nicht das Vaterland!«

— »Dann soll er leben, hoch!«

— »Es ist aber doch schade, daß er nicht hier ist.«

— »Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch sage, wo er zu finden ist?«

— »Was verlangt Ihr?«

— »Nun, sagt mir genau, was ich ihm berichten könnte; wie viel Ihr seid, die ihm treu und ehrlich dienen wollen.«

— »Das können wir gleich ausrechnen.«

— »Lassen wir das! Sagt ihm, wenn er hier wäre, würden sich genug Leute finden, bereit, ihm beizustehen in allen seinen Unternehmungen.«

— »Aber, was hat der Capuziner nach dergleichen so eifrig zu fragen?«

— »Er muß uns dafür genaue Auskunft geben nach seinem Woher und Wohin!«

— »Ja, wir wollen ihn in das Gebet nehmen!«

— »Er muß uns wohl oder übel sagen, wer er ist!«

— »Das will ich!«

Mit diesen Worten erhob sich der Capuziner, schob die beiden Waffengefährten, welche ihm so hart zugesetzt, zur Seite und rief:

— »Ich werde Euch lehren, mit einem Diener Gottes so unehrerbietig umzugehen! Ich will Euch den zeigen, den Ihr sucht. Hier ist er!«

Damit warf er die Capuze ab und zog seinen Säbel, der in der ganzen National-Cavallerie bekannt war.

Alle standen wie versteinert, aber bald erhob sich der Ruf:

— »Hoch, unser Schmiegel hoch!«

Schmiegel übernahm nun sofort das Kommando über die Schaar seiner Landsleute, und da die Schwedische Abtheilung unvorbereitet, auch die Artillerie und die Munition sich auf der anderen Seite der Stadt befanden, so gelang es ihm, die Wache ohne Schuß zu überfallen, die feindliche Abtheilung in einem nächtlichen Gefecht auseinander zu sprengen und bei anbrechendem Morgen mit seiner Schaar das Weite zu gewinnen.

XVIII.

Pultawa.

Das Fähnlein schwoll in Kurzem zu einer wohlkomplettirten Schaar Reiterei an, welche dem Hetmann gar wichtige Dienste leisten konnte, zumal Fürst Menczykoff mit seiner Heeresabtheilung bereits in Litthauen eingerückt war und General Löwenhaupt alle seine strategischen Kombinationen dahin richtete, um ein entscheidendes Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden und seine Kolonne so unversehrt als möglich dem Könige zuzuführen. Eine wohlausgerüstete Kavallerie-Abtheilung gehörte damals in der Machtstellung August II. zu den entscheidenden Bedingnissen, da sie selbst in dem Lager seines nordischen Alliirten mangelte. Die russische Infanterie war bereits als furchtbar anerkannt und das Bayonett galt als ihre zuverlässige Waffe, aber die Kavallerie befand sich noch in der Wiege ihrer Entwickelung. Auch die Kriegführung der Kosaken, vortrefflich geeignet zum Vorpostendienst und zur Verfolgung des Feindes, war nicht im Stande, den skandina-

vischen Reiterschaaren Stich zu halten, die von Gustav Adolph's bewundernswürdiger Schöpferkraft organisirt sich vornämlich alle die welterschütternden Erfolge zuschreiben konnten, welche die schwedische Armee, auf dem Festlande bis dahin fast ungekannt, in so kurzer Zeit so meteorähnlich errungen hatte.

Die nächste Folge von dieser glücklichen Waffenthat Schmiegels bestand darin, daß die Abtheilung des Generals Magnus durch das Zusammentreffen der überlisteten Operationen Löwenhaupts beinahe vollständig aufgelöst wurde und ihr Führer sein Unglück mit dem Tode büßen mußte.

Kaum hatte sich aber der Ruf davon im Lande verbreitet, als mannigfache Verhältnisse dazu beitrugen, die Freischaar, die er anführte, zu einer gefürchteten zu machen, von der sogar König Karl selbst Notiz nehmen mußte. Ein Namensvetter von ihm, Adam von Schmiegel, der in den nördlichen Theilen des Landes als Partisanenführer bisher vergeblich sein Glück versucht hatte, gewann nunmehr an Muth und Ansehen und breitete seine Unternehmungen in größerem Maßstabe aus. Binnen Kurzem gab es keine kriegerische Affaire von Bedeutung, bei der nicht der Name Schmiegel genannt wurde. Selbst die Abtrünnigkeit Adams, der es eine Zeitlang mit Karl hielt, kam unserem treuen Paladin sehr zu Statten, denn er wußte von den Mißverständnissen und Täuschungen aller Art, die dadurch entstanden, durch die Raschheit und Ge-

wandtheit, mit der er seine Expeditionen leitete, Vortheil zu ziehen.

Wir wollen es nicht versuchen, den Freischaarenkrieg zu beschreiben, den Adolph von Schmiegel seit dieser ersten glänzenden Affaire führte. Seine Züge gehen durch das Chaos eines Bürgerkrieges, in welchem außer den sächsischen, schwedischen und russischen Streitkräften noch die inneren Parteien des Landes mitwirkten. Flüchtig wollen wir nur erwähnen, daß Adolph von Schmiegel an der Schlacht bei Rawka Theil genommen und dabei viel zur Niederlage der Schweden beigetragen hatte.

Auch dem Prinzipal seines Vaters, dem Wojewoden, stand er in einem Gefecht gegenüber. Derselbe schwebte hierbei in Gefahr, in russische Gefangenschaft zu gerathen und wurde nur durch die Dazwischenkunft Adolphs in den Stand gesetzt, zu den Seinigen nach Krotoschin zurückzukehren.

Hier befand sich zu jener Zeit ein vornehmer Freier, Valerian Opalinski, aus hoher Familie und mit glänzenden Aussichten. Ein Gesandtschaftsposten sollte ihm als Belohnung seiner Verdienste in militairischen Expeditionen und für seine Thätigkeit als Beamter zu Theil werden. Er gehörte zu der Familie der Opalinski, aus der die Königin Katharine Leszcynski abstammte. Ein naher Verwandter von ihm war jener Christoph Opalinski, der im Jahre 1645 durch König Wladyslaw Waza zugleich mit Waclaw Leszczynski, Bischof von Ermeland, an den französischen Hof gesandt wurde, um im Namen des polnischen

Königs die Prinzessin Ludowika Maria aus dem Hause Gonzaga zu ehelichen. Die Trauung geschah per procurationem in der Kapelle des Louvre, wobei Opalinski den König repräsentirte, während der Bischof Leszczynski den Segen sprach. Man sagt, daß dies Ereigniß die Familien der Leszczynki und Opalinski einander in der Weise näherte, daß Katharine, Tochter des Wojewoden Opalinski, sich mit Stanislaw Leseczynski, dem Staroften von Adelnau, verehelichte, die später Beide in Warschau durch den Erzbischof von Lemberg, Jasinski, gekrönt wurden. Von dieser Königin geht der Ruf, daß sie die einzige Dame gewesen, welche auf Karl XII. einen Eindruck gemacht. Denn als sie (während ihr Gemahl in Warschau thätig war) in dem Schloß Reisen residirte, hat ihr Karl, der damals bei Rawicz ein Lager bezogen, eine ceremonielle Visite abgestattet und soll von ihr sehr erbaut gewesen sein.

Es läßt sich annehmen, mit wie günstigen Empfehlungen Valerian Opalinski das Haus der Potocki betrat, um so mehr, als er dem Wojewoden durch seine Wohlgestalt und sein feines gewandtes Benehmen gefallen hatte. Nachdem er in dem Schlosse seine ersten Besuche gemacht, galt er dort allgemein bei den Gästen und der höheren Dienerschaft als der zukünftige Eidam des Wojewoden. Er selbst täuschte sich allerdings nicht über den Empfang, den er bei der Tochter des Hauses gefunden; er wußte dies jedoch mit der Politur und noch mehr mit der Ehrerbietung, die er dem Hause zollte, zu verbergen.

Nur einem Beobachter entging der wahre Sachverhalt nicht. Dies war Kuxheim, der nach seiner Entlassung aus der Haft, ungeachtet der freundlichen Aufnahme, die ihm selbst Seitens des Wojewoden nicht versagt blieb, dennoch eine passende Gelegenheit erwartete, um Krotoschin zu verlassen. Nunmehr hatte er genug gesehen, um sich wieder auf die Reise zu begeben, Adolphen aufzusuchen und ihm von der Treue seiner Sophie zu berichten. Die Mittheilungen und Weisungen, die er außerdem überbrachte, waren der Art, daß Adolph ungesäumt mit seiner Schaar aufbrach und sich mit der Armee des Czaren unweit Pultawa vereinigte.

* * *

Uns fehlt die Kraft, in einer des Gegenstandes würdigen Weise dem Leser das Bild der Schlacht vor die Seele zu führen. Aber mitten in dem Gewühl des Männerkampfes und des ehernen Würfelspiels, wie inmitten des gewaltigen Geisterringens der beiden damaligen nordischen Alleinherrscher unterscheiden wir doch in unserer allzu großen Ferne eine Schaar Reiterei, — kühne Lanzenführer, Roß und Mann wie aus Metall gegossen, ein untrennbares Ganzes. Wohl schmerzt es uns, dieselbe nicht näher beschreiben zu können. Wir würden untröstlich sein, wenn es uns nicht schon zur hohen Genugthuung gereichte, daß wir überhaupt im Stande sind, den Leser darauf aufmerksam zu machen. Denn diese Schaar bestand aus Charak-

teren, jeder würdig, hier ein Gedenkblatt zu finden. Für jetzt genüge, daß wir dieselbe nicht aus den Augen verlieren.

Die Schlacht schwankte lange Zeit, denn so überlegen auch die Streitkräfte auf Seiten des Czaren waren, so gewaltig entbrannten die Ausbrüche der Taktik seines Gegners. Fast neigte sich der Tag, so viele Stunden währte schon die Männer vertilgende Schlacht. Da ertönt auf beiden Seiten die Kunde, daß sich um einen Reiterknäuel die Entscheidung dränge. Dies war die Schaar, von der wir eben gesprochen. Der Andrang der Hülfe und der Gegenwehr läßt sie uns auf einige Zeit aus dem Gesichtskreis verlieren. Aber bald lichten sich die Reihen vor unseren Blicken, die Schaar dringt unaufhaltsam vor, an ihrer Spitze — Adolph von Schmiegel. Als König Karl diesen Namen nennen hörte, gab er den Befehl, ihn fortzutragen, und das Geschick dieses Tages und des nordischen Continents war entschieden.

* * *

August II. bestieg wieder den Thron und Leszczynski verlor selbst im Exil seine Zufriedenheit und Ruhe nicht. Was ihm als König nicht zu Theil wurde, gewährte ihm die Vorsehung in seinem Privatleben. Es ist ein rührendes Beispiel der bewundernswürdigen Ausgleichung der menschlichen Geschicke hienieden. Am Ziele seiner Verban-

nung angelangt, harrte seiner die Gesandtschaft, welche um die Hand seiner Tochter für den Dauphin anhielt.

Seine Partei in dem Vaterlande löste sich binnen Kurzem auf und kehrte größtentheils zu dem Gehorsam gegen ihren legitimen Herrscher zurück. Es erging eine allgemeine Amnestie, von der indessen nur ein hohes Mitglied der früheren Regierung ausgeschlossen wurde. Alle Bemühungen seiner Freunde vermochten es nicht, die Abneigung zu mildern, die der neue Herrscher gegen den Wojewoden Potocki gefaßt hatte. Das ging so weit, daß bei Hofe Jeder, der für ihn ein gutes Wort einlegen wollte, für einen Feind der guten Sache angesehen wurde, und gewissermaßen nicht mit Unrecht. Denn der Wojewode blieb seiner Gesinnung bis zum Aeußersten getreu. Er verließ Karl XII. auch in seinem Mißgeschick nicht, er theilte die Gefahren und die Mühseligkeiten seiner Flucht nach der letzten Schlacht und seines Aufenthalts in Bender. Er verließ ihn nicht eher, als bis auch die letzte Hoffnung des Gelingens seiner Pläne erloschen war und Karl XII. selbst sich entschlossen hatte, in sein Reich wieder zurückzukehren. Nunmehr war auch der Wojewode der langen Emigration überdrüssig. Da indessen immer noch keine Aussicht zur Versöhnung mit der neuen Regierung seines Landes vorhanden schien, so mied er die Grenzen desselben und nahm seinen Aufenthalt wenigstens in der Nähe derselben; er ließ sich nämlich in Teschen in Oberschlesien nieder und knüpfte von da aus die ersten Beziehungen mit

seinem Vaterlande durch seine Gattin und seine Tochter wieder an. Diese Beiden waren nämlich auf ihrem Stammsitze geblieben und hatten von da aus dem Wojewoden alle die Unterstützung gewährt, die ihnen die Bedrängnisse des Bürgerkrieges möglich machten. Seine beiden Söhne gehörten zu den Ersten, welche die Submission unterzeichneten. Dies wurde ihnen in so hohem Grade angerechnet, daß sie nicht nur in ihre amtliche Stellung wieder eingesetzt, sondern auch besonderer Berücksichtigung theilhaftig wurden, welche mit der Zeit immer mehr zunahm. Nunmehr fügte es sich aber für den Wojewoden durch die merkwürdige Verkettung der Verhältnisse, daß die Persönlichkeit, gegen die er einen unauslöschlichen Groll hegte, schließlich das Mittel werden sollte, welches ihn seinem Vaterlande endlich wieder zurückgab.

Unter den Reisen, welche den Czar zur Befestigung seiner Gesundheit nach dem Auslande führten, nimmt in den Blättern unserer Erzählung sein kurzer Ausflug zu dem Fürsten von Lubomirski eine wichtige Stellung ein. Die politischen Intentionen, welche von den Schritten des Czaren unzertrennlich waren und auch in diesem Falle nicht bedeutungslos sein mochten, liegen uns zu fern, als daß wir sie selbst nur mit einer Andeutung berühren sollten. Wir wollen daher nur erwähnen, daß König August diese Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit seinem mächtigen Alliirten benutzte.

Unter den Vornehmen und Großen, welche den Glanz

einer derartigen Zusammenkunft theilten, befand sich auch der wegen seiner vielfachen Verdienste inzwischen zum Kron-Truchseß ernannte Adolph von Schmiegel. Die Anerkennung, die ihm von höchster Stelle zu Theil geworden war und bei dem ganzen Magnatenstande Anklang gefunden hatte, bildete nunmehr die nächste Veranlassung, daß die Hetmanns eine dringende Einladung nach Teschen abgehen ließen. Der Fürst Lubomirski kannte den Wojewoden persönlich und hatte das hohe Fest, mit dem sein Haus beehrt wurde, auch dazu ausersehen, den Wojewoden seiner Familie und seinem Lande wiederzugeben.

Es war zu gleicher Zeit eine Einladung an die Frau Wojewodin und deren Tochter ergangen. Beide hatten zugesagt.

Diese Veranstaltungen zogen sogar die Aufmerksamkeit der höchsten Personen auf sich. Der ganze Kreis der illustren Versammlung wußte, um was es sich noch nebenbei handelte, obwohl das zarte Verhältniß die gegenseitige Besprechung nicht gestattete.

XIX.

Der Letzte der Amnestirten.

Das Erscheinen der Frau Wojewodin und ihrer Tochter bei dem fürstlichen Hofe zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Beide Damen waren in Schwarz gekleidet, zum Zeichen, daß sie den Wojewoden noch als im Exil ansahen, aber die ernste Tracht that durchaus ihren Reizen keinen Eintrag, denn obwohl die Mutter bereits in vorgerückten Jahren stand, so konnte sie doch noch als eine Schönheit ersten Ranges gelten. König August zeichnete sie dadurch aus, daß er sich ihr sehr huldvoll näherte, und daß er ihr seinen hohen Alliirten vorstellte. Der Truchseß, der sie seit langen Jahren nicht gesehen, begrüßte seine frühere Wohlthäterin, indem er sich auf ein Knie vor ihr niederließ, als Zeichen der Huldigung, und daß er seine gegenwärtige Stellung ihr zu danken habe. Die Wojewodin reichte ihm freundschaftlich die Hand, wünschte ihm alles Glück in seiner hohen Laufbahn und erinnerte ihn an die Vorherverkündigung seiner Großmutter. Sie unterhielten sich darauf noch längere Zeit von dieser hochehrwürdigen

Großmutter, deren einzige Sehnsucht nach dem Wiedersehen ihres geliebten Enkels gerichtet war, von seinem Vater, der nach wie vor die Güter des Wojewoden verwaltete, von seiner Mutter und deren frommer Häuslichkeit. Wie wohl that eine solche Erinnerung dem Manne, der sich durch die Kraft seines Willens, durch persönlichen Muth und durch die Treue, die er den Eindrücken seiner Jugend bewahrt, aus dem Dienerstande bis zu einer Stufe emporgeschwungen, auf welcher sein Name in den Geschichts-Annalen zweier Völker eingetragen steht. Mit welchen Gefühlen näherte er sich der Tochter des Hauses, dem sein Vater gegenwärtig noch als Verwalter diente. Was war, seitdem er sie zum letzten Male gesehen, vorgegangen? Als er an sie herantrat, durchzuckte ihn die freudig schaurige Ahnung, daß er an der Schwelle seines höchsten Glückes stehe. Auch das Angesicht der Wojewoden-Jungfrau überflog eine leichte Röthe, als einziges Zeichen der inneren Gemüthsbewegung. Im Uebrigen beantwortete sie seine Anrede mit dem Takt und dem Zartgefühl, welches die Mitte hält zwischen einer zu großen Vertraulichkeit und einer erzwungenen Kälte. Sie sprachen mit einander wie gute Bekannte, die einander lange Zeit nicht gesehen haben. Sie erkundigten sich gegenseitig nach den Umgebungen, die dem einem oder dem anderen Theile theuer und des Andenkens werth waren. So sehr auch Beide es vermieden, die Beziehungen ihres Innern zu erwähnen, konnte doch der Truchseß nicht umhin, zu bemerken:

— »Wie ich es bei Ihrer Frau Mutter gethan, so müßte ich auch zu Ihren Füßen meinen heißesten Dank niederlegen. Wo wäre ich heute, wenn Sie in einer verhängnißvollen Stunde meiner nicht gedacht hätten?«

— »Ich weiß nicht, was Sie meinen und erinnere mich nicht, je mehr als meine Pflicht gethan zu haben.«

— »Ich selbst würde mich so vielen Glückes nicht für würdig gehalten haben, aber unser Freund Kurheim hat mirs nicht vorenthalten.«

Diese Wendung des Gesprächs brachte des Wojewoden Tochter doch in eine sichtliche Verlegenheit. Sie wich derselben dadurch aus, daß sie dem Truchseß ein Zeichen gab, sie zu ihrer Mutter zu führen und auf diese Weise das Befremdende ihres Benehmens durch die nachfolgende Zutraulichkeit aussöhnte.

Der Truchseß hatte sich kaum vor der Wojewodin verbeugt, als ihn ein Wink des Czaren in dessen Nähe rief.

— »Ich gratulire, Herr Truchseß! Solch wunderschönes Mädchen heimzuführen, nenne ich hohes Glück.«

— »Allerhöchst Dero Worte sind für mich ein Urtheilsspruch. Dennoch ist meine Hoffnung nicht von aller Besorgniß frei.«

— »Wer mit mir bei Pultawa gewesen, der braucht wegen seiner Hoffnungen nicht besorgt zu sein. Um was handelt es sich hier?«

Nun erzählte der Truchseß in kurzen Worten den

Sachverhalt, so wie, daß der Wojewode noch immer im Exil und daher an seine Einwilligung nicht zu denken sei. — »Die Sache ist abgemacht,« entgegnete der Czar, »ich habe mich ja mit meinem Bruder Karl ausgesöhnt, warum sollte ich es nicht mit denen thun, die es mit ihm gehalten haben? Mein Bruder August ist auch ganz meiner Meinung, er wird keinen Unterthan von seiner Zuneigung ausschließen und der Wojewode wird sich nicht weigern, seinen König um Verzeihung zu bitten. Er ist ein guter Patriot und achtet die Sitten und Gebräuche seines Landes. Bei der Gelegenheit wollen Wir für Euch ein Wort einlegen. Ich denke, die Fürsprache Peters wird etwas helfen.«

Der Truchseß war außer Stande, etwas zu antworten. Er ergriff die dargebotene Rechte des Czaren und führte sie an seine Lippen.

Die Sache geschah, wie es der Czar vorhergesagt. Es war ohnehin Alles vorbereitet. Die Hetmanns, der Fürst-Kanzler, der Wirth des fürstlichen Hauses und andere anwesende hohe Herren wandten sich an den König August. Der Czar selbst machte den Vermittler und die Trauergestalten der Frau Wojewodin und ihrer Tochter trugen dazu bei, das Herz des Königs milder zu stimmen. Auf ein verabredetes Zeichen öffneten sich die Flügelthüren und der alte Wojewode trat vor den König, that einen Fußfall, neben ihm seine Gattin und Tochter, zunächst derselben der Truchseß. Der König näherte sich zuerst den Damen, hieß dann Alle sich erheben und sagte:

— »Es sei Alles vergeben und vergessen, was zwischen uns vorgegangen ist und ich hoffe, Herr Wojewode, daß Sie in Zukunft Uns stets mit Ihrem treuen Rathe zur Seite stehen werden.«

Der Wojewode fiel zum Zeichen des Dankes dem König nochmals zu Füßen. Darauf stellte der König den Wojewoden dem Czaren vor.

— »Wir kennen uns schon,« sagte dieser, »bei Pultawa habt Ihr die Nachhut meines Bruders Karl decken helfen.«

— »Majestät, mit meinem Blute war ich zu erkaufen bereit, was mir die Gnade meines königlichen Herrn so eben erstattet.«

— »Sollte auch durchaus kein Vorwurf sein, was ich so eben gesagt habe. Der wackere Mann behält seinen Werth, wenn er auch auf der unrechten Stelle steht. Daß Ihr an Achtung bei mir nicht verloren habt, dessen ist mein Bruder August Zeuge.«

— »Majestät, in meinem Alter sollte ich mehr um meine Seligkeit, als um meinen Ruhm besorgt sein, aber wenn sich eine Gelegenheit träfe, so Gott will, hoffe ich zu beweisen, daß die Königliche Gnade keinen Unwürdigen getroffen.«

— »Nun denn, Herr Wojewode, es steht in Eurem Willen, einen meiner sehnlichen Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen.«

— »Ihre Majestät dürfen über Dero Diener nur befehlen.«

— »Dann will ich Ihnen einen alten Bekannten vorstellen, für den ich mich verwende, der war auch bei Pultawa

und hat Euch an Wackerkeit nicht nachgestanden, nur auf einer anderen Seite, war früher aber auch Euer getreuer Diener und bittet jetzt als den höchsten Lohn seiner ehrenvollen Laufbahn um die Hand Eurer Tochter.«

Beide, der Wojewode sowohl als der Truchseß, befanden sich während dieses Auftritts in großer Verlegenheit. Nach einigem Zögern und Schweigen faßte der Erstere Muth und sagte:

— »Gnädigster Herr, wenn ich in dem Augenblick der hohen Gnade gedachte, die mir zu Theil geworden, so wie des Glücksterns, der sich unserem Vaterlande wieder zugewendet, so wird es verzeihlich, daß ich meine Privatverhältnisse außer Acht gelassen und für die unverdiente Berücksichtigung nicht meinen schuldigen Dank erstattet.«

Hier wandte sich König August selbst an den Wojewoden mit den Worten:

— »Auch ich verwende mich für meinen Truchseß und ich glaube mich nicht zu täuschen, daß Eure hochgeehrte Frau Gemahlin dagegen nichts einzuwenden haben wird. Umarmet Eure Tochter und vertraut sie dem Manne an, der es um uns Alle verdient hat.«

Der Wojewode entgegnete nichts mehr. Die Feierlichkeit des Moments und die Liebe zu seinem Kinde hatten seinen aristokratischen Sinn gewandelt. Er umarmte mit Inbrunst seine Tochter und führte sie dem zitternden Truchseß entgegen.

Wenige Augenblicke darauf segnete seine Hand ein glückliches Paar.

XX.

Schluß.

Die Feierlichkeit der Vermählung fand in Warschau statt, wohin sich die Eltern beider Neuvermählten und die Großmutter begeben hatten.

Der Wojewode, nachdem er einmal seine Einwilligung ertheilt, ließ es niemals mehr merken, wie schwer ihm dieselbe gefallen. Es begegnete während der Vorfeier zu wiederholten Malen, daß sein Diener neben ihm Platz nahm. Seine Tochter empfing auf Knieen den Segen von den Eltern und der Großmutter ihres angetrauten Gatten. Bei alledem zeigte indessen der Wojewode nicht die mindeste Ueberhebung, man sah es ihm vielmehr an, daß sich auch sein Herz zu der brüderlichen Gleichheit bekannte. Dafür hatte er die Genugthuung, daß er mit den Neuvermählten eine Einladung zu Hofe erhielt, und daß sich der König selbst bei dieser Gelegenheit die Eltern und die Großmutter des Kron-Truchseß vorstellen ließ. Am wenigsten auf seinem Platze war allerdings Zacharias, der Vater; man hätte glauben können, daß er Alles, was um ihn vorging, nicht

recht verstand. Sogar seine Antworten auf huldvolle Fragen zeugten von unverkennbarer Verlegenheit und Zerstreutheit.

Als der Wojewode ihn vertraulich anredete:

— »Nun, Herr Zacharias, jetzt gehören auch wir zu einer Familie, seitdem sich unsere Kinder vereinigt,« antwortete er nach einigem Besinnen nur mit Mühe:

— »Ich bleibe doch der getreue Diener des Herrn Wojewoden, ich hoffe, daß ich die Gunst meines Brodherrn durch Alles das, was hier vorgeht, nicht verloren habe, mir ist es noch immer, als ob ich träume; wenn es sich aber in der Wirklichkeit so verhält, daß mein Sohn ein großer Herr geworden ist, so kann ich natürlich gegen die hohe Kolligation nichts einwenden, aber für meine Person möchte ich gern das bleiben, was ich bisher war: ein armer Edelmann und des Herrn Wojewoden getreuester Diener.«

Die Frau des Zacharias gewöhnte sich eher an ihre neue Stellung, aber die Großmutter war von alledem nicht im Mindesten überrascht, sie wußte die Würde einer Matrone selbst in der Nähe des Königs zu bewahren, so daß die Umgebung ganz unverholen ihre Freude darüber ausdrückte. Nächst ihr war die Neuvermählte ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern zumeist wegen ihres liebevollen und anspruchslosen Benehmens. Sie küßte zu wiederholten Malen die Hand der Großmutter. Bei Herrn Zacharias konnte sie

das nicht thun, denn dieser hielt die Hände auf dem Rücken und entgegnete ihre Annäherung stets mit einer tiefen Verbeugung, während er seinem Sohne gegenüber immer die väterliche Autorität zur Schau trug und als ob ihm weder seine Würde, noch die Sterne, die seine Brust schmückten, imponirten. Nach Sitte und Erziehung stand auch der Sohn nie anders, als mit dem tiefsten Respekt vor seinem Vater. Allerdings hatte dies eine gewisse Gemessenheit und den Ausschluß der Familiarität zur Folge, was aber in dem vorliegenden Falle der kindlichen Pietät durchaus keinen Abbruch that. Deshalb trennten sich auch Vater und Sohn nach Beendigung der Hochzeitsfeier mit der innigsten Herzlichkeit.

Herr Zacharias wollte um keinen Preis sein Gehöft und seine Wirthschaft verlassen. In vertraulichen Gesprächen mit seiner Ehefrau pflegte er zu sagen:

— »Wenn er auch mein Sohn ist, so hat er doch eine andere Natur; er ist nach meinem Vater geartet, der hatte auch nur große Dinge im Sinn, es ist ihm nicht geglückt; dagegen hat unser Sohn mehr erreicht, als er gewollt, mag er seinen Weg gehen, ich bleibe auf dem meinigen.«

Und er blieb es in der That. Selbst als das junge Ehepaar seinen Aufenthalt in Prusowo genommen, welches ihnen der Wojewode zum lebenslänglichen Besitz abtrat, trennte sich Zacharias nicht von seiner Behausung. Er meinte:

— »Es thäte wohl noth, daß ich meinem Sohne die Wirthschaft einrichte, denn er hat Alles, was er bei mir gelernt, im Kriege wohl wieder vergessen; aber man kann es von mir nicht verlangen, daß ich meine Ackernahrung verlasse, meine Felder, wo ich jede Furche kenne, meinen Garten, wo ich jeden Baum gepflanzt, meinen Weinberg, wo ich jede Rebe gezogen und vor Allem meine Beschäftigung hier, die mich froh und gesund erhält. Ich hätte ja durch die Güte des Herrn Wojewoden es auch zu einem Amte bringen können, habe aber immer dafür gedankt. Es geht nichts über meine Landwirthschaft.«

Die Großmutter jedoch nahm das Anerbieten mit Freuden an und siedelte nach Prusowo zu ihrem Enkel über. Die Hoffnung ihres ganzen Lebens war ihr dadurch in Erfüllung gegangen und es sollte ihr überdies noch eine Freude zu Theil werden, die sie nicht erwartet. Unter den reichen Festgaben, die für die Neuvermählten eingegangen waren, befand sich auch ein Rosenkranz mit kostbaren Steinen, welchen König August ausdrücklich für sie bestimmt hatte. Ueberdies wurde auf Veranlassung des Fürsten Primas die Leiche ihres Gatten Stanislaw nach der Metropolitankirche in Gnesen gebracht und daselbst unter feierlichen Exequien bestattet, bei welchen sie anwesend war. Sie verweilte darauf noch mehrere glückliche Jahre in der Mitte ihrer Enkel und erlebte es noch, daß die Verhandlungen wegen Kanonisation ihres Gatten in Rom ihren Anfang nahmen. Alljährlich an Festtagen oder bei

anderen feierlichen Gelegenheiten fand sich Zacharias mit seiner Frau zum Besuche ein und fragte regelmäßig wieder an, ob er seine Sendungen für die Küche seiner Schwiegertochter und die Fruchtgaben seines Gartens wiederholen dürfe.

Bald nachdem in Prusowo Alles eingerichtet war, stattete auch Kuxheim seinen Besuch ab, um nicht mehr fortzugehen. Er setzte seine gewohnte Lebensweise fort, die, wie der Leser weiß, darin bestand, sich mit seiner Umgebung zu unterhalten, und was ihm Bemerkenswerthes vorkam, zu Papier zu bringen. Die schöne Jahreszeit benutzte er, indem er die Umgegend als Naturforscher durchreiste und dem Truchseß seine Erfahrungen und Erlebnisse mittheilte.

Wenn sie dann im traulichen Familienkreise sich zusammenfanden und der Stunden gedachten, die sie in dem Schloßverließ zugebracht hatten, geschah es, daß Alle dem Beispiele Kuxheims folgten, und Zeit, Ort und durchlebte Freuden und Leiden nicht anders nannten als:

Kerkerwonne.

Das Werk, welches er in der Gefängnißzelle niedergeschrieben, führte er später nach und nach seiner Vollendung entgegen. Es muß indessen bei dem Brande des Schlosses während der Conföderation von Bar ebenfalls verloren gegangen sein, und es ist also von dem Unvergänglichsten alles dessen, was wir geschildert, nichts übrig geblieben, als das Andenken.

Der Truchseß überlebte seine Gattin nach einer langen, und wenn auch kinderlosen, doch überglücklichen Ehe. Den Säbel seines Großvaters hatte er auf dessen Grabdenkmal in der Kathedrale zu Gnesen niedergelegt, wo er sich noch befindet und wo die Gebeine seiner Großmutter bestattet sind.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

Hut

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bachmann, W.

Kerkerwonne Historischer Roman aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts

Berlin 1859
P.o.germ. 69 he
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104983-5